Meinrad Lienert

Erzählungen aus der Schweizergeschichte

Schweizergeschichte

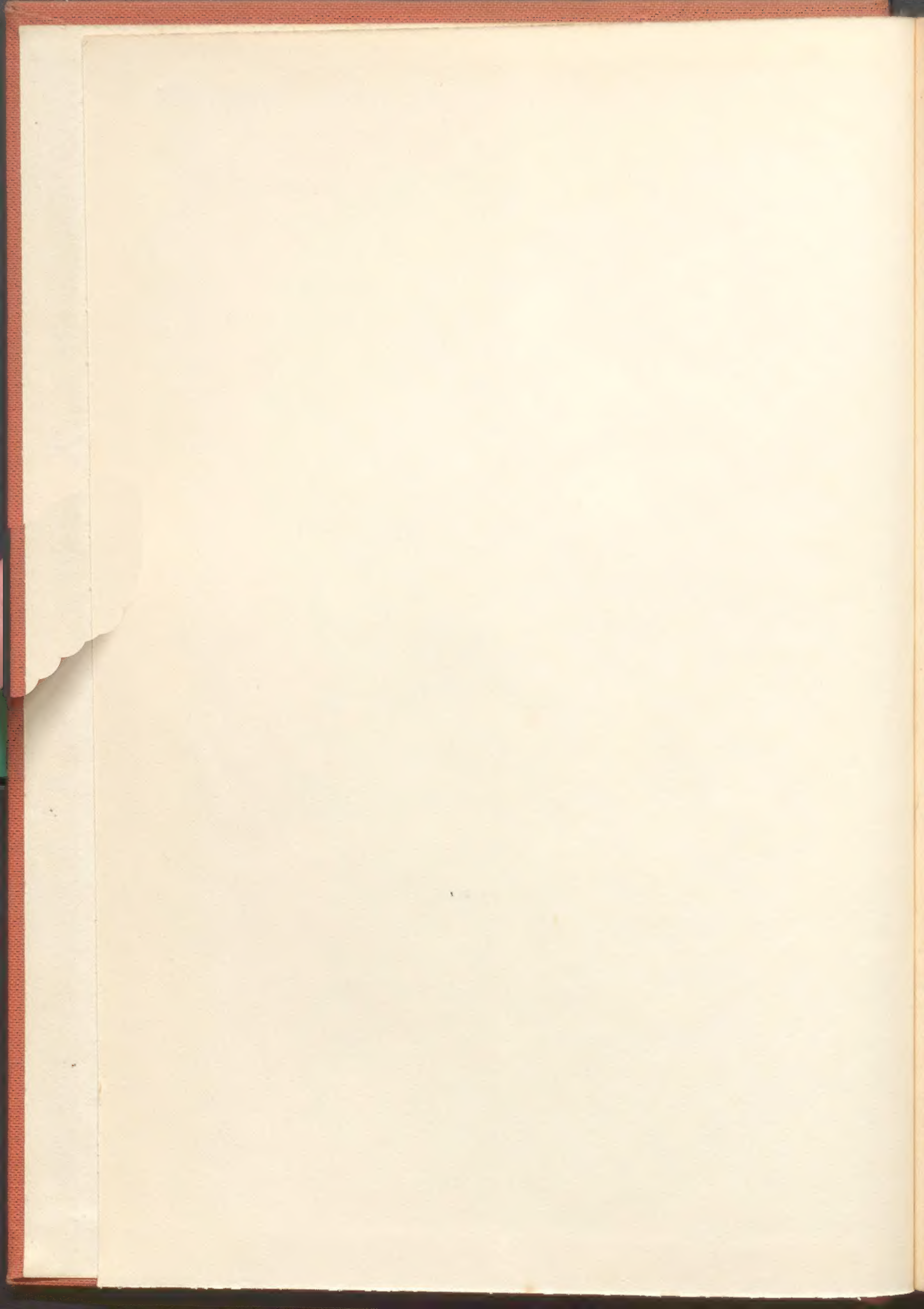
Dies ist eine Schweizergeschichte in 154 Erzählungen, von einem wahren Dichter frisch und lebensnah geschaut und gestaltet. Lienert vermag die jungen Leser zu fesseln, in ihnen Freude zu wecken am Vergangenen und sie zu tatbereiter Liebe zum Vaterland zu begeistern. Da lauschen wir alten Sagen, erschauern ob Krieg und Not und freuen uns an den Kulturerrungenschaften unserer Vorfahren. Ganz besonders vermögen die Lebensbilder von Helden, Wohltätern, Malern und Dichtern zu packen und zum Nacheifern anzuspornen. Von den Pfahlbauern erzählt das Buch, von den Helvetiern und den alten Eidgenossen, und auch die Menschen und Ereignisse der neuern Zeit erstehen in kraftvollen, eindrücklichen Bildern. Von diesen Bildern sagt Lienert im Vorwort, sie werden vor allem der Jugend willkommen sein, aber auch jedem Schweizer, der unser schönes Heimatland von Herzen liebt.

Zur zweiten Auflage, die bereits von Arthur Frey bereichert worden ist, schrieb die *Schweizerische Lehrerzeitung:* Das Buch ist bewundernswert durch seine durchgehende Neutralität in politischen und religiösen Dingen. *Der Zürcher Bauer* schrieb: Dieses prächtige vaterländische Werk bildet auch für Erwachsene eine recht lehrreiche und bedeutsame Lektüre, die jeder währschaften Bauernfamilie sehr wohl ansteht. Das *Badener Tagblatt* schrieb: Lienert hat ein prächtiges Jugend- und Volksbuch geschaffen, um das andere Länder uns beneiden dürfen.

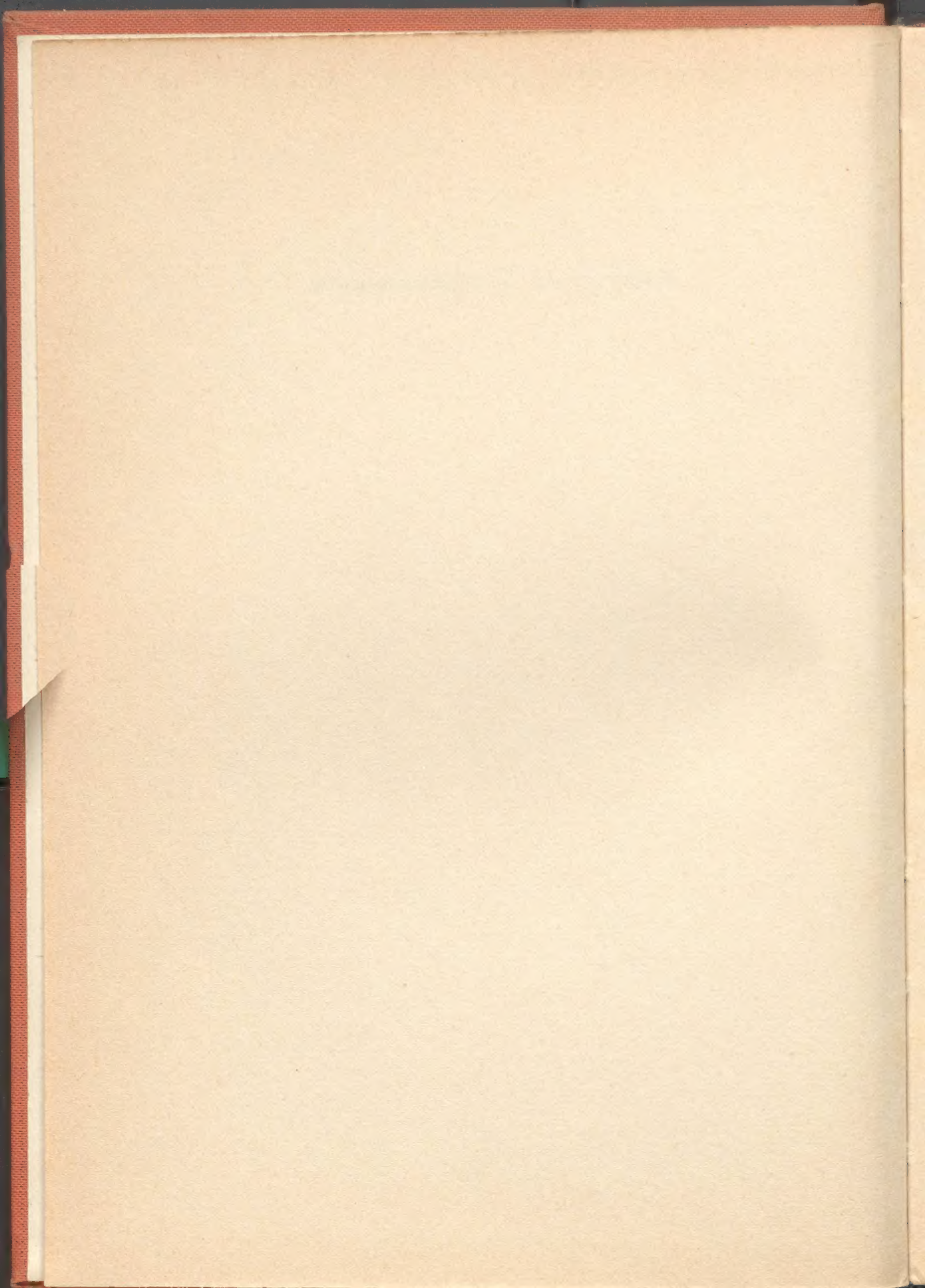
Mit 17 Bildern von Godi Hofmann

CH. Maurer 82

10/41



Erzählungen aus der Schweizergeschichte



MEINRAD LIENERT

Erzählungen aus der Schweizergeschichte

Ergänzt und teilweise umgestaltet
von Arthur Frey

Verlag H. R. Sauerländer & Co. Aarau

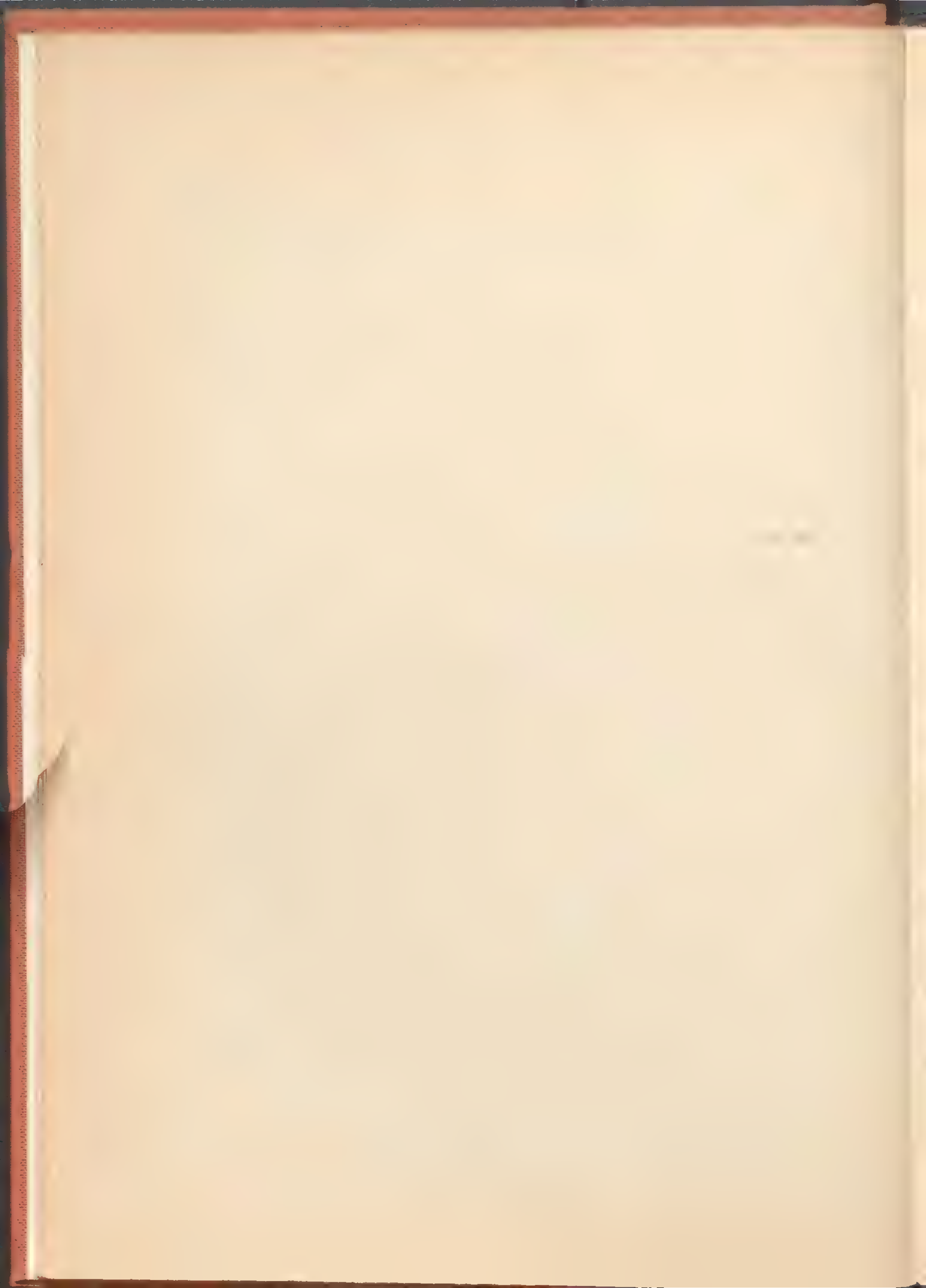
Illustrationen von Godi Hofmann
Vierte Auflage
Druck und Einband: Druckerei H. R. Sauerländer & Co. Aarau
Schweizer Druck. 1961. Printed in Switzerland

Vorwort zur dritten Auflage

Die Knaben und Mädchen, in deren Hand dies Buch kommt, werden das Vorwort überschlagen, und das schadet nichts. Den Erwachsenen aber, die einen Blick in seinen Inhalt tun mögen, sei mit einigen Worten gesagt, von welchen Absichten sich der Herausgeber der neuen Auflage hat leiten lassen.

Kein Lehrbuch soll es sein, nein, ein lebensfrisches, das Gemüt erwärmendes Erzählungsbuch. So hatte es Meinrad Lienert im Sinn, und dabei soll es bleiben. Nur möchte er in seiner neuen Gestalt noch etwas mehr als in jeder frühern der geschichtlichen Wahrheit folgen, damit der junge Leser aus diesen Erzählungen nicht zu Vorstellungen gelange, die ihn verwirren könnten durch ihren Widerspruch mit dem, was er in der Schule oder aus eigentlichen Lehrwerken vernimmt. Darum sind Geschichte und Sage deutlich auseinandergehalten und einzelne Abschnitte, die auf unzutreffender Überlieferung beruhen, ausgeschieden worden. Dagegen haben einige neue Stücke Platz gefunden, die dazu dienen möchten, die einzelnen Begebenheiten in den Zusammenhang mit den eidgenössischen Zeitereignissen zu bringen und so die einfachsten Kenntnisse und ein erstes Verständnis der Schweizergeschichte zu vermitteln. Und damit der Leser auch die Anfangsbegriffe vom heutigen Zustand seines Vaterlandes und von seinen Einrichtungen erhält, sind einige Kapitelchen über die neueste Entwicklung angeschlossen worden. Wo es geboten schien, hat der Text sprachliche Vereinfachungen erfahren. Das aber, was Meinrad Lienert dem Buch an anschaulicher Darstellungsweise, an dichterischem Reiz, an herzhaftem Humor mitgegeben hat, das soll unverkümmert auch aus dieser neuen Auflage zur Jugend sprechen. Und selbst da, wo eine seiner Erzählungen von feststehenden Tatsachen im einzelnen abweicht, hat sich der Herausgeber, soweit die Grundlinien des geschichtstreuen Bildes nicht verwischt waren, nicht zu berichtigenden Veränderungen entschließen können. Die Jugend soll nicht verkürzt werden an der Freude, die ihr ein mit der eigenwilligen Dichterkraft Meinrad Lienerts gestaltetes Erzählungsstück zu bereiten vermag.

Um Ostern 1949 *Arthur Frey*



Die Pfahlbauer

In uralten, nebelgrauen Zeiten, als die Menschen erst so recht zu erwachen und ihre Augen für Gottes herrliche Schöpfung aufzumachen begannen, lebte in unserem Lande ein Volk, von dem niemand weiß, woher es gekommen war und was für eine Sprache es redete. Das hatte eine seltsame Art, zu wohnen. Es stellte nämlich seine Dörfer und Weiler, die aus kleinen, schilfgedeckten Hütten bestanden, nicht in die grüne Talflur oder an sonnige Halden, wie wir es heute gewohnt sind, sondern an die Seen, nein, gleich in die Seen hinein, nah am Ufer. Da wurden starke Pfähle in den Seegrund gerammt; darauf legte man querüber roh behauene Baumstämme und auf diese einen Boden, der sich kniehoch über den Wasserspiegl erhob, und darauf errichtete man die Wohnhütten und Ställe. Vom festen Lande her führte zu diesem Pfahldorf ein Steg, der zur Nachtzeit oder wenn Gefahr drohte, leicht abgebrochen oder abgesperrt werden konnte. Solche Siedelungen gab es viele auf unsern blauen Seen, vor allem in jenen, die sich wie der Zürichsee, der Pfäffikersee, der Greifensee, der Hallwilersee, aber auch der Bielersee, der Neuenburgersee, der Genfersee, vom Ufer weg ganz sänftiglich vertiefen. Dagegen hüteten sich die Pfahlbauer, wie man dieses Volk heute nennt, vor den Gewässern, die in die Berge eingebettet sind, deren Grund jäh und unversehens abfällt und die bei jedem Sturm gleich zu wüten anfangen, wie etwa der Walensee und der oberste Arm des Vierwaldstättersees.

Da lebten nun die Leute inmitten von Seen und Urwald. Das Wasser schützte sie vor bösen Nachbarn und reißenden Tieren, und in ausgehöhlten Baumstämmen, den Einbäumen, konnten sie auf den Fischfang gehen oder über die stille Flut zu guten Freunden auf der nächsten Siedelung fahren.

Es war nach unsern Begriffen ein kümmerliches und armseliges Leben. Die Leute mußten es noch ohne das elektrische Licht und all das bequeme Hunderterlei machen, das wir heute nicht mehr glauben entbehren zu können. Doch kannten sie bereits das Feuer; sie erzeugten es, indem sie einen zugespitzten Stab gegen ein leicht brennbares Holzstück stemmten und mittels einer Schnur in rasche Umdrehung versetzten, bis an der

Reibungsstelle Rauch und zuletzt eine kleine Flamme aufstieg. Damit machten sie Feuer im offenen Herde; darüber bereiteten sie ihre Mahlzeiten, und sein Schein erhellte nachts die Hütte.

Sie hatten auch schon Haustiere: Rosse und Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine, ja selbst Hunde. Und in gerodeten und eingehegten Landstücken am Ufer pflanzten sie Gerste und Weizen für das tägliche Brot und Flachs zu Herstellung von Garn und Geweben. Auch verstanden sie es, aus weichem Ton Schalen und Töpfe zu formen und hart zu brennen; manchmal brachten sie auch einfache Verzierungen darauf an.

Aber Handwerker wie heutzutage gab es noch nicht. Jeder mußte sein eigener Schneider, sein eigener Bäcker und Metzger sein. Daß es gar Zuckerbäcker geben könnte, ahnte kein Mensch. Wohl aber freute sich groß und klein an dem Honig, den man wilden Bienenvölkern aus ihren Wohnungen in hohlen Baumstämmen wegnahm.

Und wie notdürftig waren die Werkzeuge, mit denen man sich behelfen mußte, wie mühselig ihr Gebrauch! In ältester Zeit kannten die Pfahlbauer noch kein Metall. All ihre Waffen und Gerätschaften fertigten sie aus Holz und Stein, aus Knochen und Horn. Der Wald gab ihnen biegsame, zähe Eschenstämmchen und anderes Holz zu Bogen und Spießschäften, zu Stielen und Griffen. Aus den Splittern des stahlharten Feuersteins stellten sie mit unendlichem Fleiß Pfeil- und Lanzenspitzen, Messer und Bohrer, Sicheln und Sägen her. Besonders harte Steine anderer Art, die eine geeignete Form hatten, wurden zu Beilen und Meißeln zurechtgeschliffen und in Handhaben von Holz oder Hirschhorn eingesetzt. Angeln und Harpunen für den Fischfang, Näh- und Haftnadeln und vielerlei andere kleinere Gerätschaften schnitzte die unermüdliche Hand aus Knochen und Horn. – Das alles erzählen uns die Funde, die an den Stätten der einstigen Pfahlbauten gemacht worden sind: Tierknochen, Gewebefetzen, Tonscherben, Überreste von all diesen Waffen und Werkzeugen, ja sogar Getreidekörner, die 3000 Jahre und mehr im Seeschlamm begraben waren, ohne zu verderben.

Die Männer liebten die Jagd. Wie es tagte, gingen sie über den Steg ans Ufer und wagten sich in die dichten, ungeheuren Wälder hinein, die fast überall Berg und Tal bedeckten. Da gab es Wild in Menge. Sie schlichen

es vorsichtig an oder ließen es durch die Hunde aufstöbern. Kleinere Tiere erlegten sie durch wohlgezielte Pfeilschüsse; den größern gingen sie mit Spieß und Steinaxt zu Leibe, wobei sie nicht selten gefährliche Abenteuer zu bestehen hatten. Sie fingen auch manch gutes Stück in Fallen oder in Gruben, die sie an den Wegen des Wildes, den Wechseln, wie der Jäger sagt, aus der Erde aushoben und mit belaubtem Reisig leicht bedeckten, um den Tieren den drohenden Abgrund zu verbergen. So machten sie manchmal reiche Beute. Hasen, Rehe, Hirsche, Wildschweine, auch Urochsen und Wisente – das sind zwei Arten wildlebender Rinder – lieferten ein schmackhaftes Wildbret, ebenso manche Vögel, wie Wildenten, Rebhühner, Auer- und Birkhähne. Aus dem Fell der Füchse und Marder, der Wildkatzen und Luchse, der Bären und Wölfe bereitete man Pelzwerk zu Mützen und winterlichem Gewand.

Oft folgten die Buben und Mägdlein den Männern ein Stück weit in die Wildnis hinein. Im Sommer fanden sie da Beeren, im Herbst Haselnüsse und unter den wilden Obstbäumen Holzäpfel und kleine, harte Birnen. Daneben hatten sie auch schon ihr eigenes Tagewerk. Sie hüteten das Vieh, das tagsüber am Ufer weidete, und die Schweine, die am Waldsaume nach Eicheln und Buchnüßchen suchten.

Wie vielerlei bekamen sie dabei zu sehen!

Da stand, auf Fische und Frösche lauernd, der Fischreiher im Schilf. Dort bauten Biber, armlange Nagetiere mit feinem Pelz und langem, breitem Schwanz, im einmündenden Bach ihre wunderlichen Erdwohnungen. Und hoch über Wald und See kreisten Adler, Falken und andere Raubvögel. Dann und wann stieß einer von ihnen in jähem Fluge herab und strich gleich darauf mit einem Entlein oder einem Fisch zwischen den Fängen über das Wasser hinweg. So verging der Tag in abwechslungsreicher Kurzweil.

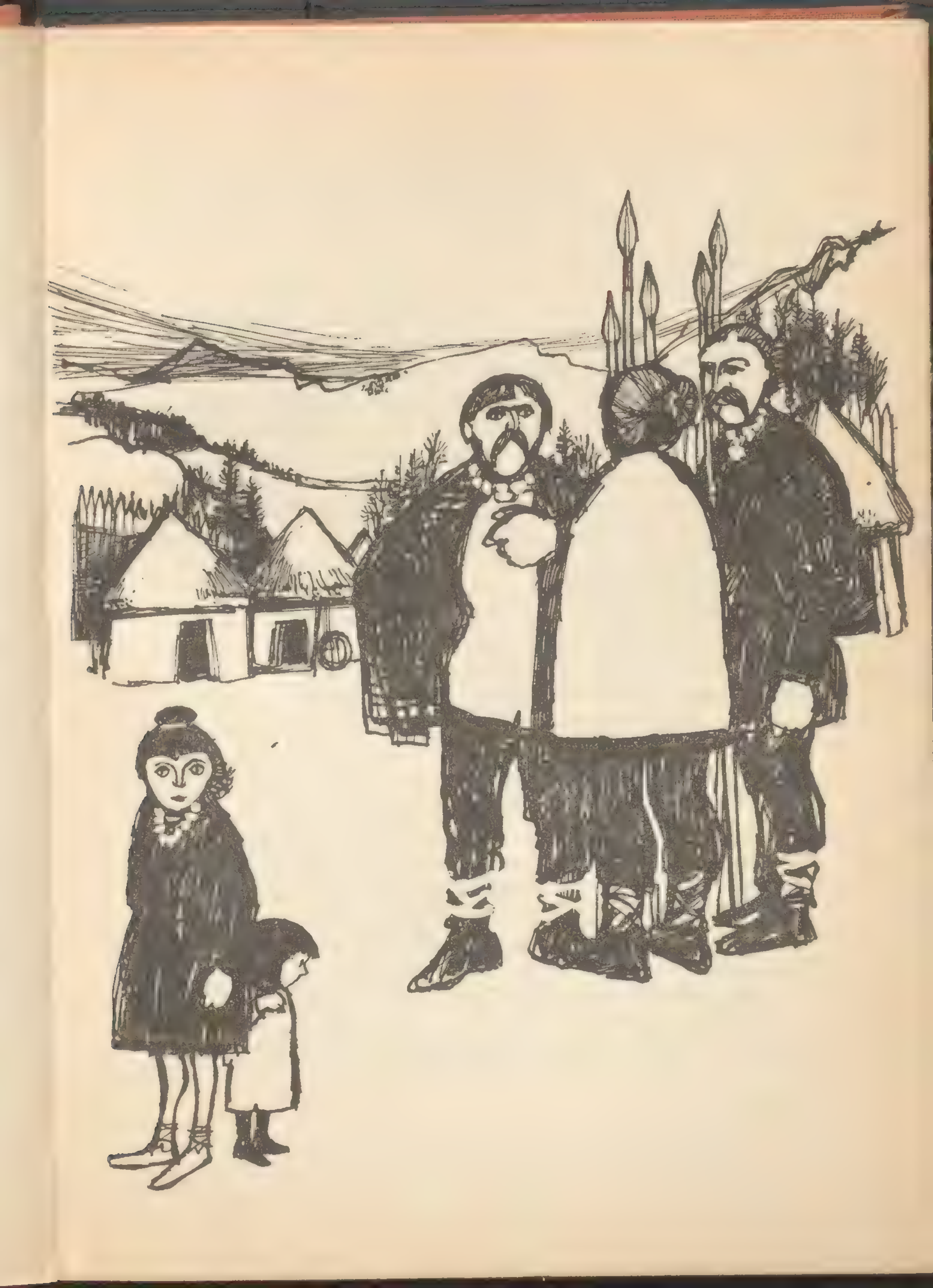
Gegen den Abend kehrten die Männer von der Jagd zurück. Sie halfen den Buben, ihre vierbeinigen Schützlinge über den Steg in das Pfahldorf eintreiben; denn der Nacht am Ufer war nicht zu trauen. Das erbeutete Wild wurde ausgeweidet, soweit dies nicht im Walde bereits geschehen war, dann abgehäutet und zerwirkt. Ein paar Stücke davon kamen gleich über das Herdfeuer. Wenn sie braun gebraten waren, so daß ein ver-

lockender Duft von ihnen aufstieg, erhielt jedes seinen Anteil und aß ihn fröhlich aus der Hand. Das Abwaschen nach Tische gab nicht viel zu tun. Den Durst stillte man mit frischer Kuh- und Ziegenmilch, die in Tonschalen herumgereicht wurde. Nach der Mahlzeit spielten die Kleinen noch ein Weilchen im Freien oder sahen einem Nachbarjungen zu, der an der Umzäunung des Pfahldorfs stand und mit der Angelschnur dann und wann ein Fischlein aus dem Wasser heraufholte. Dann schlüpften sie in die Hütte und legten sich auf dem Heulager zur Ruhe. Wenn es ihnen zu kühl wurde, zogen sie ein langwolliges Schaffell über sich.

Die Erwachsenen aber verweilten bei guter Witterung gerne noch draußen im Freien. Die müden Jäger sahen den Frauen und Töchtern zu, die beim letzten Tageslicht allerlei häusliche Arbeiten verrichteten. Die Mädchen spannen vielleicht; die Großmutter wob aus dem derben Flachsfaden am urzeitlich einfachen Webstuhl ein Gewebe, rauh wie Sackleinwand; die Mutter flickte mit der groben Beinnadel zerrissene Gewänder. Vielleicht auch halfen zwei der jüngern Mädchen einander aus dem Flachsfaden Schnüre drehen, um daraus ein neues Fischernetz zu flechten, und ihre ältere Schwester schüttete in eine halbrunde Höhlung, die sauber aus einer Sandsteinplatte herausgemeißelt war, Getreidekörner auf und zermalmte sie mit einem passend geschliffenen Stein zu Mehl. Vielleicht gar beschäftigte sich eine der stattlichen Jungfrauen damit, durchlochte Zähne von Eber, Bär und Wolf an eine Schnur aufzureihen zu einer Halskette. Denn ein wenig eitel waren die Pfahlbauleute auch schon. Sie trugen gerne solchen Schmuck. In spätern Zeiten verwendeten sie dazu am liebsten den honigfarbig schimmernden Bernstein, ein versteinertes Harz, das sich an den Meeresküsten findet und wahrscheinlich im Tausch gegen andere Dinge von Land zu Land zu ihnen gekommen ist.

Wenn dann die Dunkelheit hereinbrach und die Arbeit ruhen mußte, sangen sie wohl auch in ihrer rauhen Sprache ein Lied über den stillen See hinaus. Und köstlich mag es ihnen vorgekommen sein, so in aller Sicherheit auf ihrem Boden über dem Wasser leben und lieben, schaffen und schlafen zu dürfen.

Nicht jeden Tag konnten die Männer auf die Jagd gehen; denn sie waren ja auch Bauersleute. Im Spätherbst oder im Frühling mußten sie



das Ackerfeld am Ufer umbrechen oder doch auflockern und die neue Saat bestellen, den Sommer über Heu zur Winterfütterung der Haustiere einbringen, im Hochsommer das Getreide schneiden. Das waren mühselige Arbeiten. Besonders die Handhabung der Feuersteinsichel kostete manchen Schweißtropfen. Später wurde auch der Flachs gezogen und verarbeitet. Doch gehörte dies wohl eher zum Tagewerk der Frauen.

Aber gerade bei diesen mühevollen ländlichen Arbeiten wurde den Pfahlbauleuten ihr Seewinkel zu einer lieben Heimat. Die einzelne Familie lebte ja auch nicht ganz allein und abgesondert; es waren Nachbarn da und gute Freunde. Sie wohnte ja wohl in ihrer eigenen Hütte, hatte ihr bestimmtes Eigentum an Vieh und Land und sorgte vor allem für sich selbst. Wenn aber am Boden, auf dem die Hütten standen, an der Umzäunung, die seinen Rand umgab, oder am Zugangssteg etwas auszubessern war, dann halfen einander alle Einwohner des Pfahlbaudorfes getreulich. So bildeten sie bereits das, was wir heute eine Gemeinde nennen.

Und sie fühlten auch, daß über allem, was auf dieser Welt geschieht, eine unsichtbare höhere Macht waltet. Sie glaubten sie zu erkennen in Sonne, Mond und Sternen, die wundersam in einer gewissen Ordnung durch den Himmelsraum ziehen. Am meisten fiel ihnen der Mond auf, der seine Gestalt beständig verändert. Darum formten sie seine Sichel nach und verehrten sie als Wahrzeichen dieser göttlichen Macht, wie wir heutzutage das Kreuz als Sinnbild des christlichen Glaubens verehren.

Jahrhundertelang lebten die Pfahlbauer so dahin, einsam und einfach. Was ihnen am meisten fehlte, um die Arbeit etwas leichter und ihr Dasein weniger mühevoll zu machen, das war irgendein Metall, das sich zu bessern Werkzeugen, als man sie besaß, verarbeiten ließ. Endlich aber fand ein solches Metall doch auch den Weg zu den von Wald und See umschlossenen Dörfern. Das war die Bronze, eine Mischung von Kupfer und Zinn. Woher sie kam und wer sie einführte, kann uns niemand sagen. Dagegen wissen wir, daß sie der Lebensweise eine völlige Wendung gab. Denn mit Waffen und Werkzeugen aus diesem Metall konnte man mehr ausrichten als mit den armseligen Steinäxten und Horngeräten. Und man hatte Gefallen an seinem rötlichen Schimmer. Man goß Ringe aus dieser Bronze und legte sie als Schmuck um Oberarme und Fußknöchel.

Noch mehr veränderte sich das Leben und Treiben der Pfahlbauer, als sie – man weiß wieder nicht, auf welche Weise – auch das Eisen kennen lernten. Mit Schwertern und Streitäxten aus diesem Metall, mit Lanzen und Pfeilen, deren Spitzen eisern waren, vermochte man jedem Feind und jedem reißenden Tier zu widerstehen. Und Meißel und Messer, Nadeln und Gerätschaften jeder Art, die aus Eisen verfertigt waren, ließen sich leichter handhaben und leisteten bessere Arbeit als jedes Werkzeug zuvor.

Auch die Gewebe und Töpfereien waren inzwischen vollkommener geworden. Die Hände hatten bei der Arbeit etwas gelernt, die Kräfte des Geistes sich an der Erfahrung entwickelt. So wagte dieses Volk es endlich, seine feuchten Wohnungen über dem See zu verlassen und sich auf dem festen Lande anzusiedeln. Die Pfahlbauten verödeten und verfielen; manche auch wurden durch Feuer zerstört. Ihre Stätten blieben verschollen, wohl 2000 Jahre lang. Aber eines Tages entdeckte man sie wieder. Das war in dem harten Winter von 1853 auf 1854. Da sank der Spiegel des Zürichsees so sehr, daß am Ufer weite Strecken seines Bodens aus dem Wasser traten und austrockneten. Diese Gelegenheit benützten Anwohner des Sees in dem Dorfe Obermeilen, um Land zu Wiesen und Äckern zu gewinnen. Sie umschlossen geeignete Stücke des bloßgelegten Seebodens mit Mauern, um dem Wasser die Rückkehr zu verwehren, und füllten den eingefriedigten Raum aus mit fetter Erde, die sie weiter draußen dem trockenen Seegrund entnahmen. Bei dieser Arbeit kamen unvermutet Köpfe von Pfählen in ganzen Reihen zum Vorschein, und im ausgehobenen Seeschlamm fand man eine Menge von Hirschgeweihen und zahlreiche Gegenstände, denen man gleich ansah, daß sie von Menschenhand gearbeitet waren und als Waffen oder Werkzeuge gedient hatten. Es wurden Gelehrte herbeigerufen. Diese besichtigten die Pfahlreihen und die Funde und kamen zu der Überzeugung, daß man hier auf die Überreste menschlicher Wohnungen aus uralter Zeit gestoßen sei. Die Entdeckung machte großes Aufsehen. Man fing an, auch in andern Seen Grabungen und Nachforschungen anzustellen, und fand im Laufe der Zeit einige Hundert von solchen im Seegrund begrabenen Siedelungen. Und aus allem, was da zu Tage trat, besonders an Fundgegenständen, konnte man sich allmählich ein Bild davon machen, wie dieses uralte Volk einst gewohnt und

gelebt hat. Wohl in allen Altertumssammlungen der Schweiz sind heute solche Fundstücke der verschiedensten Art als Zeugen dieser fernen, seltsamen Vergangenheit zu sehen.

Was aber aus dem Volke geworden ist, nachdem es auf das feste Land übergesiedelt war, ob es weiterzog in neue Wohnsitze, ob es sich mit spätern Ansiedlern vermischte, welches sein ferneres Schicksal war, darüber wissen wir wenig Zuverlässiges. Der feste Boden hat sein Andenken nicht so getreulich bewahrt wie der Seegrund.

Von den Helvetiern

Zur Zeit, da der römische Kaiser Augustus das Gebot erließ, daß das jüdische Volk gezählt werde, und Maria ihrem Gatten Joseph in seine Heimatstadt Bethlehem folgte und hier in der heiligen Nacht der Menschheit den Heiland schenkte, zu jener Zeit war das römische Volk das mächtigste in der ganzen Welt. Seine Herrschaft reichte im Osten bis weit ins Morgenland hinein und erstreckte sich im Westen von Italien aus über Frankreich und Spanien. Und kurz vor der Geburt Christi hatten die Römer auch das Volk unterworfen, das damals in unserem Vaterlande wohnte.

Dieses Volk waren die Helvetier. Sie gehörten zur großen Völkerfamilie der Kelten. Diese waren vor den Römern die Herren von fast ganz Mitteleuropa; heute aber sind sie beinahe ausgestorben. Nur in einigen Gegenden von Frankreich, Spanien und England leben noch Nachfahren dieses einst so weit verbreiteten Volkes. Sie reden heute noch Mundarten, die aus der alten keltischen Sprache hervorgegangen sind.

Wie die Helvetier aussahen, wissen wir aus römischen Steinbildern, auf denen sie dargestellt sind. Es waren Leute von hohem, stattlichem Wuchs. Das blonde Haar trugen die Männer zurückgekämmt und auf dem Hinterhaupt zu einem Knoten verschlungen. Die vorspringende Adlernase, der starke, über den Mund herabhängende Schnurrbart, oft auch ein spitz zugeschnittener Kinnbart, dazu der stolze Blick der Augen gaben ihnen ein kühnes, trotziges Aussehen. Ihre Bekleidung bestand aus langen,

über den Knöcheln verschnürten Hosen und einer Ärmeljacke, über die bei rauher Witterung ein kurzer, kragenartiger Mantel geworfen wurde. Krieg und Jagd waren ihre Lieblingsbeschäftigung. Mit starkem Arm handhabten sie ihre Waffen, den gewaltigen Speer und das lange Schwert. Ein mannshoher Schild gab dem Körper Schutz. So gerüstet zogen sie aus, in den Krieg. Die Gefangenen, die sie aus siegreichem Kampfe heimbrachten, machten sie zu Sklaven. Die mußten das Feld bestellen und die schwerern Hausgeschäfte besorgen.

Die Helvetier verstanden sich auch bereits auf mancherlei Gewerbe. Die Häute von Haus- und Wildtieren verarbeiteten sie zu Leder und verfertigten daraus Schuhe und Gürtel, auch Sättel und Zaumzeug für ihre Rosse. In hoher Blüte stand bei ihnen das Schmiedehandwerk. Das beweisen die trefflichen Waffen und Werkzeuge. Und weit bekannt waren die helvetischen Goldschmiede. Mit Geschick und Kunstsinn schufen sie aus dem edlen Metall, das sie vielleicht von andern Völkern erwarben, vielleicht auch aus dem Geröll der Flüsse herauswuschen, Schmuck aller Art. Besonders beliebt waren Hals- und Armringe. Die gab man den Toten vornehmen Standes mit ins Grab. Auch Goldmünzen wurden hergestellt. Sie dienten als Zahlungsmittel im Handelsverkehr, der weit über die Grenzen der Heimat hinausreichte zu den Nachbarvölkern.

Von einem lebendigen Gott, der die Welt geschaffen hat und jedes Menschenschicksal bestimmt, wußten die Helvetier noch nichts. Als Gottheiten verehrten sie die Sonne, die der Erde Licht und Wärme spendet, und den stillen Nachtwandler ob den Bergen, den Mond. Auch im Feuer, das bald so wohltätig und bald wieder so gefährlich sein kann, glaubten sie göttliche Kräfte zu erkennen, gute und böse. Und für heilig hielten sie die Mutter Erde, die aus ihrem Schoß so viel Leben, Seltsames und Wunderbares hervorbringt. Zu diesen Gottheiten beteten sie; bei ihnen suchten sie Schutz und Hilfe. Aber sie hatten auch beständig Furcht vor ihrem Zorn. Darum opferten sie, um ihre Gunst zu gewinnen und sie zu versöhnen, Rosse, Rinder und andere Haustiere, in frühester Zeit sogar Menschen. Diese Opferbräuche und den sonstigen Götterdienst feierten sie nicht in Tempeln, sondern auf freien Anhöhen, zumeist in Hainen von mächtigen Eichen. Denn Wald und Feld, Baum und Busch, jede

Pflanze glaubten sie von geheimnisvollen Wesen belebt; besonders heilig aber war ihnen die Eiche. Ihre Priester hießen Druiden. Sie gingen barfuß, waren mit weißen Oberkleidern angetan und bei ihren feierlichen Handlungen mit Efeu bekränzt. Jeden Frühling schnitten sie mit einer goldenen Sichel die auf Bäumen wachsende immergrüne Mistel, der sie vielfache Wunderkraft zuschrieben. Sie waren dem Volke auch Ärzte und Richter, trieben Sternkunde, verstanden die Kunst des Schreibens und standen im Rufe, die Zukunft voraussagen und Zauberei üben zu können. Das gab ihnen ein großes Ansehen. Man hörte in allen Dingen auf sie und glaubte, die Stimme der Gottheit spreche aus ihnen.

Neben diesem vornehmen Stande gab es im helvetischen Volke auch bereits einen Adel. Das waren reiche Familien, die einen ausgedehnten Landbesitz an sich gebracht hatten und ihn durch Hunderte, ja Tausende von unfreien, versklavten Leuten bearbeiten ließen. Den größten Teil des freien Volkes aber bildeten selbständige Bauern. Viele von ihnen saßen unabhängig auf eigenen kleinern Gütern; andere hatten Grundbesitz gegen Zins zu Lehen. Alle aber führten gegenüber den Unfreien ein stolzes, herrisches Leben.

Die Adeligen waren die Führer des Volkes in Krieg und Frieden. Von Zeit zu Zeit aber fanden große Versammlungen statt, an denen alle Freien bewaffnet teilnahmen, um miteinander die Fragen des Landes zu beraten. So war das Staatswesen der Helvetier eine Republik. Einen König duldeten sie nicht; wer nach solcher Alleinherrschaft trachtete, den bedrohte der Feuertod.

Jahrhunderte lang lebte dieses Volk in voller Freiheit. Es zerfiel in einzelne Stämme. Diese bewohnten zusammen 400 Dörfer und 12 Städte. Durch das Land führten kunstlose Wege, auf denen man auch Roß und Karren benutzen konnte. Da fand ein Verkehr von Ort zu Ort statt. Oft führte er auch über die Landesgrenzen hinaus, zu den Nachbarvölkern, mit denen man Handel trieb. Aber weit über dieses friedliche Leben ging den Helvetiern das Waffenhandwerk. In den Krieg zu ziehen, Kraft und Mut zu erproben, Beute zu machen, fremde Völker zu unterwerfen, das sagte ihnen mehr zu als jede Tätigkeit zur Bereicherung und Verschönerung des Lebens in friedlicher Arbeit. In Liedern verherrlichte man die

Männer, die sich durch kühne Kriegstaten hervorgetan hatten, und wenn sie aus dem Leben geschieden waren, bestattete man sie mit großen Ehren. Schon oft hat man in unserem Schweizerlande Gräber gefunden, in denen helvetische Kriegshelden, die Waffen zur Seite, mit köstlichem Zierat geschmückt, von ihrem kampfreichen Leben ausruhten.

Divico und Orgetorix

Jeder rechte Mensch von heutzutage liebt den Flecken Erde, auf dem er aufgewachsen ist. In jungen Jahren zieht er vielleicht gerne in die Welt hinaus, um andere Gegenden und andere Völker kennen zu lernen. Aber ebenso gerne kehrt er wieder in die Heimat zurück. Sie ist ihm ein Eigentum des Herzens, das er um keinen Preis aufgeben möchte.

Zur Zeit, da die Helvetier unser Land bewohnten, war es anders. Viele Völker hatten damals noch keine Heimat, an der sie mit ganzem Herzen hingen. Immer wieder kam die Lust zum Wandern über sie. Oft auch trieb die Not sie in die Ferne. Der karge Boden, auf dem sie lebten, vermochte seine Bewohner nicht zu ernähren, besonders wenn diese an Zahl dauernd zunahmen. So sehnten sie sich nach einer Welt, wo die Erde fruchtbarer war und die Sonne wärmer schien, wo es sich leichter und behaglicher leben ließ.

Die Römer freilich dachten nicht ans Auswandern; sie hätten ja nirgends eine Heimat finden können, die reicher gewesen wäre als ihr schönes Italien oder das unter ihrer Herrschaft stehende Gallien, das heutige Frankreich. Aber im rauhen Norden und Osten unseres Erdteils, wo der Winter lang und hart ist und man dem Boden mühsam das tägliche Brot abgewinnen muß, da wohnten damals Völker, die immer wieder darauf sannen, ihre rauhe Heimat gegen eine sonnigere, fruchtbarere zu vertauschen. Die stärksten unter ihnen gehörten zum großen Völkerstamm der Germanen. Die reiche südliche Ferne lockte sie an. So war es kein Wunder, daß etwa hundert Jahre vor Christi Geburt eines dieser Völker an der Rheingrenze auftauchte und Durchlaß begehrte, um sich in Gallien

eine neue Heimat zu suchen und sie, wenn nötig, mit bewaffneter Hand zu erobern. Das waren die wilden, kriegslustigen Kimbern.

Die Helvetier leisteten den heranflutenden Scharen keinen Widerstand. Sie wurden selber auch von der Wanderlust erfaßt. Unter der Führung eines jungen Kriegsmanns adeligen Geschlechts, namens Divico, schloß sich ihre streitbare Mannschaft dem fremden Volke an. Im südlichen Gallien stießen die Helvetier im Jahre 107 vor Christus auf ein römisches Heer. Sie griffen es unverzüglich an und brachten ihm eine schwere Niederlage bei. Nach altem Kriegsbrauch zwangen sie den besiegten Feldherrn, mit dem Rest seiner Truppen schmählich unter einem aus drei Speeren errichteten Jochgalgen durchzuziehen. Weil aber die Kimbern, die einen andern Weg eingeschlagen hatten, von den Römern besiegt und beinahe aufgerieben worden waren, wagten die Helvetier nicht, ihren Kriegszug fortzusetzen. Mit Beute reich beladen, kehrten sie in ihre alten Wohnsitze zurück.

Hier aber kamen sie nicht zur Ruhe. Immer häufiger und immer gewaltsamer drängten germanische Völkerscharen gegen und über die Grenze vor. Das bewog die Helvetier, auf einen neuen Auszug zu sinnen. Und wiederum war ihr Ziel das südliche Gallien, von dem die Alten, die es unter Divico kennen gelernt hatten, zu erzählen wußten, wie mild dort der Himmel und wie reich die Erde sei an Getreide, an köstlichen Früchten, Weintrauben, Orangen und andern Herrlichkeiten.

Es lebte damals in Helvetien ein mächtiger adeliger Herr mit Namen Orgetorix, auf dessen Gütern an die zehntausend Zinsbauern und unfreie Leute wohnten. Der hatte die ehrgeizige Hoffnung, sich auf einer großen Kriegsfahrt zum König der Helvetier aufschwingen zu können. Nachdem er sich unter den Vornehmen einen starken Anhang geschaffen hatte, trat er an einer Volksversammlung vor seine Landsleute und sprach zu ihnen: «Helvetier, ihr habt es nicht nötig, in diesem unwirtlichen Bergland zu leben. Wir wollen ausziehen, das ganze Volk, und ihr sollt euch die schönsten Gegenden von Gallien zur Heimat auswählen.» Jubelnd stimmte ihm die Menge zu. Es wurde beschlossen, nach drei Jahren mit Weibern und Kindern aufzubrechen, bis dahin aber Vorräte an Lebensmitteln zu sammeln und alles für den großen Kriegszug vorzubereiten.

Bald jedoch wurde es ruchbar, daß Orgetorix den geheimen Plan hatte, sich zum König aufzuwerfen. Er sollte sich vor der Volksversammlung verantworten. Da er befürchten mußte, zum Feuertod verurteilt zu werden, nahm er sich mit eigener Hand das Leben.

Die Helvetier aber gaben ihr Vorhaben nicht auf. Unablässig setzten sie ihre Rüstungen fort. Divico sollte wiederum, wie einst vor fünfzig Jahren, ihr Anführer sein. Sein Haar war inzwischen weiß geworden; aber immer noch lebte in ihm der kühne, willensstarke Geist. Als die Frist um war, gab er den Befehl zum Aufbruch. Ein gewaltiges Leben entstand in jedem Orte. Lebensmittel und die beste Habe wurden auf die bereitstehenden Zweiräderkarren geladen. Auch die Frauen und Kinder bestiegen die Fahrzeuge. Dann setzte sich der Zug, von bewaffneten Männern und Jünglingen begleitet, in Bewegung. Aber ehe man die alte Heimstatt verließ, wurden Häuser und Hütten in Brand gesteckt. Keiner der Ausziehenden sollte an eine Rückkehr denken; jeder sollte wissen, daß man eine neue Heimat erkämpfen mußte. Von Ort zu Ort wurde der Zug mächtiger. Zuletzt waren es viermalhunderttausend Menschen aus allen helvetischen Gauen. Ein Viertel dieser Volksmasse ging in Wehr und Waffen. Es war im Jahre 59 vor Christus.

Die Römer erfuhren von der Gefahr, die dem von ihnen beherrschten Gallien drohte. Sie sandten Julius Cäsar, ihren besten Feldherrn, mit einem starken, wohlgeschulten Heer den Helvetiern entgegen. Bei Genf verlegte er ihnen den Weg. Sie schickten Gesandte zu ihm, die um freien Durchzug baten. Er gab ihnen abschlägigen Bescheid. Da umgingen sie seine feste Stellung. Sie drängten sich durch die Engpässe des Juras, kamen auf gallischen Boden und erreichten die Saône, einen Zufluß der Rhone. Auf Flößen suchten sie ans andere Ufer zu gelangen. Aber es dauerte zwanzig Tage, bis nur die Leute aus drei helvetischen Gauen übergesetzt waren. Und unversehens erschien in ihrem Rücken Cäsar, der ihnen mit seinem Heere vorsichtig gefolgt war. Er griff die Scharen der Helvetier, die noch auf dem diesseitigen Ufer standen, ungestüm an und rieb sie fast völlig auf. Dann schlug er eine Schiffsbrücke, und auf dieser überschritten seine Legionen an einem einzigen Tage den Fluß. Die Helvetier sahen das alles mit Staunen und Schrecken. Sie wollten wieder unterhandeln. Der greise

Divico selber ging zu dem römischen Feldherrn und schlug ihm vor, er möchte dem helvetischen Volke in Gallien ein Gebiet anweisen, in dem es sich niederlassen könnte. Er glaubte seinem Anliegen Nachdruck zu verleihen, indem er Cäsar daran erinnerte, wie voreinst die Helvetier ein großes Römerheer geschlagen hatten. Aber Cäsar ging nicht auf den Vorschlag ein. Er wollte die Schmach rächen, die damals den Römern angetan worden war. Er verlangte Geiseln, die dafür bürgen sollten, daß die Helvetier nichts ohne seinen Willen vornehmen würden, und forderte Schadenersatz für die Verwüstungen, die sie unterwegs angerichtet hatten. Da fuhr der stolze Divico heftig auf: «Was, Geiseln!» rief er, «unsere Väter haben uns gelehrt, Geiseln zu empfangen, aber nicht zu stellen. Rom sollte es wissen.» Und unverrichteter Dinge kehrte er zu seinem Volke zurück.

Jetzt mußte das Schwert entscheiden. Bei Bibracte in Burgund, westlich von der heutigen Stadt Autun, kam es zur Schlacht. Die Helvetier stritten mit unbändiger Tapferkeit. Aber der Kriegskunst Cäsars und den Waffen seiner wohlgerüsteten Legionen waren sie nicht gewachsen. Wohl stellten sie ihre Fahrzeuge im Viereck zusammen und wehrten sich von dieser Wagenburg herab; wohl nahmen auch Frauen mit dem Mute der Verzweiflung am Kampfe teil. Doch alles war umsonst. Sie wurden völlig geschlagen. In dunkler Nacht suchten sie sich vom Feinde loszulösen und abzuziehen. Cäsar jedoch ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Er folgte ihnen auf dem Fuße und griff sie immer von neuem an, bis der letzte Widerstand gebrochen war und sie sich unterwarfen. Sie mußten zurückkehren nach Helvetien, um ihre zerstörten Wohnsitze wieder aufzubauen, und als Gewähr ihres Gehorsams die vornehmsten Männer als Geiseln in römischer Hand zurücklassen. Das war eine traurige Heimkehr! In der Heimat nirgends ein Obdach, die Städte und Dörfer in Schutt und Asche, und zwei Drittel der Ausgezogenen in Gallien umgekommen. Doch waren die Helvetier, zum Glück in aller Not, nicht Sklaven der Römer geworden, sondern Cäsar machte sie zu Bundesgenossen seines mächtigen Volkes. Sie durften auch weiter die Waffen führen, doch nur im Dienste Roms, durften in ihrem Lande feste Plätze anlegen und behielten das Recht, unter römischer Aufsicht ihr Land selber zu verwalten. Das Römerreich brauchte eine

starke Grenzwacht gegen die immer wieder von Norden her anstürmenden Germanen, und in den tapfern Helvetiern glaubte Cäsar sie gefunden zu haben.

Bald hernach rundete das weltherrschende Rom seinen Herrschaftsbesitz nordwärts der Alpen auch durch die Unterwerfung der Völker des Wallis und der rätischen Bergtäler ab. Die ganze heutige Schweiz gehörte nun zum Römerreiche.

Helvetien unter den Römern

Die Helvetier kamen in die verlassene und verwüstete Heimat zurück. Die Brandstätten wurden aufgeräumt, die Dörfer und Städte wieder aufgebaut. Römische Beamte zogen ein in das Land, begleitet von Offizieren und Soldaten. Das Volk sollte überwacht, die Grenze gegen Einfälle fremder Kriegsscharen gesichert werden. Sie ließen am Rhein Kastelle errichten, starke Türme, in die römische Besatzungen gelegt wurden. Auch im Innern des Landes entstanden befestigte Plätze. Der größte war Vindonissa, an der Stelle des heutigen Windisch bei Brugg, auf dem hochgelegenen Dreieck zwischen der Aare und der Reußmündung, wohlgeschützt durch diese Flüsse und durch Wälle und Mauern, aus denen mächtige Tore sich nach allen Himmelsrichtungen öffneten. Vindonissa war das Standlager der römischen Truppen in Helvetien. Es umfaßte eine Menge von Gebäuden, so Kasernen für Fußvolk und Reiterei, Offiziershäuser, ein Fahnenheiligtum, Spitäler und Stallungen, und nahm eine ganze Legion, das heißt eine Heeresabteilung von 10 000 Mannn auf. Die wichtigsten Orte des Landes wurden untereinander und mit Rom durch trefflich angelegte Straßen verbunden. Auf diesen konnten die römischen Kriegsscharen, wenn irgendwo Gefahr drohte, ein Volksaufstand oder ein Einbruch an der Grenze, rasch zur Stelle eilen. Der gangbarste Alpenpaß von Italien her führte über die Einsattelung, die man später den Großen St. Bernhard nannte, ins Wallis. Er wurde ausgebaut zu einer Reichsstraße. Auf diesem Wege gelangte man leicht an den Genfersee und weiter über die Hauptstadt Aventicum, das heutige Avenches, und die Militärstadt Vindonissa bis an den Bodensee.

Eine Abzweigung führte über den Hauenstein nach der nahe beim heutigen Basel gelegenen Stadt Augusta Raurica. Diese war kurz nach der Unterwerfung der Helvetier gegründet worden, und zwar als Kolonie, das heißt als Ansiedelung eingewanderter Römer. Von hier aus erreichte man auf einer guten Straße über den Bözberg wiederum Vindonissa.

Unter der Herrschaft der Römer änderte sich in kurzer Zeit gar vieles. Die Helvetier lernten das Land fruchtbarer und wohnlicher machen. Wälder wurden ausgerodet, weite Flußniederungen entsumpft, in ergiebigen Boden verwandelt und mit edlen Fruchtgewächsen bepflanzt. An den sonnigen Gestaden des Genfersees und in manchen andern Gegenden führte man den Rebstock ein.

Von den Beamten und Kriegsleuten, die im Dienste Roms nach Helvetien gekommen waren, fanden manche Gefallen an der freien, waldreichen Landschaft. Sie blieben hier, wenn sie in den Ruhestand traten, und erbauten sich irgendwo, am liebsten auf einer freundlichen Anhöhe, nach Römerart ein Landhaus, eine Villa. Das Gebäude war aus Stein errichtet und mit Ziegeln gedeckt. Es enthielt ansehnliche Räume, deren Fußboden manchmal aus lauter farbigen Steinwürfelchen bestand, die kunstvoll zu Zierbändern oder zu einem Figurenbilde, einem Mosaik, zusammengefügt waren. Malereien schmückten die Wände. Badeeinrichtungen, in vornehmen Häusern auch Heizanlagen sorgten für Bequemlichkeit. Nach dem römischen Beispiel fingen auch reiche Helvetier an, Häuser aus Stein zu erbauen. Hundert Jahre nach dem unglückseligen Auszug stand in den Städten mancher stattliche Bau dieser Art.

Mit solchen Neuerungen drangen auch römische Lebensweise und römischer Brauch in Helvetien ein, und die überlieferten keltischen Gewohnheiten wichen davor zurück. Der Götterdienst der Druiden in den heiligen Hainen verlor mehr und mehr seine Macht über die Gemüter. Das Volk wendete sich den Göttern der Römer zu, errichtete ihnen Tempel und verehrte sie nach römischer Sitte. Auch die Sprache und die Geistesbildung der Römer fanden Eingang im Lande, zunächst in den Städten. Wer etwas gelten wollte, der begann, sich die lateinische Sprache anzueignen; wer sich zu Wissenschaft und Dichtung hingezogen fühlte, versuchte die Werke römischer Schriftsteller zu lesen. Auch das prächtige Theater in Augusta

Raurica, wo Schauspiele römischer Dichter aufgeführt wurden, lockte vornehme Helvetier aus der Umgebung zum Besuche an. So zog sich die alte keltische Sprache mehr und mehr auf das Land zurück, vermengte sich später auch hier mit dem Lateinischen und ging zuletzt größtenteils in dieser Weltsprache auf.

Aber nicht in allen Dingen gaben die Römer ein gutes Beispiel. Sie liebten ein reiches Leben und Genüsse, die bisher den Helvetiern fremd gewesen waren: üppige Mahlzeiten, wilde Belustigungen, zuchtlose Spiele. Besonders die Soldaten verlangten in ihrer Mußezeit nach einer Unterhaltung, die sie an blutige Kriegserlebnisse erinnerte. Bei Vindonissa und Aventicum hatte man ihnen große Amphitheater errichtet. Das waren Rundtheater unter freiem Himmel, ähnlich einem Zirkus, doch ohne Zeltdach. Um den Spielplatz, die Arena, stiegen ringsum die Sitzreihen an. Da fanden die aufregendsten Vorführungen statt: Kämpfe zwischen reißenden Tieren, Bären, Wölfen, Löwen, die man eingefangen und hiehergebracht hatte, ja sogar zwischen bezahlten Fechtern, die paarweise auf Leben und Tod miteinander stritten. Beim Anblick dieser Spiele wurde nur die verderbliche Freude am Grausamen geweckt, nicht das Herz erhoben und mit guten Gedanken und edlen Empfindungen erfüllt. Und die Lust an derartigen rohen Schauspielen erfaßte nach und nach auch das helvetische Volk.

Diese Annäherung an römisches Wesen, im Guten wie im Bösen, griff freilich erst um sich, als die Helvetier den Unglückstag von Bibracte vergessen und sich an die Fremdherrschaft gewöhnt hatten. Und das dauerte eine gute Weile. Ja noch mehr als hundert Jahre nach der Unterwerfung kam es einmal zu unerhört blutigen Kämpfen mit den römischen Söldnerheeren.

Das war zu der Zeit, als in der Weltstadt Rom die Prätorianer, die kaiserliche Leibwache, die Gewalt an sich rissen und mit dem Kaiserthron ein loses Spiel trieben. Zwischen den Jahren 68 und 69 nach Christus riefen einzelne Gruppen dieser Prätorianer hintereinander drei Römer zu Kaisern aus. Einer dieser Herrscher, namens Galba, hatte die Anhänglichkeit der Helvetier gewonnen, indem er ihre Abgaben ermäßigte. Nun wurde auch er von der Leibwache gestürzt. In Helvetien war das

noch nicht bekannt. Deshalb setzte man die Boten aus Rom, die einen neuen Kaiser ausriefen, gefangen. Das aber brachte den römischen Feldherrn in Helvetien, Cäcina, der zu diesem neuen Kaiser hielt, in grenzenlosen Zorn. Er verwüstete mit seinen Truppen das Land, vor allem das untere Aaretal und Baden, wo die Römer große Bäder nach ihrer Art eingerichtet hatten. Die Helvetier stellten sich ihm am Bözberg entgegen, wurden aber, da es ihnen an Ausrüstung und Übung fehlte, in überaus blutigem Kampfe besiegt. Tausende fielen, und Tausende wurden zu Sklaven gemacht und verkauft. Der Rachedurst Cäcinas war aber damit noch nicht befriedigt. Er zog, das Land verwüstend, gegen Aventicum. In dieser Stadt packte alle das helle Entsetzen. Man schickte Gesandte an den Römer, die ihn versöhnen sollten. Aber er forderte die Enthauptung des Vorstehers der Stadt, des hochangesehenen Julius Alpinus. Obgleich sich dessen Tochter, die edle Julia Alpinula, dem römischen Feldherrn zu Füßen warf und ihn anflehte, ihr eigenes Leben für dasjenige ihres Vaters hinzunehmen, wurde der vornehme Helvetier hingerichtet. Seine Tochter aber starb aus Gram über das Schicksal des geliebten Vaters.

In dieser Not nun reiste eine Gesandtschaft der Helvetier zu dem neuen Kaiser Vitellius, um den angedrohten Untergang der Stadt Aventicum abzuwenden. Aber der Kaiser empfing sie ungnädig. Seine Hauptleute gar verlangten die Ausrottung des helvetischen Volkes. Da wagte es einer der Gesandten, Claudius Cossus, ihnen entgegenzutreten. Er schilderte dem Kaiser das große Elend Helvetiens und die Bangnis des Volkes vor der unersättlichen Rachsucht Cäcinas. Und er redete so eindringlich, daß auch die harten römischen Krieger von seinen Worten ergriffen wurden und für das unglückliche Volk Fürsprache einlegten. Da endlich ließ sich Vitellius erweichen. Er gewährte der Stadt Aventicum und ganz Helvetien Gnade.

Es kamen bessere Zeiten, als ums Jahr 100 die Römer ihre Eroberungen über den Rhein weit nach Norden ausdehnten und ihre Legionen an die neue Grenze verlegten. Nun war Helvetien fast frei von römischen Kriegsscharen, und das Volk lebte in friedlicher Arbeit. Allein die Römer vermochten die neueroberten Gebiete nicht auf lange Dauer zu behaupten. Im Jahre 250 mußten sie sich wieder südwärts und bis über den Rhein

zurückziehen. Und von neuem lagen in Vindonissa und in den Kastellen römische Besatzungen. Doch die Flut der nachdringenden Germanen war auch hier nicht aufzuhalten. Bald da, bald dort brachen sie über den Rhein herein, und im fünften Jahrhundert blieb den Römern nichts anderes mehr übrig, als alles Land diesseits der Alpen preiszugeben, alle festen Plätze zu räumen und ihre Truppen nach Italien zurückzurufen.

Damit nahm die Herrschaft Roms über unser heutiges Vaterland ein Ende. Es siedelten sich darin germanische Völkerschaften an. Unter ihnen zerfielen die helvetischen Städte, die römischen Landhäuser, die Kastelle, die Theater. Einzelne dieser Bauwerke haben als Ruinen die Jahrhunderte überdauert. Andere sind in neuerer Zeit in eifriger Forschungsarbeit von Erde und Schutt, die darauf lagen, befreit und ans Tageslicht gebracht worden. Bei diesen Ausgrabungen kamen Mengen der mannigfaltigsten Fundgegenstände zum Vorschein: Waffen, Werkzeuge, Töpfereien, Glasgeschirr, Ampeln, Schmuck aus Gold und Silber, Münzen, römische Kunstwerke und vieles andere. In den geschichtlichen Museen unseres Landes sind diese Dinge ausgestellt, und die Fachgelehrten haben uns danach ein Bild vom Leben der Helvetier zur Römerzeit entworfen.

Auch sonst ist das Andenken Helvetiens nicht ganz erloschen. In einer Frauengestalt, der Helvetia, haben die Dichter ein Sinnbild unseres Vaterlandes geschaffen. Wir sehen es auf unsern kleinern Silbermünzen. Aber wir müssen immer im Sinne behalten, daß wir nicht die Nachfahren der Helvetier sind. Unsere wirklichen Vorfahren waren jene Germanen, die den Römern das Land entrissen. Wahrscheinlich aber haben sie sich auch da und dort mit Helvetiern vermischt, die zurückgeblieben waren. Und so mag ein Tropfen helvetischen Blutes auch heute noch in den Adern manches Schweizers fließen. Und nicht nur in den Namen Windisch, Kaiseraugst, Avenches, sondern auch in vielen andern klingt die Erinnerung an diese ferne Vergangenheit nach.

Christliche Glaubensboten bei den Helvetiern

Das herrlichste Geistesgut, das von Rom her zu den Helvetiern kam, war das Christentum. Am Kreuze auf Golgatha hatte Jesus sein Leben für die Erlösung der Menschheit dahingegeben. Sein Opfertod machte die Jünger erst recht stark im Glauben; sie waren bereit, dafür zu sterben. Obwohl sie wußten, daß im römischen Reich nur die Verehrung der alten heidnischen Götter erlaubt war, breiteten sie todesmutig das Evangelium aus und gründeten christliche Gemeinden. Eine solche entstand sogar in der Stadt Rom selber.

Von hier aus brachten Reisende, Kaufleute und Soldaten, die sich zu dem neuen Glauben bekehrt hatten, die Botschaft vom Leben und Leiden des Heilands und seine göttliche Lehre auch nach Helvetien und verkündigten sie dem Volke. Wohl befahlen die römischen Kaiser ihren Beamten, diese Glaubensboten mit aller Härte zu verfolgen. Aber begierig hörte das Volk die frohe Kunde von einem einzigen, allmächtigen Gotte, vom Wunder der Auferstehung und von einem ewigen Leben. Und die Glaubensboten selber fürchteten sich vor keiner Drohung und vor keiner Gewalt. Sie ertrugen Marter und Tod für ihren Glauben, wie Christus, ihr erhabenes Vorbild.

Kleine Erzählungen, die man Legenden nennt, berichten von ihrem Leben viel Schönes und Großes und manches Wundersame.

Einer der ersten Glaubensboten in Helvetien war der heilige Beatus. Er war in England geboren und stammte aus einem vornehmen Geschlechte. Aber er schätzte Wohlleben und weltliches Gut gering. Er verteilte alles, was er besaß, unter die Armen und zog hinaus in die Welt, um die Menschen dem Christentum zuzuführen. Auf seiner Bekehrungsreise kam er zunächst nach Rom. Dann wanderte er mit seinem Schüler Achates über die Berge nach Helvetien und gelangte bis nach Vindonissa. Überall predigte er. Endlich führte ihn der Weg auch in die Gegend des Thunersees. Dort litt das Volk damals unter einer großen Plage. In einer Felsenhöhle hauste ein furchtbarer Drache, der weit umher das Land verheerte. Der heilige Beatus hörte davon; aber er fürchtete sich nicht. Er wollte den Kampf mit dem Ungeheuer aufnehmen und die Leute davon

befreien. So ließ er sich den Weg zeigen zu des Untiers Höhle. Doch als er sich dem Eingang näherte, da stürzte sich der Drache feuerspeiend auf den heldenkühnen Mann. Beatus aber erschrak nicht. Er sank auf die Knie und rief zu Gott um Hilfe. Und siehe, das schreckliche Tier wurde gebannt, so daß es sich nicht von der Stelle rühren konnte. Da machte der Heilige das Zeichen des Kreuzes über ihm. Darauf schlug der Drache mit den Flügeln, daß der Wald weit umher aufrauschte, erhob sich in die Lüfte und fuhr davon wie der Sturmwind.

Das Volk, das aus der Ferne alles mit angesehen hatte, nahte sich freudig dem Heiligen und warf sich vor ihm auf die Knie; denn es war noch heidnischen Sinnes und hielt ihn für einen Gott. Aber Beatus hieß die Leute aufstehen und sagte ihnen, er sei nur das schwache Werkzeug des wahrhaftigen Gottes und seines Sohnes Jesus Christus. Und er erzählte den erstaunten Hörern vom Christengott und vom gekreuzigten Heiland und bekehrte nach und nach das ganze Volk zum christlichen Glauben. Seine Wohnung aber nahm er in des Drachen Höhle. Da blieb er fortan, unterwies das Volk im neuen Glauben und lehrte es beten und arbeiten.

Als der Heilige seinen Tod herannahen fühlte, bat er seinen Gefährten Achates, ihn, wenn er gestorben sei, am Eingang der Höhle zu begraben. So geschah es, und von da an wohnte Achates allein darin. Die Höhle aber heißt seither die Beatushöhle.

Eine andere Legende erzählt vom Leben und von dem wunderhaften Martertod der Glaubensboten, die zu Anfang des vierten Jahrhunderts das Evangelium nach der Stadt Zürich brachten.

Es waren die Geschwister Felix und Regula. Mit einer römischen Legion, die sich zum Christentum bekehrt hatte, waren sie aus dem fernen Ägypten nach Rom gekommen. Dort hatte der Kaiser eben eine schonungslose Christenverfolgung anbefohlen. Da flüchteten sich die beiden mit ihrem Diener Exuperantius über die Alpenberge nach Helvetien und kamen nach langer Wanderung an den Zürichsee. An seinem Ausfluß stand damals der befestigte Ort Turicum, und auf dem heutigen Lindenhof erhob sich ein römisches Kastell.

In dieser kleinen römisch-helvetischen Stadt verkündigten Felix und Regula das Christentum und gewannen ihm viele neue Bekenner. Aber

der römische Statthalter Decius ließ die beiden vor sich führen und gebot ihnen, den neuen Glauben abzuschwören und den heidnischen Göttern zu opfern. Als sie sich unerschrocken weigerten, es zu tun, da drohte ihnen der Statthalter den Tod an. Sie aber blieben standhaft und sagten: «Unsere Leiber sind in deiner Gewalt, ihnen magst du antun, was du im Sinne hast; unsere Seelen aber sind in der Gewalt dessen, der uns geschaffen hat, über sie hast du keine Macht.» Da befahl der Statthalter, sie ins Gefängnis zu werfen und mit den grausamsten Martern zu peinigen. Als sie alles ohne Klage erduldeten und sich mit freudigem Glaubensmut nach wie vor zum Christentum bekannten, da verurteilte sie der hartherzige Römer zum Tode durch das Beil. Sie wurden hinausgeführt in die Gegend, wo heute die Wasserkirche steht, und hingerichtet. Da aber tat Gott, wie die Legende weiter erzählt, ein großes Wunder an ihnen. Nach der Enthauptung hoben Felix und Regula die abgeschlagenen Häupter vom Boden auf und trugen sie vierzig Ellen weit am Ufer der Limmat aufwärts. Dort erst sanken sie entseelt zur Erde. Sie wurden an dieser Stelle beerdigt, und später erbaute man über ihrem Grabe eine prächtige Kirche, das Großmünster. Die Stadt Zürich aber, als sie christlich geworden war, nahm die Bildnisse der beiden Märtyrer in ihr Siegel auf.

Aller Widerstand und alle Verfolgungen vermochten die Ausbreitung des Christentums nicht aufzuhalten. Das Volk bewunderte die Männer und Frauen, die mit ihrem Blute die Treue zum neuen Glauben bezeugten; immer mehr Leute bekehrten sich zum Christentum und verehrten das Kreuz als dessen Sinnbild. Endlich gaben auch die römischen Kaiser den Kampf dagegen auf. Konstantin der Große stellte die Christen im römischen Reich 325 den Heiden gleich, und Kaiser Theodosius erhob ihren Glauben um das Jahr 400 zur Staatsreligion. Es bildete sich ein christlicher Priesterstand; es wurden Kirchen erbaut, und die obersten Geistlichen von Vindonissa, Aventicum, Genf, Octodurum, dem heutigen Martigny im Wallis, und Chur leiteten und überwachten als Bischöfe das christliche Leben im alten Helvetien.

Die Stammväter des heutigen Schweizervolkes

Kaum hatte das Christentum in Helvetien festen Fuß gefaßt, da mußten die Römer – wie bereits erzählt worden ist – das Land vor den über den Rhein hereinbrechenden Kriegsscharen räumen. Diese gehörten zum Volke der Alemannen, einem Stamm der großen Völkerfamilie der Germanen, die bisher im Norden und Osten von Europa gewohnt hatten. Es waren Leute von kräftigem Wuchs, blauäugig und blondhaarig, rauh und kriegslustig, in Sprache und Sitten verschieden von Kelten und Römern. Sie drangen südwärts vor bis in die Alpentäler hinein, westwärts bis über die Aare, beraubten die Helvetier, von denen viele im Kampfe gefallen waren, ihres Besitzes und machten die Überlebenden zu Knechten. Dann siedelten sie sich in germanischer Weise an. Das Leben in den Städten sagte ihnen nicht zu; sie wohnten lieber auf dem offenen Lande. Da erbaute sich jede Familie oder Sippe auf dem Boden, der ihr zugefallen war, ein Gehöft. Zumeist wurde die Siedelung nach ihrem Gründer benannt. Wenn dieser zum Beispiel Menzo hieß, so bezeichnete man seine Nachkommen als Menzinger, und der Hof oder die Dorfschaft, die sich mit der Zeit daraus entwickelte, erhielt den Namen Menzingen oder Menziken. Die Städte aber, die durch den Krieg bereits zum Teil zerstört worden waren, gerieten mehr und mehr in Verfall. Wo die Alemannen ihren Fuß hinsetzten, da machten sie dem helvetisch-römischen Wesen ein Ende. Die bisherige Sprache wurde verdrängt durch alemannische Mundarten. Und das Christentum verschwand aus dem Lande; denn die Alemannen waren Heiden. Der Name einzelner Götter, die sie verehrten, hat zur Bezeichnung von Wochentagen gedient. Noch heute heißt der Dienstag im Volksmund Zystig, nach ihrem Kriegsgott Ziu; der Name Donnerstag erinnert an Donar, den Gewittergott, der Name Freitag an Fria, die Beschützerin der Ehe.

Diese Alemannen also sind unsere Vorfahren, die Urväter der heutigen Deutschschweizer. Von ihnen haben wir unsere Heimatsprache, das Schweizerdeutsche oder Alemannische, und manchen uralten Volksbrauch, wie das Fastnachtsfeuer, die einstige Frühlingsfeier der Germanen, und die bäuerliche Sitte, für ein Hochzeitsfest mit Vorliebe den Freitag zu wählen.

Aber die Alemannen waren nicht das einzige Volk, das damals auszog, um eine neue Heimat zu suchen. Fast alle germanischen Stämme wurden von dem gleichen Wandertrieb erfaßt. Ein Volk verdrängte das andere; dieses warf sich auf das dritte, und alle trachteten nach Süden, nach einer sonnigeren, fruchtbareren Welt.

In dieser mächtigen Bewegung, die in der Weltgeschichte als die große Völkerwanderung bekannt ist, kam noch ein zweites Volk germanischen Stammes in unser Land. Das waren die Burgunder. Sie fielen aber nicht in verheerenden Kriegszügen darin ein, sondern kamen auf friedliche Weise zu einer neuen Heimat. Der römische Feldherr Aetius wies ihnen die Gegenden des Juras und westlich von der Aare bis an den Genfersee und ins untere Rhonetal zur Besiedelung an. Sie sollten einen Schutzwall bilden gegen andere Völker aus dem Norden. Sie teilten sich mit den bisherigen Bewohnern in den Besitz des Bodens, und die beiden Völker gewöhnten sich allmählich an ein gut nachbarliches Zusammenleben. Ja, die Burgunder fanden Gefallen an der höhern Gesittung und Bildung der römischen Helvetier. Sie eigneten sich nach und nach deren Sprache an, das Latein, das sich im Munde des keltischen Volkes eigenwillig weich und süßlautig weitergebildet hat und aus dem das heutige Französisch entstanden ist. Und bald auch bekehrten sich die Burgunder zum christlichen Glauben, den sie im Lande kennen lernten. Die Nachfahren dieses Volkes sind die heutigen West- oder Welschschweizer.

Aber Alemannen und Burgunder durften sich in den neuen Wohnsitzen nicht lange ihrer Freiheit und Selbständigkeit erfreuen. Im nördlichen Gallien wanderte ein weiteres Germanenvolk ein. Das waren die Franken. Sie gaben dem Lande seinen heutigen Namen: Frankreich. Wie die Burgunder übernahmen auch sie im Lauf der Zeit die Sprache des unterworfenen, aber höher gebildeten Volkes, das bisher hier gewohnt hatte. Ihre spätern Geschlechter verloren das Germanentum, redeten französisch und wurden durch diese Anpassung an römisch-gallisches Wesen ein, wie man es nennt, romanisches Volk. Ihr mächtiger König Chlodwig aber trachtete danach, die Länder vom Rhein westwärts bis gegen das Meer hin zu einem großen Reiche zu vereinigen. Er führte Krieg gegen die Alemannen und besiegte sie 496 in einer großen Schlacht im Elsaß. Seine

Söhne unterwarfen 534 nach grausamen Kämpfen auch die Burgunder. Und endlich 536 besetzten die eroberungssüchtigen Franken auch die Täler des heutigen Bündnerlandes, das damals den Namen Rätien führte und bisher im Schutze seiner Felsenwälle von der Völkerwanderung kaum berührt worden war. Aber die Bewohner, die Rätier, hielten auch weiterhin fest an ihrer alten Sprache, die dem Lateinischen verwandt ist. Diese Sprache, das Rätoromanische, bildet neben Deutsch, Französisch und Italienisch heute die vierte Landessprache der Schweiz.

So kam im Verlauf von vierzig Jahren fast die ganze heutige Schweiz unter das Zepter der Frankenkönige. Nur der Süden, das Sonnenland des Tessinflusses, entging ihrer Herrschaft. Aber auch dort hatte sich ein Germanenstamm, die Longobarden, niedergelassen. Auch sie vermischten sich mit der alten einheimischen Bevölkerung und nahmen deren Sprache, das aus dem Lateinischen entstandene Italienisch, an.

So leben auf dem engen Boden der Schweiz heute vier Völker, von denen jedes seine eigene Herkunft hat und seine eigene Sprache redet. Trotz dieser Verschiedenheit sind sie in Eintracht miteinander verbunden und hangen mit gleicher Liebe am gemeinsamen Vaterland.

Glaubensboten aus Irland

Die Alemannen waren also Heiden. Sie vertrauten zuversichtlich auf ihre Götter und wollten anfangs vom Christentum nichts wissen. Aber unter den Nachfahren der helvetischen Bevölkerung, die im Lande verblieben waren, lebte der christliche Glaube fort. In Kaiseraugst gab es sogar christliche Bischöfe. Der letzte von ihnen verlegte 618 seinen Sitz nach Basel. Diese Christen wurden geduldet, und es mag damals schon dann und wann ein Samenkorn des Evangeliums in einem empfänglichen Alemannengemüt auf guten Boden gefallen sein. Dennoch dauerte es wohl 200 Jahre, bis das Christentum bei dem eingewanderten Heidenvolke richtig Wurzel fassen konnte. Und es brauchte dazu den christlichen Feuereifer und Heldenmut begeisterter neuer Glaubensboten. Diese kamen von der Insel Irland im fernen Westen her. Dort hatte das Evangelium

Mitte des fünften Jahrhunderts Eingang gefunden und die Herzen mächtig ergriffen. Hochgesinnte Männer, die von seinen göttlichen Lehren ganz erfüllt waren, entschlossen sich, als Apostel zu den Heiden zu gehen, um sie zu bekehren. Sie fuhren übers Meer nach dem Frankenlande und fanden hier freundliche Aufnahme. Denn nach der siegreichen Schlacht gegen die Alemannen war König Chlodwig selber zum neuen Glauben übergetreten und gewährte den Christen Schutz in seinem großen Reiche.

Die eifrigsten und mutigsten dieser Glaubensboten waren Fridolin, Kolumban und Gallus, die heute in der katholischen Kirche als Heilige verehrt werden. Auch von ihnen, wie von den christlichen Sendboten, die einst von Rom kamen, weiß die Legende mancherlei Seltsames und Wunderbares zu erzählen.

Fridolin war der Sohn eines irländischen Königs. Er besuchte im Frankenlande die Christengemeinden, die hier entstanden waren, festigte sie im Glauben und gewann ihnen neue Anhänger. Dann setzte er sein Werk im Lande der Burgunder fort. Und endlich begab er sich furchtlos auch unter die heidnischen Alemannen. Er gelangte an den Rhein, da wo heute die Stadt Säckingen liegt, bekehrte viele Menschen zum Christentum, gründete in der Gegend ein Frauenkloster und blieb hier bis an sein Lebensende. Noch heute feiert man in Säckingen jedes Jahr ihm zu Ehren den Fridolinstag.

Es wurde bald Sitte, daß neu entstandene Klöster von adeligen Herren, die zum Christentum übergetreten waren, Ländereien mitsamt den Untertanen, die darauf wohnten, zum Geschenk erhielten. Auch dem Fridolinskloster wurde eine solche Vergabung gemacht. Es lebten nämlich in der Gegend zwei Brüder vornehmen Geschlechtes, Urfo und Landulph. Denen gehörte das Ländchen Glarus. Da beide kinderlos waren, bestimmte Urfo, daß sein Anteil an diesem Besitz nach seinem Tode dem Kloster zufallen sollte. Landulph wußte von diesem Vermächtnis und schien damit einverstanden zu sein. Als aber Urfo starb, wollte er die Schenkung trotzdem nicht anerkennen und versuchte das Erbe seines Bruders an sich zu ziehen. Fridolin wehrte sich für das Recht des Klosters, und die Sache kam vor den Gaugrafen Baldebert, damit er darüber Recht spreche. Der Gaugraf hörte die beiden Parteien an und entschied, die Schenkung Urfos könne

nicht anerkannt werden, es sei denn, daß Fridolin Zeugen dafür zu stellen vermöge. «Ich will sie stellen», sprach der Heilige, ging zum Grabe Urfos und beschwor diesen, vor dem Richter zu erscheinen. «Im Namen Gottes», rief er aus, «der über Tote und Lebendige herrscht, stehe auf, Urfo, und zeuge für deine Schenkung!»

Da geschah nach der Legende ein Wunder, vor dem alle erschauerten, die zugegen waren. Urfo stieg aus dem Grabe und folgte dem heiligen Fridolin sechs Meilen weit, bis vor das Gericht zu Rankwil im Vorarlberg, das aus fünfzehn Grafen bestand, die das Urteil fällen sollten. Auch Landulph war da. An ihn richtete der Tote das Wort: «Was störst du mich in meiner Grabesruhe und beraubst mich des Gnadenlohnes für meine Schenkung, die ich zur Ehre Gottes machte?» Da erschrak Landulph, bekannte sein Unrecht und suchte es gutzumachen, indem er dem Gotteshaus zu Säckingen auch seinen Anteil am Ländchen Glarus zu eigen gab.

So wurden die Glarner Untertanen des Klosters Säckingen, oder Gotteshausleute, wie man die Unfreien nannte, die einem Kloster zugehörten. Und das Bild des heiligen Fridolin nahmen sie in ihr Landeswappen auf.

Ein anderer dieser irischen Glaubensboten hieß Kolumban. Mit zwölf gleichgesinnten Gefährten verließ er das Kloster Banger in seiner Heimat, ging hinüber ins Frankenland und wandte sich den Berggegenden der Vogesen, nahe dem alemannischen Elsaß, zu. Da predigte er das Evangelium und leitete das Volk an, den Wald auszuroden und den Boden besser zu bestellen. Nach der Sitte dieser Missionare aus Irland gründete er auch mehrere Klöster. Weil er aber heftig gegen Mißbräuche und Aberglauben, die sich in die christliche Kirche einschleichen wollten, auftrat, wurde er aus dem Lande vertrieben. Da zog er mit seinen Gefährten zu den heidnischen Alemannen und predigte unter ihnen mit Feuereifer das Christentum. Ums Jahr 610 kam er auf dieser Bekehrungsreise an den obern Zürichsee und nach dem Orte Tuggen. Es traf sich, daß das Volk dort eben versammelt war, um dem Gotte Wodan ein aus Getreidekörnern gebrautes Dankopfer darzubringen. Unerschrocken trat Kolumban unter die Menge, ergriff den Opferkessel und goß seinen Inhalt in den See. Ja, in seinem heiligen Eifer zerstörte er sogar den Heidentempel. Dann predigte er dem Volke mit gewaltigem Worte den Glauben an den leben-

digen Christengott. Sein Mut und seine Rede versetzten viele der Versammelten in Staunen und Bewunderung. Sie hörten ihm aufmerksam zu und bekehrten sich zum Christentum. Die andern aber ergrimmten und verjagten ihn aus dem Lande, indem sie ausriefen: «Unsere alten Götter haben uns und unsere Väter bis dahin mit Sonne und Regen nach Notwendigkeit bedacht; wir wollen sie nicht verlassen, sie regieren wohl.»

Kolumban und seine Gefährten zogen weiter. Sie kamen an den Bodensee, in die einstigen Römerstädte Arbon und Bregenz. Dort gab es im Verborgenen immer noch Christen. Mit diesen zusammen verkündigten sie das Evangelium. Aber auch hier war ihres Bleibens nicht. Kolumban ging dem Bünderland zu und über die damals schon begangenen Alpenpässe nach Italien. Dort starb er, hochbetagt und als Heiliger verehrt, um das Jahr 615.

Einer seiner Jünger, namens Sigisbert, stieg dem Rhein nach hinauf bis in die oberste Talschaft. Dort gründete er das Kloster Disentis.

Ein anderer aber, Gallus, der Kolumban allezeit begleitet hatte, mußte krank am Bodensee zurückbleiben. Er fand Herberge und Pflege bei dem christlichen Priester Willimer zu Arbon. Als er genesen war, sann er darauf, in der Gegend eine neue christliche Niederlassung zu gründen. Im wilden Tal der Steinach erbaute er sich eine Klause und lebte da in Gebet und Arbeit. Der Herzog des Landes, dessen Tochter er von schwerer Krankheit geheilt hatte, wollte ihn zum Bischof von Konstanz erheben lassen. Aber Gallus zog es vor, sein Leben in der Einsamkeit zu verbringen, die Wildnis in fruchtbares Land umzuschaffen und das Volk zu unterrichten und zu bekehren. Im Jahre 640 starb er als ein wahrhafter Heiliger. Über seinem Grabe erhob sich bald hernach das Kloster St. Gallen, das mit der Zeit eines der berühmtesten diesseits der Alpen werden sollte. Im Namen dieses Klosters und in dem der Stadt, die in der Nähe entstand, lebt die Erinnerung an den heiligen Gallus und an sein gesegnetes Wirken fort.

Durch die mutige und opferfreudige Arbeit dieser Glaubensboten wurden die Alemannen allmählich dem Christentum zugeführt. Etwa ums Jahr 700 war das Bekehrungswerk vollendet. Doch haben sich Spuren von heidnischer Anschauung bis nahe an die Gegenwart heran im Volks-

aberglauben erhalten. So redete man zu Großvaters Zeiten noch davon, der Türst mit dem wilden Heer jage vorüber, wenn in Novembernächten der Sturm unbändig heulte und dunkle, gespenstische Wolkenmassen am Himmel dahintrieb. In der Gestalt dieses Türst verbirgt sich ein Riese, der nach der Vorstellung der heidnischen Germanen tief im Norden hauste und jedes Jahr den Winter mit Eis und Schnee ins Land brachte.

Von der Herkunft der Urschweizer

Daß auch die Leute, die an dem schönen See im Herzen unseres Schweizerlandes Wohnsitz nahmen, Alemannen waren, das wissen wir; ihre kernige Mundart verrät es. Wie sie aber in das Land gekommen sind, darüber haben wir keine zuverlässige Kunde. Doch erzählt eine alte Sage darüber folgendes:

Es war ein großes Volk weit im Norden. Das litt unter einer schweren Hungersnot. Da kam es zu einer Landsgemeinde zusammen und beschloß, daß je der zehnte Mann mit Weib und Kindern die Heimat verlassen müsse. Durch das Los wurde bestimmt, wer auszuwandern habe. Es waren sechstausend streitbare Männer mit ihren Familien. Die zogen in drei Haufen, ein jeder unter seinem Häuptling, südwärts, der Sonne entgegen. Sie stießen im heutigen Deutschland auf stammverwandte Völker, die ihnen den Weg verlegen wollten. Mit dem Schwert in der Hand erzwangen sie den Durchgang und machten reiche Beute.

Nach langer Wanderung kamen sie in ein Tal mit saftigen Weidegründen. Es lag zwischen hohen Bergen, von denen zwei auf der Morgenseite besonders trotzig herabschauten. Und ein kleiner Fluß trug seine Wasser einem nahen, buchtenreichen See zu.

Das war das Tal der Muota am Fuß der beiden Mythen. Es mußte zuvor einmal bewohnt gewesen sein. Noch stand auf einem Felsvorsprung eine gebrochene Burg. Aber sie trafen niemanden an als einen Mann, der in einer einsamen Hütte am Flusse wohnte und auf einer Fähre fremde Wanderer ans andere Ufer zu setzen pflegte.

Sie sahen sich das Land näher an, und es gefiel ihnen wohl; denn es gemahnte sie an die verlassene Heimat im fernen Norden, die auch so zwischen Bergen und Buchten gelegen war. So ließ sich denn ein Teil des Volkes in dem Tale nieder und legte eine Siedelung an. Als man ihr aber einen Namen geben wollte, da erhob sich Streit zwischen den beiden Anführern, den Brüdern Schwyt und Schei; denn jeder wollte, daß sie nach ihm genannt würde. Sie griffen zum Schwert, und Schwyt trug den Sieg davon. Nach ihm hieß die Ortschaft fortan Schwyz. Dieser Name hat sich auch auf das Ländchen und später auf die ganze Eidgenossenschaft übertragen.

Die zwei andern Häupter des Wandervolkes – so fährt die Sage fort – zogen mit ihren Stämmen weiter. Der eine, namens Rumo, ließ sich mit seinen Leuten jenseits des Sees, in den Tälern nid und ob dem Wald nieder; der andere, Resti, zog mit mehr als tausend Mann über den schwarzen Berg, den Brünig, ins Weißland hinüber, ins Oberhasli, wo die Schneeberge so hell ins Tal herabschimmern.

Wie das Tal der obern Reuß besiedelt wurde, davon weiß die Sage nichts zu vermelden. Daß die Urner aber gleichen Stammes waren wie die andern Einwanderer, das bezeugt ihre Sprache und Volksart.

Da lebten nun die drei Völker an dem wunderlich verzweigten, grünen See. Aber ihre großen Dorfschaften, Schwyz, das einst Kilchwegen hieß, Altdorf und Stans, standen nicht hart an dessen Ufer, sondern eine gute Spannweite davon weg. Vielleicht trauten sie dem tiefen Wasser, das der Bergwind, der Föhn, oft aufwühlt, zu wenig. Doch hatten sie überall am Seeufer Haben oder Hafen für ihre Ruderkähne, auf denen sie miteinander verkehrten, zu Brunnen, Flüelen, Stansstad und Alpnach. Und alle ihre Ortschaften standen frei und offen im Tal, von keiner Mauer umgeben. Denn die Leute fühlten sich sicher in der Hut der Berge und hinter ihrem See und vertrauten auf ihren Mut und ihre Kraft. So kommt es, daß es in den drei Waldstätten, wie man heute die kleinen Länder am See nennt, nie eine Stadt oder eine ummauerte Ortschaft gab.

Struthan Winkelried

Es kostete harte Arbeit, bis das Bergland um den Vierwaldstättersee zu einer wohnlichen Heimat gemacht war. Um auch auf den Höhen Weideplätze für das Vieh, grasbedeckte Alpen, zu erhalten, mußten Wälder gerodet, Sümpfe ausgetrocknet, Wege und Stege angelegt und reißende Tiere, Bären und Wölfe, bekämpft werden.

Die Sage erzählt auch, daß zu einer Zeit im Nidwaldnerland, unfern von Stans, ein Drache, oder wie ihn die Leute nannten, ein Lindwurm, gehaust habe. Das war ein scheußliches Tier, einem Krokodil ähnlich, doch noch viel größer und gefährlicher. Es hielt sich in einer Berghöhle auf, die heute noch das Drachenloch heißt. Oft stieg es herab in die sumpfige Talniederung, das Drachenried. Von da aus überfiel es die Viehherden. Die Leute fürchteten sich so sehr vor dem Ungeheuer, daß sie die Gegend mieden; denn niemand vermochte den Drachen zu überwältigen, da an seinem Schuppenpanzer jeder Spieß und jedes Schwert abprallte. Die ganze Umgebung, vordem Wylen genannt, verödete, und so bekam sie den Namen Ödwylen.

Von dieser Not hörte ein wackerer Nidwaldner Mann, namens Struthan Winkelried. Der war aus dem Lande verbannt worden, da er im Zweikampf seinen Gegner getötet hatte. Aber das Heimweh plagte ihn in der Fremde. Er versprach, den Drachen zu bestehen, wenn ihm dafür verstattet werde, wieder in der Heimat zu leben. Das ward ihm zugesagt. So kehrte er in seinen Hof bei Stans zurück und rüstete sich zu dem unheimlichen Kampfe. Den Leib barg er in einem Harnisch; darum gürtete er sein gutes Schwert. Dazu waffnete er sich mit einem starken Spieß, den er vorne mit Dornen umband, die er mit einem Schaffell einhüllte.

So begab er sich in die Einöde, wo der Drache sein Unwesen trieb. Auf einmal sah er sich dem Grauen erregenden Tiere gegenüber. Weit öffnete es den gewaltigen Rachen und drang auf ihn ein. Aber der tollkühne Mann erschrak nicht. Er stieß ihm mit kräftigem Arm den Spieß in den Schlund, und während der Drache sich bemühte, die Dornen wieder auszuspeien, erspähte er eine Blöße am Leibe des Tieres und bohrte ihm dort das Schwert ins Herz, daß es, zu Tode getroffen, zusammenbrach.

Struthan Winkelried wollte Gott danken für den errungenen Sieg. Er erhob den Blick zum Himmel und schwang das Schwert hochauf, daß es in der Sonne funkelte. Allein da rann des Drachen schwarzes Blut auf seinen nackten Arm nieder. Das war so giftig, daß er daran sterben mußte. Das Volk aber behielt die kühne Tat, durch die er die Gegend von dem Untier befreit hatte, in treuer und dankbarer Erinnerung.

Von den Anfängen der Stadt Luzern

Am Ausfluß der Reuß aus dem Vierwaldstättersee war vor Zeiten eine bescheidene Niederlassung, deren Bewohner zumeist vom Fischfang lebten. Es wird erzählt, zur Nachtzeit sei auf einem Inselchen in der Seebucht ein Licht angezündet worden, das den heimkehrenden Schiffern den Weg weisen sollte. Das ist eine anmutige und glaubwürdige Überlieferung. Daß aber der Ort von dieser Leuchte oder Lucerna, wie das lateinische Wort dafür heißt, seinen Namen erhalten und demnach schon zur Römerzeit bestanden habe, wird kaum zutreffen; denn es sprechen keine geschichtlichen Aufzeichnungen, keine Mauerreste oder Funde dafür, daß die Gegend damals bereits besiedelt war.

Erst die Alemannen stießen vor bis an den Rand der Alpen und in die Bergtäler hinein, und eine Sippe dieses Volkes hat wohl den schönen Fleck Erde am Ende des Sees als Heimstatt gewählt. Die Lage des Ortes war günstig für den Verkehr über den vielverzweigten grünen See. Die Leute aus der Innerschweiz brachten dahin Vieh, Käse, Felle zum Verkauf und handelten dafür Getreide aus dem nordwärts gelegenen flachern Lande ein. So nahm Luzern als Marktplatz zu an Bevölkerung und an Ansehen.

Als sich das Christentum machtvoll im Lande ausbreitete, kamen gegen die Mitte des achten Jahrhunderts Missionare des weitberühmten Klosters Murbach im Elsaß in die Gegend. Sie gründeten 735 in Luzern ein Klösterchen mit einer Kirche, die sie dem in Murbach hochverehrten heiligen Leodegar widmeten und unter die Herrschaft dieses Klosters stellten. Auch die Umgebung, der Hof Luzern, wurde dem Kloster geschenkt. Die-

ses ließ den Besitz durch seine Amtsleute verwalten. Sie übten die niedere Gerichtsbarkeit aus, das heißt: sie sprachen Recht über Vergehen, auf denen nur geringe Strafen standen. Ein Todesurteil auszufällen, kam nur dem vom Kaiser bestellten Vogte zu. Auch erhoben Beamte des Klosters, die Meier, die üblichen Abgaben von den Untertanen, den Grundzins vom benutzten Boden und den Zehnten vom Ernteertrag, diesen für den Unterhalt von Kirche und Geistlichkeit. Rund fünfhundert Jahre lang blieb Luzern unter dieser Herrschaft. Es wurde inzwischen ein stattlicher Ort und bekam auch das ausdrückliche Recht, Märkte abzuhalten.

Wo das Klösterchen gestanden hat, erhebt sich heute noch die Hauptkirche der Stadt, die Hofkirche. Sie wahrt das Andenken an den einstigen Hof Luzern.

Den Namen der Stadt aber bringen die Gelehrten in Zusammenhang mit demjenigen des Stadtheiligen Leodegar. Er soll aus Lütgarts-Aern entstanden sein. Doch haben sich die Namensformen so sehr gewandelt, daß die Verwandtschaft kaum mehr zu erkennen ist.

Karl der Große

Seit die Alemannen in der Schlacht im Elsaß 496 vom Frankenkönig Chlodwig besiegt worden waren, gehörte ihr Land zum fränkischen Reiche. Im Jahre 768 nun bestieg ein König von seltenen Herrschergaben den Thron dieses mächtigen Reiches. Es war Karl, dem man später den ehrenvollen Beinamen des Großen gab. Er nahm sich vor, die Völker des Abendlandes unter seinem Zepter zu vereinigen, das Christentum zur Staatsreligion zu machen und für das Volk eine Zeit des Friedens und des Wohlergehens herbeizuführen. In gewaltigen Kriegen unterwarf er alle Nachbarvölker, die ihm zu widerstehen versuchten, erweiterte die Grenzen seiner Herrschaft im Westen bis über die Pyrenäen hinaus, im Norden bis an das Meer, im Osten bis ins Ungarland hinein und im Süden bis nach Neapel. So schuf er ein Reich, das dem der Römer an Größe und Macht beinahe gleichkam. Als Zeichen dieser ausgedehnten Herrschaft ließ er sich im Jahre 800 durch den Papst in Rom die Kaiserkrone aufs

Haupt setzen. Um die weiten Ländereien fest zusammenzuhalten und gleichmäßig zu verwalten, setzte er an die Spitze jedes Landesteiles oder Gaues einen Gaugrafen, der in seinem Namen für Recht und Ordnung sorgte. Überall, wo das Volk noch den alten Heidengöttern anhing, zwang er es, das Christentum anzunehmen. Er gründete Kirchen und Klöster und ordnete an, daß jeder Bauer fortan den zehnten Teil des Ertrages an Obst und Wein, den sogenannten Zehnten, als Abgabe zu deren Unterhalt zu entrichten hatte.

Kaiser Karl war auch ein Freund der Wissenschaft und Künste. Als er bereits im reifern Mannesalter stand, bemühte er sich noch, schreiben zu lernen. Er führte sein Schreibtäfelchen immer bei sich und legte es nachts unter das Kopfkissen, um sich in schlaflosen Stunden in dieser schweren Kunst zu üben.

Am Segen der Bildung sollte auch das Volk teilhaben. Darum stiftete er zahlreiche Schulen. Diese befanden sich zumeist in Klöstern, und der Unterricht wurde von Geistlichen erteilt.

Der Kaiser liebte es, in diesen Schulen Besuch zu machen oder sich auf andere Weise zu vergewissern, daß die Jugend fleißig lernte. Einst als er von einer Reise heimgekehrt war, ließ er die Knaben der Hofschule vor sich kommen, damit sie ihm zeigten, was sie an Briefen und Übungen geschrieben hatten. Da mußte er zu seiner Überraschung sehen, daß die jungen Leute von geringer Herkunft meist viel bessere Arbeiten vorzuweisen hatten, als die Söhne aus hochadeligen Geschlechtern. Rasch entschloß sich der kaiserliche Schulinspektor, den Schülern einen kräftigen Zuspruch zu erteilen. Er wies denen, die ihre Pflicht zu seiner Befriedigung erfüllt hatten, den Platz zu seiner Rechten an und spendete ihnen freundliches Lob. «Habt Dank für euere Arbeit», sagte er zu ihnen, «und fahret fort in euerem Fleiße. Ihr sorgt damit am besten für euere Zukunft, und der Lohn dafür wird nicht ausbleiben.» Die andern jedoch, mit deren Leistungen er nicht zufrieden war, mußten sich zu seiner Linken aufstellen, und er fuhr sie mit strafenden Worten an: «Ihr aber, ihr vornehmen Herrchen, ihr habt euch verlassen auf euere adelige Geburt und auf den Reichtum euerer Väter, habt das Lernen vernachlässigt und euere Zeit mit Spiel und Nichtstun verbracht. Bei Gott, ich mache mir nichts aus euerem

Adel, und ihr habt nichts Gutes zu erwarten, wenn ihr nicht euere Trägheit durch wahrhaften Fleiß wieder gutmacht.»

So suchte Karl der Große die Jugend und das ganze Volk zur Pflege der geistigen Güter anzuspornen. Er vergaß aber darob nie, daß den meisten Menschen die Sorge um das tägliche Brot am nächsten liegt. Auch da sollte geholfen werden. Er gründete landwirtschaftliche Musterhöfe, wo der Bauer sehen konnte, wie die Felder am besten bestellt werden, und er förderte Gewerbe und Handel, die freilich damals noch in ganz bescheidenen Anfängen standen.

Kein Wunder, daß der Name dieses mächtigen und weisen Fürsten über mehr als ein Jahrtausend hinweg feierlich und ehrfurchtgebietend an unser Ohr klingt und in manchen Sagen fortlebt.

Karl der Große und die Schlange

Kaiser Karl machte oft weite Reisen, um alle Teile seines großen Reiches kennen zu lernen, zu sehen, wie es dem Volk erging, und Gericht zu halten. Mehrmals soll er dabei auch nach Zürich gekommen sein. Darum behielt ihn die Stadt in treuem Gedenken. Die Pröpste des Chorherrenstifts zum Großmünster führten sein Bildnis in dem Siegel, das sie auf ihre Urkunden setzten, und in Stein gehauen, ziert seine ehrwürdige Gestalt heute noch einen der Türme dieses Gotteshauses.

An einen solchen Aufenthalt des hohen Gastes knüpft sich eine sonderbare Sage.

Danach wohnte der Kaiser damals im Haus zum Loch, unweit dem Großmünster. An der Pforte dieses Hauses ließ er eine Glocke anbringen, die jedermann läuten durfte, der Rat oder Hilfe bei ihm suchen wollte.

Eines Tages nun, als er mit seinem Gefolge beim Mittagsmahl saß und gutgelaunt an den Münstertürmen vorbei ins Land hinausschaute, mußte er auf einmal aufhorchen. Laut erklang vom Eingang herauf die Glocke. Ein Diener eilte hinab, um nachzusehen, wer läute. Es war niemand da. Aber kaum hatte er diesen Bescheid gebracht, da läutete es von neuem

und diesmal ohne aufzuhören. Als der Diener wieder Nachschau hielt, sah er eine große Schlange am Strange hangen und die Glocke in Bewegung setzen. Rasch meldete er die seltsame Kunde. Da stand Kaiser Karl vom Tische auf und stieg die Treppe hinunter, um zu vernehmen, was das zu bedeuten habe. Sobald ihn die Schlange sah, fiel sie vom Glockenstrange ab, verneigte sich vor ihm und raschelte gleich davon. Der Kaiser und sein ganzes Gefolge gingen ihr nach. Sie kamen der Limmat entlang aufwärts zu einer Stelle hart am Flusse. Da hielt die Schlange an bei einem von Nesselbüschen umgebenen Neste, in dem Eier lagen. Auf diesem hockte eine große Kröte.

Da erkannte der Kaiser, daß die Kröte der Schlange das Nest geraubt hatte und daß diese gekommen war, um bei ihm Recht zu suchen. Er hielt auf der Stelle Gericht und verurteilte die Kröte zum Tode. Mit einem Spieß wurde sie erstochen.

Einige Tage danach, als der Kaiser wieder beim Mahle saß, kroch unversehens die Schlange in den Saal herein. Ihre Augen suchten den Kaiser. Sie wand sich vor ihm auf den Tisch und ließ in seinen Becher einen wundervollen Edelstein gleiten. Dann verneigte sie sich, und im Augenblick war sie wieder davon. Kaiser Karl freute sich über die Dankbarkeit des Tieres. Er ließ den funkelnden Stein in einen goldenen Ring setzen und machte diesen seiner Gemahlin zum Geschenk. Zum Andenken an dies merkwürdige Vorkommnis aber erbaute man an der Stelle, wo das Nest der Schlange gewesen war, auf seine Weisung eine Kirche. Diese steht heute noch und heißt die Wasserkirche, da sie von den Wassern der Limmat umflossen wird.

Ein Königreich und ein Herzogtum und schwere Zeiten

Als Karl der Große 814 starb, war kein Nachkomme da, der mit gleicher Kraft das weite Reich hätte regieren können. Sein Sohn Ludwig war ein Mann von großer Frömmigkeit, aber kein Herrscher, und seine Enkel gerieten über das Erbe in Streit. Er endigte damit, daß das Frankenreich

auseinanderfiel. Aus den Teilstücken entstanden mit der Zeit die drei großen Länder Frankreich, Deutschland und Italien.

Auch das Gebiet der heutigen Schweiz wurde bei dieser Teilung zerrissen. Die Gegenden am Genfersee und das Wallis kamen an das westfränkische Reich, das spätere Frankreich, die alemannischen Landesteile und Churrätien an Deutschland. Aber unter den Alemannen und Burgundern erhoben sich kühne Adelige und suchten über den beiden Völkern eigene, selbständige Herrschaften aufzurichten. Der Abt von St-Maurice, Graf Rudolf, gründete 888 das Königreich Burgund, das den Westen unseres Landes und einen großen Teil des benachbarten Frankreich umfaßte. Der Markgraf von Churrätien, Burkhard, schwang sich nach harten Kämpfen 917 zum Herzog der alemannischen Lande auf. Doch die beiden Reiche hatten nur kurzen Bestand. Kraftvolle Könige hatten Deutschland inzwischen zu einem stolzen, starken Reich gemacht. Sie betrachteten sich als Nachfahren Karl des Großen, legten ihre Hand auch auf Italien und ließen sich in Rom die Kaiserwürde übertragen. Deutschland wurde, wie man es später zu nennen pflegte, das römische Kaiserreich deutscher Nation. Dieser gewaltigen Macht gegenüber vermochten das Königreich Burgund und das alemannische Herzogtum nicht standzuhalten. Im Jahre 1038 verloren beide ihre Selbständigkeit und gingen vollständig im deutschen Reiche auf.

So brachten die ersten Jahrhunderte nach Karl dem Großen viel Krieg und Not in unser Land. Zudem führten auch die einheimischen Adeligen unter sich fast ohne Unterlaß Fehden. Und um das Maß der Leiden voll zu machen, brachen bald da, bald dort wilde fremde Kriegshorden über die Grenzen herein, von Osten her die Ungarn, von Süden her die Sarazenen, ein arabischer Volksstamm. Wie ein Gewittersturm fielen sie ins Land ein, raubten, mordeten und brannten. Wo sie durchgezogen waren, blieb die Gegend als Wüstenei zurück. Das Volk litt unsäglich unter diesen Heimsuchungen.

Ein altes Sprichwort sagt: Not lehrt beten. Und so dachten auch damals die Leute. Der christliche Glaube war ihr stärkster Trost, die Kirche ihre beste Zuflucht. Viele Menschen, Männer und Frauen, wendeten sich ganz von der bösen Welt ab, traten in eines der vielen Klöster ein oder erbauten

sich in der Wildnis eine armselige Klause. Und da lebten Mönche und Nonnen, Einsiedler und Einsiedlerinnen ganz im Gedanken an Gott, an Christus und seinen Kreuzestod und an das Martyrium der großen Heiligen.

In dieser Unglückszeit gab es auch edle Frauen vornehmen Standes, die mit christlicher Barmherzigkeit sich des geplagten Volkes annahmen. Sie erschienen den Menschen als wahre Schutzengel. Was von ihnen auf den folgenden Blättern erzählt wird, ist zum großen Teil Sage; aber es zeigt sich darin, wie sie vom Volke verehrt wurden, und wie man des Glaubens war, sie seien von Gott selber gesandt und mit wunderkräftigen Gaben für ihr wohltätiges Wirken ausgestattet.

Die Sage von der Gründung des Fraumünsters in Zürich

Es mag ums Jahr 850 gewesen sein. Da lebten auf der Burg Baldern auf dem waldigen Rücken des Albis zwei Königstöchter. Sie hießen Hildegard und Bertha. Ihr Vater, Ludwig der Deutsche, hatte ihnen diesen Hochsitz in der Waldwildnis zur Wohnung angewiesen, womit er ihnen einen großen Gefallen zu tun gedachte. Man hat ja von hier aus einen herrlichen Blick weit über die Lande.

So saßen die beiden Königstöchter denn gar oft an den kleinen Fensterluken ihres abgelegenen Schlößleins und schauten sehnsüchtig auf den himmelblauen See von Zürich hinab und über ihn hinweg zum verschneiten Hochgebirge. Manchmal auch begaben sie sich in die dunkeln Waldungen hinein und belauschten das Leben der vielen Geschöpfe Gottes, die da frei und fröhlich in der Wildnis hausten. Oder sie pflückten Blumen, im ersten Frühling den zauberkräftigen Zyland (Seidelbast) und zur Pfingstzeit goldene Frauenschühlein, ein rechtes Schuhzeug für Elfen, und trugen sie in langer Wanderung hinunter an den See und bis nach Zürich, um sie niederzulegen am Grabe der Stadtheiligen Felix und Regula, wo sie ihre Andacht hielten.

Noch war aber kein rechter Pfad durch das Waldesdickicht gebahnt. Sie mußten sehen, wie sie ihre eigenen Fußspuren jedesmal wieder fanden, und in der Dunkelheit konnte es wohl vorkommen, daß sie sich verirrten.



Eines Tages nun, als die frommen Schwestern im dämmerigen Morgen mühsam ihren Weg durch den Wald suchten, stand plötzlich vor ihnen ein schöner weißer Hirsch unter den Tannen. Der trug auf seinem Geweih brennende Kerzlein. Die verbreiteten eine solche Helle, daß der Weg deutlich zu erkennen war. Der Hirsch ging ihnen voran und verließ sie nicht, bis er sie sicher nach Zürich hinunter geführt hatte. Als sie aber an die Limmat kamen, da blieb er auf dem linksseitigen Ufer stehen und wollte seine Schützlinge nicht über den Steg nach dem Großmünster geleiten.

Von da an stellte sich der Hirsch immer am nämlichen Orte ein, wenn die beiden Königstöchter in dunkler Morgenfrühe zu Tale schritten. Doch immer an der gleichen Stelle vor dem Limmatsteg hielt er an. Da erkannten sie, daß es der Wille Gottes sein möchte, hier ein Gotteshaus erstehen zu sehen. Sie berichteten das seltsame Erlebnis ihrem Vater und baten ihn, dem Fingerzeig des Himmels zu folgen. Und König Ludwig ließ an der Stelle, wo der Hirsch jedesmal zurückblieb, ein Kloster mit einer prächtigen Kirche errichten. Es war der heiligen Jungfrau geweiht und hieß darum das Fraumünster. Hildegard war dessen Äbtissin, und als sie starb, folgte ihr in dem hohen Amte ihre Schwester Bertha nach.

Der König schenkte dem Stift viele Güter. Dazu gehörte unter andern das Ländchen Uri. So waren fortan alle Unfreien in diesem Bergtal untertänige Gotteshausleute der Fraumünsterabtei. Und weil die Äbtissin mit Rechten ausgestattet war wie eine Fürstin, nannte man sie die Große Frau von Zürich.

Der heilige Meinrad und seine Raben

Auf dem Etzel, dem Berge, wo man so schön den Zürichsee unter sich hat und seine lieblichen Inseln, die Ufenau und die Lützelau, und wo es einem ist, man brauche nur die Arme auszubreiten, um über die ganze Talherrlichkeit hinwegfliegen zu können, lebte im neunten Jahrhundert ein frommer Einsiedler, der Meinrad hieß. Es wird berichtet, er sei dem Hause der Edelherren von Hohenzollern entstammt und ein glaubenseifriger Mönch geworden im Kloster Reichenau, das auf einer Insel im Untersee steht. Aber der Wille, Gott recht zu dienen, trieb ihn dort wieder fort, und

auf der Suche nach Einsamkeit kam er zuletzt auf den Etzel. Hier wohnte er in einer Hütte und trug Gott und seine Heiligen unablässig im Sinne. Doch nach und nach wurde es ihm zu unruhig, da die Leute vom See herauf und von anderwärts zu ihm kamen und ihn gar sehr in seiner Andacht störten.

Darum machte er sich eines Tages auf und wanderte über die rauschende Sihl in jene Wildnis hinein, die das Tal der Alp bis an die beiden Mythen ausfüllt und die man damals den Finsternwald nannte. Man erbaute ihm eine Kapelle und ein Hüttlein und ließ ihn in Gottesnamen mutterseelenallein. Er aber betete und hatte Gott lieb von ganzem Herzen. Niemand war um ihn als zwei Raben; die hatte er einst vor einem Sperber gerettet.

Der fromme Einsiedler wußte durch eine Offenbarung, daß er als Märtyrer Gottes aus der Welt gehen müsse. Und so kamen denn eines Tages zwei Bösewichte, die ihn berauben wollten. Die erschlugen ihn. Vor seinem Ende flehte er sie an, sie möchten die zwei Kerzen, die in der Klause standen, die eine zu seinen Häupten, die andere zu seinen Füßen aufstellen, sobald er gestorben sei. Als er bleich und tot dalag, stellten sie die eine Kerze unangezündet zu seinen Häupten und gingen in die Kapelle nebenan, um die andere am ewigen Licht anzustecken. Wie sie aber zurückkehrten, sahen sie zu ihrem Erstaunen, daß die Kerze zu Häupten der Leiche schon brannte. Und in diesem Augenblick flogen die zwei Raben des erschlagenen Einsiedlers durch die offene Türe herein und umschwirrten mit wildem Krächzen die beiden Mörder. Diese wurden von Entsetzen gepackt. Sie stürzten hinaus und eilten in wilder Flucht davon. Und die Raben verfolgten sie mit unaufhörlichem Geschrei bis hinab an den See.

Die zwei Unholde wandten sich nach Zürich. Dort glaubten sie sich sicher. Niemand konnte ja wissen, was sie verübt hatten. Aber als sie eben in ein Wirtshaus an der Limmat eingetreten waren und sich zu Tische setzen wollten, da schossen die zwei Raben zum Fenster herein und auf sie los. Jedermann kannte die Raben des heiligen Meinrad. Man vermutete, es sei ihm ein Leid angetan worden, und bemächtigte sich der beiden Männer. Da gestanden sie, daß sie den Einsiedler im Finsternwalde umgebracht hatten, und sie mußten ihre Untat mit dem Leben büßen.

An der Stelle aber, wo St. Meinrads Klause stand, wurde zu seinem Gedächtnis im Jahre 934 das Kloster Einsiedeln gegründet.

Heute noch führen dieses Kloster und die Waldleute von Einsiedeln, die einen im gelben, die andern im roten Wappenschild, die zwei Raben des hl. Meinrad. Die Wohnstätte des hl. Meinrad ist in der Gnadenkapelle erhalten. Dahin und zum Gnadenbild der Mutter Gottes in der prächtigen Klosterkirche wallfahren immer und immer wieder fromme Pilger von nah und fern. Ein klösterlicher Dichter hat gesungen:

«Zwei Kerzen brannten bei Meinrads Leiche,
Die erleuchten und wärmen so wunderbar
Millionen Herzen schon tausend Jahr.»

Das Kloster St. Gallen in seiner Blütezeit

Wo einst im wilden Steinachtal die Klause des heiligen Gallus gestanden hatte, da erhob sich im neunten Jahrhundert das reiche und mächtige Kloster St. Gallen. Wie eine kleine Stadt lag es da, fest gebaut und wohl ummauert. Es umfaßte an die vierzig Gebäude. Das schönste darunter war die Kirche mit ihren hellen Glasfenstern, den schimmernden Kronleuchtern, den mit kostbaren Teppichen belegten Altären, den aus Gold und Silber gefertigten Heiligenschreinen, Kruzifixen und Gerätschaften für den Gottesdienst. In den Häusern der nächsten Umgebung befanden sich die Arbeits- und Schlafräume der Mönche, die Bibliothek mit dem Schreibsaal und die Schulen. Im weitern Umkreis standen Spitäler, Gasthäuser für Pilger und Reisende und noch weiter außen Mühlen, Bäckereien, Brauereien, Werkstätten für Schmiede, Tischler, Küfer und andere Handwerksleute, ferner Scheunen und Stallungen. In einem der stattlichsten Häuser wohnte der Abt; er regierte wie ein kleiner Fürst über das ganze Gemeinwesen.

Dem Kloster gehörten große Besitzungen in der nächsten Umgebung und weit im Lande herum. Die waren ihm von vornehmen Herren zum Geschenk gemacht worden. Die Leute, die da lebten, leisteten ihm Ab-

gaben, teils an Feldfrüchten, Käse, Eiern, Lämmern und Zicklein, teils an barem Geld. An solchen Einkünften bezog das Kloster mehr als die meisten Adeligen.

Das Kloster St. Gallen beherbergte gewöhnlich über hundert Klosterbrüder. Sie widmeten sich dem Gebet und der Arbeit. Um die Lehre Christi und seiner Apostel von Grund aus verstehen zu können, lagen sie fleißigen Studien ob. Mit besonderem Eifer erlernten sie die lateinische Sprache; denn sie war die Sprache des Gottesdienstes, und in Latein waren die meisten Schriften über die christliche Lehre geschrieben. Jedes Kloster hatte den Wunsch, möglichst viele dieser Schriften zu besitzen. Aber es gab damals noch keine Buchdruckerkunst. Wer ein Buch zu eigen haben wollte, der mußte es abschreiben. Mit Hingabe betrieben die Mönche von St. Gallen diese Arbeit. Statt des Papiers verwendeten sie Pergament; das war getrocknete Tierhaut, zumeist von Ziegen und Schafen. Wollte man ein besonders wertvolles Buch anfertigen, so durchtränkte man die Pergamentblätter mit einer Farblösung, oft mit Purpur. Man kannte damals auch noch keine geläufige Schreibschrift, in der ein Buchstabe sich flink an den andern fügt. Jedes Schriftzeichen mußte einzeln hingesetzt werden. Gerne schmückte man das Titelblatt mit allerlei Zierat aus. Da sieht man zum Beispiel einen Heiligen, dessen Gestalt in einem reich geschmückten Torbogen steht, über dem wunderliche Vögel schweben. Die Anfangsbuchstaben schrieb man zuweilen mit Silber- oder Goldtinte. Das alles war ein mühevolles Werk und es konnte dem Schreiber trotz allem Fleiß doch begegnen, daß er am Abend der Arbeit müde war und mit kleinen Buchstaben an den Rand schrieb: «Gottlob, es dunkelt!»

Mit viel Sorgfalt wurden die Bücher eingebunden. Oft bestand die Decke aus zolldicken Eichenbrettchen, die mit Leder überzogen und auf der Vorderseite mit einer kunstvoll aus Elfenbein geschnitzten Bildtafel und eingelegten Edelsteinen geschmückt waren.

So kam das Kloster St. Gallen nach und nach zu einer Bibliothek von etwa 400 Bänden. Sie war die größte und schönste weit und breit. Manche dieser Bücher sind heute noch vorhanden. Mit Ehrfurcht werden sie aus ihren Behältnissen hervorgeholt, und jedes Auge freut sich an der Kunst der klösterlichen Schreiber.

In der Klosterschule

Es waren dem Kloster St. Gallen zwei Schulen angeschlossen. Die eine hieß die innere; sie nahm Knaben auf, die durch den Willen der Eltern seit frühester Jugend für das Mönchsleben bestimmt waren. Die andere nannte man die äußere: hier holten die Söhne von Edelleuten ihre Bildung, um später Land und Leute mit klugem Sinn regieren zu können.

An beiden Schulen erteilten gelehrte Mönche den Unterricht. Die Knaben lernten zunächst die lateinische Sprache in Wort und Schrift handhaben; dann wurden sie auch in die Künste des Rechnens und der Himmelskunde, der Lehre von Sonne, Mond und Sternen, eingeführt.

Das höchste Lob aber erwarb sich das Kloster St. Gallen durch die Pflege der Musik. Herrliche Meßgesänge wurden eingeübt und halfen den Gottesdienst verschönern, besonders in der Weihnachts- und Osterzeit. Ein Schriftsteller jener Zeit rühmt dem Kloster nach, es habe durch seine Lieder die Kirche Gottes von einem Meer zum andern mit Glanz und Freude erfüllt.

In beiden Schulen herrschte eine strenge Zucht. Die Knaben sollten sich nicht nur Wissen und Können aneignen, sondern auch ihren Willen stählen, um jeder Versuchung Meister zu werden und immer das zu tun, was ihnen zur Pflicht gemacht worden war.

Einst besuchte der deutsche Kaiser Konrad I. das Kloster. Er hatte viel Rühmens davon gehört, wie Wissenschaften und Künste in der Klosterschule gepflegt würden. Nun wollte er aber auch wissen, ob bei den Schülern Gehorsam und Selbstzucht dem Wissen gleich seien; denn er hielt die Selbstbeherrschung für die beste Eigenschaft des Menschen. Was tat er also, um die Willenskraft der Schüler zu prüfen? – Nun, er gebot, daß die Klosterschüler in großem Umgang an ihm vorbeiziehen, und ließ unversehens einen Korb voll rotbackiger Äpfel über den Boden ausschütten. Er mag wohl gedacht haben: Aha, jetzt gleich geht der Tanz und die Balgerei um die verlockenden Früchte los, und alle Ordnung und aller Gehorsam ist vergessen. Aber zu seiner Verwunderung bestanden die Knaben musterhaft die gefährliche Probe. Keiner, auch nicht der

jüngste, trat aus den Reihen des Zuges. Ja sie schienen die schönen Äpfel gar nicht zu beachten.

Das erfreute den König, und er verschaffte den Klosterschülern einen frohen Tag. Auch bestimmte er, daß man ihnen inskünftig alljährlich drei besondere freie Tage bewilligen müsse, zum Lohne für ihre Standhaftigkeit; denn diese erst bilde den ganzen Mann.

Schon mancher, der sich nicht bedacht,
Hat sich um den Erfolg gebracht
Und wurde als ein Tor verlacht.
Wer an sich hält und bleibt besonnen,
Mund zwingt und Hand, hat schon gewonnen.

Notker der Stammler

Unter den Mönchen des Klosters St. Gallen erwarben sich viele dauernden Ruhm als Gelehrte, Dichter, Musiker oder durch vortreffliche Leistungen in irgendeiner Kunstfertigkeit, zum Beispiel in der Elfenbeinschnitzerei.

Einer der hervorragendsten unter ihnen lebte um das Jahr 900. Er hieß Notker, und da er beim Sprechen leicht anstieß, hatte man ihm den Zunamen der Stammler gegeben. Er war ein hochbegabter Dichter und ein Meister in der Musik. Zur Ehre Gottes schrieb er innige Lieder und setzte sie in Töne. Ihm verdankt das Kloster den hohen Ruhm, den seine Kirchenmusik weit in der Welt herum genoß. Dabei blieb er schlichten Sinnes und hatte ein mildes Herz für die Klosterbrüder, weshalb sie mit großer Liebe an ihm hingen. Seine Frömmigkeit und Weisheit verschaffte ihm auch bei den Klosterbrüdern hohe Verehrung. «Ein Gefäß des heiligen Geistes» wurde er in einer Beschreibung seines Lebens genannt.

Bei diesem frommen und weisen Menschen suchten oft auch hohe Herren Rat.

Einst brachte ein Bote einen Brief von Kaiser Karl dem Dicken. Darin stand, daß der Kaiser gern wissen möchte, wie er sein Leben und seine Regierung am besten nach dem Willen Gottes führen könnte.

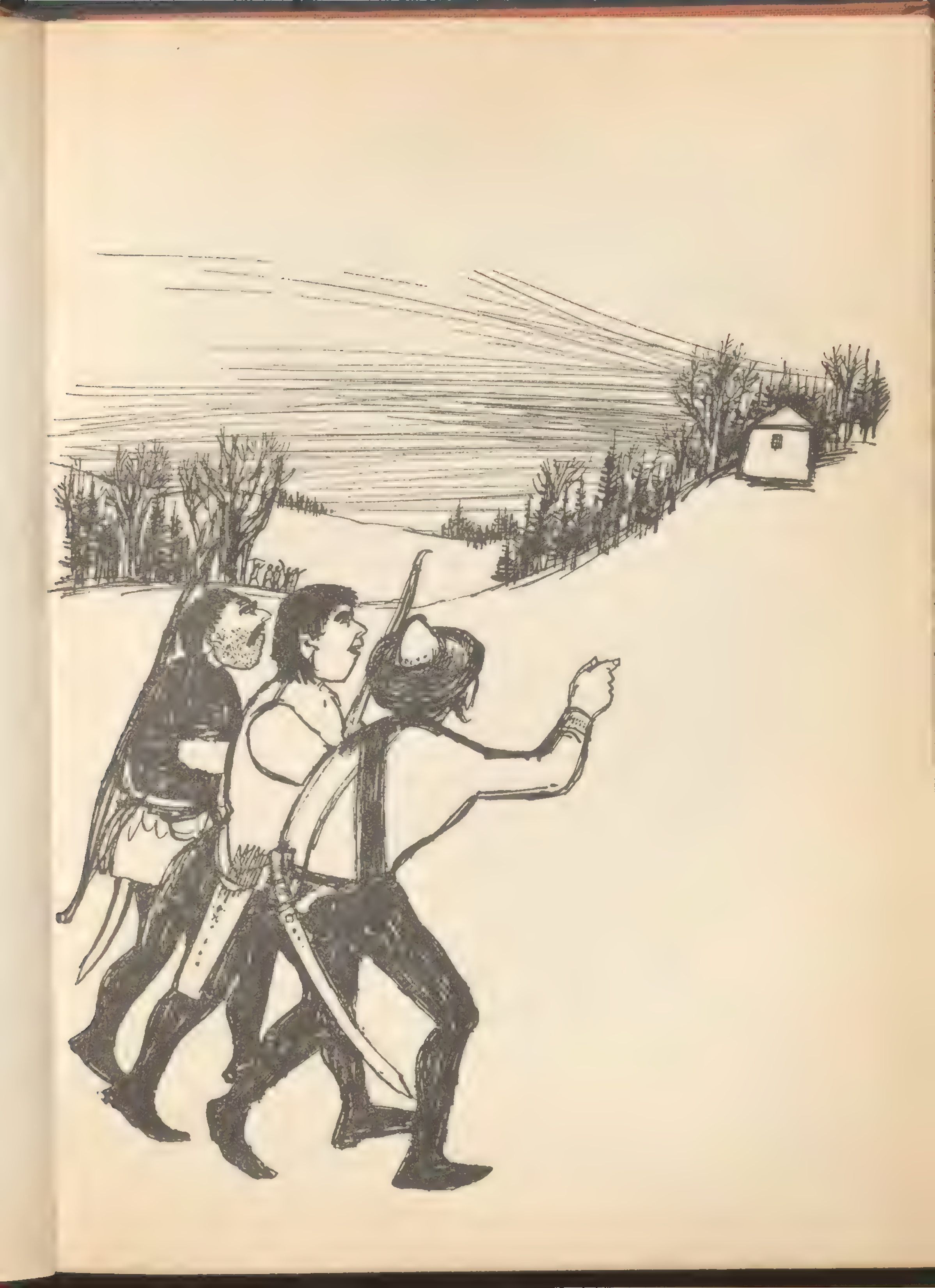
Notker war eben im Klostergarten, als der Bote ankam und zu ihm geleitet wurde. Dort jätete er Unkraut aus und warf es weg, pflanzte nützliche Gewächse an und begoß sie mit Sorgfalt. Als er den Brief des Kaisers gelesen hatte, legte er ihn, ohne ein Wort zu sagen, beiseite und setzte seine Arbeit fort. Dem Boten aber, der auf eine Antwort warten mußte und der vergeblich eine lange Weile dagestanden hatte, verleidete es endlich, und so fragte er: «Und nun, frommer Bruder, was hast du meinem Herrn zu melden?» Da richtete sich Notker von der Arbeit auf und antwortete gelassen: «Sage deinem Herrn, er solle tun, was du mich hier tun siehst, und sonst nichts weiter!»

Der Bote wußte nicht, was er mit dieser seltsamen Antwort anfangen sollte. Er kehrte zurück an den Hof und berichtete getreulich, was er gesehen und was ihm Notker aufgetragen hatte. Der Kaiser aber verstand wohl, was der weise St. Galler Mönch ihm raten wollte und suchte fortan in allen Dingen danach zu handeln: Das Unnütze und Schädliche in Land und Volk auszurotten, Gutes und Fruchtbringendes an dessen Stelle zu pflanzen und es sorgsam zu hüten und zu pflegen.

Die Klausnerin Wiborada

Zu Anfang des zehnten Jahrhunderts lebte am Bodensee ein frommes Mägdlein, Wiborada geheißen. Es stammte aus vornehmem Geschlechte, fand aber kein Gefallen an den Freuden der Welt, sondern entschloß sich schon in jungen Jahren, sein Leben ganz dem Dienste Gottes zu weihen. Zur Jungfrau herangewachsen, verlor Wiborada durch den Tod eine liebe Schwester. Da wollte sie das Weltleben ganz vergessen und Klausnerin werden. Sie begann schon im Elternhause, sich auf dieses selbstgewählte harte Dasein vorzubereiten. Sie schlief auf einem armseligen Lager und hatte einen Stein als Kopfkissen. Gar oft aber legte sie sich nicht zur Ruhe, sondern betete die ganze Nacht hindurch.

Im Jahre 915 ließ sich Wiborada alsdann durch den Konstanzer Bischof Salomo nach St. Gallen bringen und dort neben der Magnuskirche



in ein Steinhäuschen, eine Klause, einschließen. Das war so eng, daß sie kaum darin stehen, geschweige denn ausgestreckt liegen konnte. Hier war sie mutterseelenallein und verbrachte den ganzen Tag im Gebet und mit frommen Betrachtungen. Durch eine Öffnung in der Mauer reichte man ihr die kärgliche Nahrung, deren sie bedurfte. Ihr Gewand war ein grobes Wollenhemd. Darum gürtete sie sich mit einer schweren Kette, die sie nie ablegte. Die schnitt sich nach und nach so in ihren Leib ein, daß sie von der Haut überwachsen wurde. Durch dieses harte und entsagungsreiche Einsiedlerleben kam Wiborada in den Ruf großer Heiligkeit, und es lief ihr viel Volk zu. So wurde sie in ihren frommen Übungen gestört. Da ließ sie ihre Klause über den Wasserfall des Steinach-Flüßleins an die Stelle versetzen, wo jetzt St. Georgen steht. Dort lebte sie in völliger Einsamkeit bis im Jahre 925.

Zu jener Zeit fielen die räuberischen Ungarn wiederholt in unser Land ein. Einst griffen sie auch das Kloster St. Gallen an. Sie plünderten es aus und äscherten es ein. Sie stießen auch auf die Zelle der Klausnerin, die nicht hatte fliehen wollen. Sie waren Heiden und begriffen nicht, daß ein Mensch um des Glaubens willen aus freien Stücken ein so hartes Leben auf sich nehmen kann. Ja sie argwöhnten sogar, Wiborada habe sich mit großen Schätzen an Gold und andern Kostbarkeiten in das Steinhäuschen einschließen lassen. Darum stiegen sie auf das Dächlein der Klause, hoben es ab und sprangen in die Zelle hinunter. Aber statt der erhofften Reichtümer fanden sie nur eine betende, armselige Frau. Im Ingrimm über diese Enttäuschung erschlugen sie die Klausnerin.

Wegen ihres gottseligen Lebens und Sterbens aber wurde Wiborada später zur Heiligen erhoben.

Die gute Königin Bertha

Es ist davon erzählt worden, wie in den schlimmen Kriegszeiten, die bald nach dem Tode Karls des Großen über die Welt hereinbrachen, edle Frauen ihr Bestes taten, um dem Volk zu helfen und die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hatte.

Solch eine Frau war die Königin Bertha von Burgund. Während ihr Gemahl, König Rudolf II., nur darauf sann, das von seinem Vater ererbte Burgunderreich durch Eroberungskriege zu vergrößern, wurde sie nicht müde, das Elend, das dadurch ins Land kam, durch ihre Wohltätigkeit zu mildern. Wo der Krieg Städte und Dörfer verheert hatte, da war sie bald zur Stelle und sorgte dafür, daß die Wohnstätten wieder aufgebaut und die Menschen mit dem Nötigsten versehen wurden. Sie fragte auch nach den Armen und Kranken und scheute sich nicht, in die elendeste Hütte einzutreten, um ihnen beizustehen mit Trost und Hilfe.

Sie wollte das Volk aber auch dazu anleiten, durch eigene Arbeit sein Los zu verbessern. Oft erschien sie mit ihrem Gefolge in den Bauerndörfern. Da lehrte sie die Frauen Gärten anlegen und mit nützlichen Gewächsen bepflanzen, vor allem mit Hanf und Flachs, aus deren Stengelfasern man den zähen Faden spinnt für allerlei Gewebe. Sie gab ihnen auch selber das Beispiel einer fleißigen Spinnerin. Wenn sie auf ihrem weißen Roß über Land ritt, verkürzte sie sich oft die Zeit mit Spinnen. Das war damals eine einfache Kunst. An einen armlangen Stab, die Kunkel, band man ein Büschel Flachsfasern, zog eine um die andere heraus, drehte daraus einen Faden und wand ihn um eine Art Spule, die Spindel. Erst viel später ist das Spinnrad erfunden worden. Heute steht auch es verstaubt auf dem Estrich. Die Maschine hat ihm die Arbeit abgenommen. Aber immer noch ist es der Stolz einer rechten Bäuerin, ein Stück Leinwand aus handgesponnenem Garn im Kasten zu haben.

Also die Königin Bertha war eine Wohltäterin und ein Vorbild an Fleiß und Arbeitsfreude. Und es war ihr ernst dabei. Sie tat ihr Werk nicht bloß, um von den Leuten deswegen gerühmt zu werden. Nein, aller Schein war ihr zuwider. Das mußten einst ihre Hofdamen erfahren. Sie hatten eines Tages gesehen, wie die Königin ein Bauernmädchen, das die

Herde hütete und dabei spann, reichlich belohnte. Siehe, des andern Tages erschienen sie alle mit der Kunkel in der Hand vor ihr. Aber die Königin sagte lächelnd zu ihnen: «Meine lieben Damen, das Bauernmädchen hat dasselbe Glück gehabt wie Jakob, der Sohn Isaaks; es hat meinen Segen vorweggenommen.»

Alles Volk liebte und verehrte die gütige Königin. Und heute noch, nach einem Jahrtausend, erinnert man sich ihrer und redet etwa von der Zeit, da die Königin Bertha spann.

Die Habsburg

An der Aare bei Brugg, auf den Mauerüberresten eines Befestigungswerkes, das einst zur alten Römerstadt Vindonissa gehört hatte, steht heute eine schmucke Jugendherberge, in der zur Sommerszeit fröhliches junges Wandervolk ein- und ausgeht. Sie ist errichtet worden aus einem verfallenen Schlößlein, der Altenburg. Hier wohnten vorzeiten die Grafen gleichen Namens, die einen ansehnlichen Besitz an Land und Leuten in der Umgebung hatten. Um das Jahr 1020 aber erbaute sich Graf Radbot von Altenburg auf dem nahen Wülpelsberg eine neue Burg. Die nannte er Habsburg, und nach ihr hieß fortan auch sein Geschlecht. Es wurde eines der mächtigsten im Lande und gab in spätern Jahrhunderten dem deutschen Reiche eine ganze Reihe von Kaisern.

Der Bruder Radbots war Bischof von Straßburg, ein vornehmer und reicher Herr. Er hatte das meiste Geld für den Bau gegeben und meinte, es werde eine starke Burg sein, die durch Ringmauern und Wallgräben gegen jeden Angriff geschützt sei, so daß man sicher darin wohnen könne. Er war darum recht enttäuscht, als er das erste Mal auf die Habsburg zu Besuch kam. Wohl war sie ein festes, hochragendes Schloß, von dem aus der Blick weit über das Aaretal auf- und abwärts und im Süden über das fruchtbare Hügelland bis an die Schneeberge ging. Aber es stand nackt und bloß auf dem Bergrücken. Keine Ringmauer und kein Wallgraben umgab es. Er verschwieg dem Bruder seine Enttäuschung nicht und legte sich voll Unmut zu Bette.

Der Graf aber sann darauf, wie er seinen vornehmen Gast wieder zufriedenstellen könne, und kam auf einen klugen Einfall. Er bot in aller Eile seine Freunde und alles wehr- und waffenfähige Volk in der Umgebung auf, noch vor Tagesanbruch vor der Burg zu erscheinen, und stellte die anrückenden Scharen in einem vielfachen Ring rund um die Burg auf.

Als der Bischof am Morgen erwachte und an die Fensterluke trat, um Ausschau zu halten – wie erschrak er da! Er meinte nichts anderes, als die Burg sei von feindlichem Kriegsvolk belagert. Da trat aber Graf Radbot zu ihm und beruhigte ihn lächelnd: «Herr Bruder, seid ohne Sorge! Alle diese Leute sind unsere Freunde und Untergebenen. Sie sind gekommen, um Euch zu zeigen, wie sie die Burg schützen wollen, wenn es einem bösen Nachbarn einfallen sollte, sie anzugreifen. Was nützen uns Wall und Graben, wenn wir nicht gute Freunde und treue Untertanen haben! Ein tapferes und zuverlässiges Volk ist die beste Ringmauer.»

Der Bischof war freudig überrascht und mußte ihm recht geben. Er empfahl dem Grafen auch, durch milde und gerechte Herrschaft sich allezeit die Zuneigung und Treue seiner Untergebenen zu erhalten.

Der Landläufer von Glarus

Die Glarner und die Urner, zwei noch bodenechte Völklein zwischen den Wildwassern des Walensees und des Sees der vier Waldstätte, hatten einst ihrer Grenzen wegen arge Stöße miteinander. Zwar wollten die Herren von Lenzburg und Rheinfelden den bösen Handel schlichten, aber sie brachten es nicht fertig. Auf ihren Rat hin kam man jedoch überein, die zwei Standesläufer von Uri und Glarus hätten sich, jeder aus seinem Hoheitsgebiet, vor Tau und Tag, also sobald der Hahn zum erstenmal krähe, aufzumachen und gegeneinander über die Hochalpen des Klausen, über den heute eine schöne Autostraße führt, zu wandern. An der Stelle aber, auf der sie sich begegnen würden, solle alsdann die Landesgrenze zwischen Uri und Glarus für immer und ewig sein.

Da nun beiden Teilen an den Alpen um den Klausen gar viel lag, und da es die beiden Völker faustdick hinter den Ohren hatten und noch haben, sannen sie darüber nach, wie sie sich überlisten und also mit Glanz aus dem Handel ziehen könnten. Die Glarner, die wohl dachten, wer gut genährt sei, werde sich auch zeitig an die Arbeit machen, nahmen also einen dicken Hahn mit stolzen Schwanzfedern und mästeten ihn, bis er fast kugelrund wurde. Die Urner dagegen, die vielleicht nicht so feiß zu essen pflegten wie die Glarner stellten ein beinmageres Gockelchen in einen Korb und ließen es fasten.

Als nun aber der Morgen über Altdorf aufging und der Urirotstock sich mit weißen Schultern aus der Nacht hinauszurecken begann, fing der Hahn der Urner zu krähen an; fast so gewaltig tönte es wie das Heerhorn, der Uristier. Flugs machte sich der Urner Landläufer auf und davon durchs wilde Schächental hinauf dem Klausenpaß zu.

Unterdessen umstanden die Glarner Ratsherren unten im Linthtal erwartungsvoll und recht ungeduldig den geräumigen Hühnerpferch, in dem sie ihren gutgefütterten Hahn hatten. Es tagte schon lange, der Tödi und der Selbstsanft bekamen morgenrote Köpfe, aber doch nicht ganz so rote wie die Ratsherren im Tal, die immer aufgeregter mit vielem Volk ihren dicken Gockel umstanden und nicht begreifen konnten, wie der Hahn, dem sie's doch so gut gegeben, sich so verschlief. Nein, der Donnersgockel wollte einfach nicht krähen, und also kam auch der Glarner Standesläufer, dem's schon lange in allen Zehen juckte, nicht ab Fleck. Endlich, am späten Morgen erst, krähte der Hahn.

Jetzt aber stürmte der Glarner Läufer wie das wilde Heer davon, und obschon es bald schrecklich bergan ging, gab er nicht nach. Wenigstens auf die Paßhöhe des Klausen hätte er's gerne noch gebracht. Aber als er höher kam, erschrak er gewaltig. Schon sah er den Urner Läufer, der eben die Hauptsache des strittigen Gebiets, den schönen glatten Urnerboden, hinter sich gebracht hatte, gemächlich gegen sich bergab kommen.

Aber der brave, zähe Glarner gab seine Sache nicht verloren. Nein, er ermannte sich erst recht und hastete auf Tod und Leben alpauf, um für sein Land noch zu retten, was zu retten war.

Wie sie nun nach kurzem zusammenstießen und der Urner rief: «Hier ist die Grenze zwischen Uri und Glarus!» flehte ihn der Glarner Läufer



inständig an, er möchte ihm doch ein Stück Weidland für seine gnädigen Herren überlassen. Da sagte der Urner Läufer: «Gut, so weit sollst du noch Grund und Boden gewinnen, als du mich zu tragen vermagst.»

Gesagt, getan. Gleich hatte der Glarner den Urner auf dem Nacken hocken, und also trug er ihn keuchend, schwitzend und dampfend den steilen Berg hinauf. Schon wollten die Jägerstöcke vor seine Augen kommen, da wurde es ihm plötzlich dunkel; er sank zusammen und war tot. Aber seine Treue und sein Starkmut bleiben im ganzen Schweizerland unvergessen.

Die Gründung der Stadt Bern

Nach dem Tode Karls des Großen und der Teilung seines Reiches war die deutsche Königskrone zunächst wie ein Erbstück vom Vater auf den Sohn übergegangen, und dieser wurde sodann vom Papst zum römischen Kaiser gekrönt. Später aber verlor sich dieses Erbrecht. Die vornehmsten geistlichen und weltlichen Herren, drei Erzbischöfe und vier der besitzreichsten Fürsten im Lande wählten oder erkoren, wie man damals sagte, den deutschen König. Diese sieben Kurfürsten waren aber oft mehr darauf bedacht, ihre eigene Hausmacht zu vergrößern, als dem Reiche einen starken Herrscher zu geben. So nahm die Bedeutung des Königtums immer mehr ab. Dagegen erhoben die einzelnen Fürsten, die Herzoge und Grafen immer stolzer ihr Haupt und suchten in ihrem Lande zu regieren, als ob sie keinem König zu gehorchen hätten.

Unter den Geschlechtern, die auf dem heutigen Schweizerboden zu großem Besitz und Ansehen gelangten, waren im zwölften Jahrhundert die Herzoge von Zähringen eines der mächtigsten. Sie nannten sich nach ihrer Stammburg Zähringen, die auf einer Anhöhe unweit der Stadt Freiburg im Breisgau stand und deren Ruinen heute noch zu sehen sind.

Ein besonders tatkräftiger Herr aus diesem Hause war Berchthold V. Er suchte seine Herrschaft immer mehr zu festigen und auszudehnen. Dabei stieß er aber auf den Widerstand des kleinen Adels im Lande, der Grafen und Freiherren. Um ihre Macht zu brechen, gründete er Städte. Diese waren mit Ringmauern und Wallgraben umgeben und konnten

jedem Angriff Trotz bieten wie eine Burg. Den Leuten, die sich darin niederließen und die man Bürger nannte, gab der Herzog besondere Rechte und Freiheiten, damit sie ihm recht ergeben und zu jedem Dienste bereit seien. So entstanden die Schweizerstädte Freiburg im Uechtland und Bern.

Wie es bei der Gründung Berns zuging, darüber erzählt der Berner Chronist Konrad Justinger eine anmutige, wenn auch sagenhafte Geschichte.

Danach verdroß es die adeligen Herren im Lande, daß sie von Herzog Berchthold beherrscht waren, und sie beratschlagten miteinander, wie sie diese Herrschaft abschütteln könnten. Darob erschraken die Leute; denn sie fürchteten, es komme zum Kriege, und wußten nicht, wohin sie sich begeben sollten, um sicher zu sein. Daher dachte der Herzog daran, eine Stadt zu stiften, wo arm und reich Schirm und Frieden hätten. Eines Tages fragte er seine Jägersleute, ob sie irgendwo eine Gegend wüßten, wo man eine solche Niederlassung gründen könnte. «Ja, Herr», antworteten sie, «die Hofstatt im Sack, wo Euere Burg Nydeck steht, das wäre ein gar wohlgeeigneter Platz; die Aare umfließt ihn fast ganz und gibt ihm Schutz.»

Der Herzog überlegte sich die Sache und besichtigte mit seinen Räten die ihm anempfohlene Stelle. Sie gefiel ihm so wohl, daß er beschloß, die Stadt dort zu erbauen. Es stand aber zu jener Zeit ein uralter Eichwald in der Gegend. Darin wollte er vorher noch einmal jagen, und nach dem ersten Tier, das im Walde erlegt würde, sollte die Stadt ihren Namen erhalten. Nun war die erste Jagdbeute ein Bär. Da bestimmte der Herzog, die Stadt, die er zu erbauen gedachte, sollte den Namen Bern tragen. Also wurde sie im Jahre 1191 gegründet.

Kuno von Bubenberg erhielt den Auftrag, die Grenzen der Stadt abzustecken. Er machte sie aber viel weiter, als ihm befohlen war. Als der Herzog das bei einem Besuche sah, fuhr er ihn hart an deswegen. Der von Bubenberg aber sprach: «Gnädiger Herr, laßt Euern Zorn fallen! Was ich getan habe, das habe ich zu Euerem Besten getan. Es ist soviel Volks im Lande, das eine sichere Heimstatt sucht, daß die Stadt bald besiedelt sein wird. Sollte aber von dem eingegrenzten Raum etwas unbenutzt bleiben, so will ich es gern auf meine Kosten behausen.» Damit gab sich der Herzog zufrieden.

Der Herr von Bubenberg hatte recht mit seiner Voraussage. Es machten sich viele ehrbare Leute vom offenen Lande auf und zogen in die Stadt, und der Platz reichte kaum aus, ihnen allen Unterkunft zu gewähren. Für den Bau der Häuser aber verwendete man das Holz, das vordem in dem Eichenwald gestanden hatte. Es gab ein Sprichwort:

«Holz, laß dich hauen gern,
Die Stadt muß heißen Bern.»

Als die Stadt erbaut war, gab der Herzog ihr auch ein Wappen. Es stellte auf weißem Schild einen schwarzen Bären in schreitender Gestalt dar. Der Burgerschaft aber gewährte er mancherlei besondere Rechte. So blühte Bern bald auf und wurde eine der mächtigsten Städte im Schweizerland. Zur Erinnerung aber an die Herkunft ihres Namens erbaute man später einen Tierzwinger, den Bärengraben. Da haust eine ganze Familie des Berner Wappentiers, des Bären.

Die Herren von Vaz und die Walser in Rätien

Nicht weit von der vielbegangenen Straße, die von Chur über die Lenzerheide nach Tiefencastel führt, liegt das Dörfchen Obervaz. Dort hatten einst die Freiherren von Vaz ihre Burg. Sie waren das reichste Adelsgeschlecht in Rätien und standen beim Volke in hohem Ansehen; denn sie regierten es mit väterlichem Wohlwollen. Stets auch waren sie darauf bedacht, aus der Bergwildnis, die damals noch bis tief in die Täler hinabreichte, neues Land urbar zu machen und tüchtige Leute darauf anzusiedeln.

Nun geschah es, daß um das Jahr 1200 aus dem deutschen Oberwallis viele Leute auswanderten, weil der Boden nicht mehr ausreichte, sie zu ernähren. Sie zogen über die Alpenpässe nach Süden und Osten. Einzelne kamen hinab in ein Bergtal des heutigen Italien, andere hinüber in das obere Tessingebiet, wo heute noch ihre Nachfahren in der Gemeinde Gurin leben und mitten in der italienisch sprechenden Bevölkerung ihre deutsche Mundart treu bewahrt haben. Die meisten aber setzten ihren Weg fort bis

in die Täler Rätiens. Da ließen sie sich zunächst im Rheinwald nieder, dem hochgelegenen, schönen Tal, aus dem der Hinterrhein kommt. Von hier aus wanderten manche Familien später nach Avers, Safien und Vals, ja bis ins Prätigau.

Die Herren von Vaz, denen diese Lande gehörten, sahen die Einwanderung gern; denn die Oberwalliser oder Walser, wie man sie hier nannte, waren fleißige, anstellige Leute und bildeten einen schönen Zuwachs zu ihrer Herrschaft.

Herr Walther von Vaz nahm auch einzelne von ihnen in seinen alltäglichen Dienst. Sie waren seine Gefährten, wenn er ausritt zur Jagd auf Bären, Steinböcke und Gemsen, und er war ihnen sehr zugetan, da sie vor keiner Gefahr zurückschreckten.

Einmal äußerte der Freiherr den Wunsch, zu erfahren, wo der reißende Fluß, den man heute das Landwasser nennt, seine Quelle habe. Gleich machten sich einige kühne Walser Burschen auf und drangen ein in das wilde Tal dieses Flusses, das bisher selten noch eines Menschen Fuß betreten hatte. Über Schluchten hinweg und an Abgründen vorbei kamen sei unter unsäglicher Mühe und Gefahr zuletzt in eine große, von Tannen und Lärchen umsäumte Ebene mit guten Weidegründen und einem fischreichen See. Freudig kehrten sie heim und erzählten dem Herrn von Vaz von den überraschenden Entdeckungen, die sie «qua davos», d. h. «da hinten» gemacht hätten. Der Freiherr ließ sich von ihnen in das abseitige Bergtal hinaufgeleiten, um es zu besichtigen. Und es gefiel ihm so wohl, daß er beschloß, es zu besiedeln. Er gab das Land einem Dutzend der Kräftigsten unter seinen Walsern. Die zogen mit ihren unerschrockenen Frauen da hinauf, bauten sich an und gründeten die ersten Höfe der Landschaft Davos, wie man nun die Gegend nannte.

Mit der Zeit kamen immer mehr Leute in das weite Tal. Es bildete sich eine Gemeinde, und die Herren von Vaz bezogen von ihr nach einem Brief, den sie 1289 ausstellten und den die Davoser wie ein Heiligtum aufbewahrten, mäßige Abgaben an Käse, Lämmern, Fischen und Tuch, wofür nach Belieben auch ein entsprechender Betrag in barem Geld entrichtet werden konnte. Sonst aber war das Talvolk frei. Es wählte einen Ammann und hielt seine Landsgemeinden ab.

Bald war Davos eine der volkreichsten Gegenden des Landes. Da zogen manche der wanderlustigen Walser weiter, nach Klosters, Arosa, Langwies, und ließen sich auch da nieder. So gesellte sich zu der alteingesessenen rätoromanischen Bevölkerung ein deutschsprechender Volksstamm; durch seine Mundart und manchen altertümlichen Brauch verrät er heute noch seine Herkunft aus dem Oberwallis.

Von den Ritterzeiten

Fast in jedem Tale unserer lieben Heimat erhebt sich irgendwo eine alte Burg oder deren Ruine. Die meisten stehen auf aussichtsreichen Höhen, von denen aus man wichtige Straßen überschauen und beherrschen kann; manche auch baden ihre grauen Mauern in einem Fluß oder See. Immer aber wurden sie so angelegt, daß sie schwer zugänglich waren und ihren Bewohnern hinter Gräben und Wällen, gewaltigen Mauern und starken Türmen Schutz boten gegen jeden Feind.

In diesen Burgen wohnten einst die Ritter. Sie waren in jenen Zeiten, von denen hier die Rede ist, der vornehmste Stand des Landes, und ein edles Verhalten nennt man bis auf den heutigen Tag ritterlich. Es muß also um dieses Rittertum in seinen Anfängen etwas Edles, Hochstrebendes, für die menschliche Gesellschaft Wohltätiges gewesen sein.

Zur Ritterschaft gehörte eigentlich jeder, der zu Pferd und in ritterlicher Rüstung in den Krieg zu ziehen vermochte. Das waren vor allem die Angehörigen der alten Herrengeschlechter, des Adels: die Grafen, Freiherren und Edlen höheren und geringeren Ranges. Auch im Schweizerland hatte dieser Adel fast bis hinauf zum ewigen Schnee seine festen Herrensitze, Burgen und Schlösser, in denen er sich sicher fühlte und von wo aus diese Herren Ritter sich das Volk der Umgegend untertan, das heißt steuer- und dienstpflichtig machten, das Richteramt unter ihm ausübten und es wohl auch vor Feinden und bösen Nachbarn in Hut hielten.

Einst lebten die Ritter ihren schönen Ritterpflichten nach. Sie bekämpften das Böse, verteidigten das Gute, verehrten und beschützten die Frauen und traten mit Leib und Gut für den christlichen Glauben und die Kirche ein. Großes Heldentum zeigte sich da. Ja, sie eroberten in den

Kreuzzügen unter unendlicher Mühsal und unter Geringachtung ihres Lebens mit ihren Gefolgsleuten und Dienstmannen Jerusalem im Fernen Osten und das heilige Grab Jesu Christi.

Schon in frühester Jugend begann die Erziehung für das ritterliche Leben. Jeder Knabe adeligen Stammes wurde auf die Burg eines dem Hause befreundeten Herrn vornehmer Abkunft gebracht. Hier hatte er als «Bube» die Anfänge der Rittertugenden zu erlernen. Er mußte Herren und Frauen dienen, sich an Mäßigkeit und Selbstbeherrschung und gute ritterliche Sitten gewöhnen. Da konnte er sich in der Kunst des Schweigens und Gehorchens üben; denn, sagten sich wohl die Ritter, wer nicht schweigen und recht gehorchen lernt, der lernt auch nie recht reden und befehlen.

Kaum war der Bube etwa 14 Jahre alt, so erhielt er ein Schwert, und nun hieß er Knappe. Jetzt hatte er immer um seinen Herrn zu sein, sei's auf der Jagd, sei's bei den Turnieren, wie man die ritterlichen Wettspiele, Mann gegen Mann oder Schar gegen Schar, unter den Adeligen nannte. Aber auf Kriegszügen und in der Schlacht mußte er erst recht bei seinem Ritter sein. Da gab's Anlaß genug, zu erweisen, was Fadens man sei und ob man sich bewähre im blutigen Ernst. Bei solchen Gelegenheiten, oft gleich nach dem Kampf oder nachher bei festlichen Turnieren, bekam alsdann der Knappe den verdienten Ritterschlag. Er hatte hiefür niederzuknien, und ein Ritter schlug ihn dreimal mit dem Schwert sänftiglich auf Nacken und Schultern, worauf er mit Handschuh, Panzer, Helm und Sporen ausgerüstet wurde. Als Ritter bestieg er nun das Roß und erhielt auch Wappenschild und Lanze. Das war ein großer Tag für den jungen Edelmann. Jetzt war er sein eigener Herr und der selbständige Herr seiner Untertanen. Er konnte sich im Guten wie im Bösen auszeichnen, konnte mäßige Abgaben von ihnen fordern und ihnen ein gerechter Richter sein, oder er konnte sie plagen mit Steuern und Frondiensten und ihnen das Leben sauer machen.

Nach den Kreuzzügen entartete das Rittertum allmählich, besonders in den nahezu zwanzig Jahren (1254–1273), da Deutschland keinen Kaiser hatte. Da wurden gar vielerorts die Ritter und ihre Knechte zu Raubrittern, die von ihren Burgen aus die freien Bauern beraubten und knechteten, die reisenden Kaufleute überfielen und ausplünderten oder sie ins Ver-

ließ schleppten, um ein Lösegeld aus ihnen herauszupressen. Kein Roß, kein Kalberschwanz war mehr sicher vor diesen Wegelagerern, bis etwa wieder ein Kaiser und König oder sonst ein mächtiger Fürst kam, der ihnen das Schelmenhandwerk legte, solang es ging, oder bis sich die geschundenen Völker erhoben und sich selber Recht und Sicherheit verschafften gegen diesen traurigen Zustand, den man das Faustrecht nannte.

Es gab nun wohl von altersher neben den Adeligen und den Untertanen auch noch freie Bauern, die nur dem Kaiser dienstpflichtig waren. Aber in den gefährlichen Zeiten des Raubrittertums zogen es manche von ihnen vor, sich einem ritterlichen Herrn zu unterstellen, der ihnen dafür seinen Schutz versprach. So wurden der freien Leute immer weniger; das meiste Volk war unfrei. Die einen gehörten als Leibeigene mit Gut und Blut ihrem Herrn; andere saßen als Hörige auf dem angestammten Boden und konnten nur mit diesem an einen neuen Herrn abgetreten werden. Es kam auch, wie früher, öfter vor, daß der Kaiser oder andere hohe Herren ein Stück ihres Besitztums, Land und Leute, einer Kirche oder einem Kloster schenkten. Solche Untertanen, die Gotteshausleute, erfreuten sich zumeist einer milden Herrschaft.

So also sah es in unsern Landen und weit herum aus zur Ritterzeit. Es war für die Völkerschaften keine erfreuliche Zeit, und es ist heute über das Rittertum kurzweiliger zu lesen, als es damals zwischen den Zwingburgen der Herren zu leben war.

Graf Rudolf von Habsburg

Als Graf Radbot die Burg auf dem Wülpelsberg erbaute, waren die Habsburger noch ein wenig begütertes Adelsgeschlecht. Es gab viel reichere Herren im Lande, so die Zähringer, die Lenzburger, die Kiburger. Aber eines dieser Häuser nach dem andern starb aus, und was ihm an Land und Leuten zugehört hatte, das ging zum besten Teil an die Habsburger über. Die größte Ausdehnung auf dem heutigen Schweizerboden erlangte ihre Herrschaft unter dem Grafen Rudolf, dem nachmaligen deutschen König.

Er wohnte nicht auf dem alten, bescheidenen Stammschloß. Bald saß er auf dem Stein zu Baden, bald auf einer der andern Burgen, die ihm zu eigen waren. Gar oft aber befand er sich auf Kriegsfahrten; denn unablässig war er darauf bedacht, die Macht seines Hauses zu mehren. Er ging dabei mit großer Klugheit zu Werke, scheute sich aber auch nicht vor List und Gewalttat. Doch verstand er es allezeit, sich beim Volke beliebt zu machen. Geschichte und Sage wissen davon manch hübsches Beispiel zu erzählen.

Eines Tages, als er auf der Jagd war, traf er am Reppischflüßchen, das bei Dietikon in die Limmat einmündet, einen greisen Priester, der mit dem Allerheiligsten zu einem Sterbenden gehen wollte. Aber der kleine Fluß war hochangeschwollen und hatte das Brücklein weggerissen. Der Priester ließ sich deshalb am Ufer nieder und schickte sich an, die Schuhe auszuziehen, um das Wasser zu durchwaten. Kurzentschlossen sprang Graf Rudolf vom Pferde und bot dieses dem geistlichen Herrn an, damit es ihn ans andere Ufer trage. Er half ihm sorgsam in den Sattel und setzte das Tier in Gang. So kam der Priester trockenen Fußes hinüber und konnte den Kranken mit der letzten Tröstung versehen.

Am Tage darauf brachte er dem Grafen sein Roß zurück und wollte ihm noch einmal herzlich danken für die freundliche Hilfeleistung. Aber der Habsburger sprach: «Bewahre Gott, daß ich oder jemand von meinen Leuten dieses Roß fürderhin besteige, da es doch das Allerheiligste getragen hat. Wollt Ihr's ehrwürdiger Vater, nicht für Eueren eigenen Gebrauch behalten, so verwendet es im Dienste Gottes; denn ich habe es dem gegeben, von dem ich Leib und Seele, Gut und Ehre und alles, was ich bin, zu Lehen habe.»

So behielt denn der geistliche Herr das schöne Pferd, indem er Gott bat, er möge den Grafen für sein edles Tun in Zeit und Ewigkeit segnen.

Wie sehr sich aber Graf Rudolf, wenn er mit jemandem in Fehde lag, aller Arglist der Kriegskunst zu bedienen wußte, das bewies er in seinem hartnäckigen Streit mit den Freiherren von Regensberg. Diese waren ein mächtiges Adelsgeschlecht im Zürichbiet und besaßen dort mehrere starke Burgen, dazu das Städtchen Glanzenberg an der Limmat unweit des Klösterchens Fahr. Wegen des kiburgischen Erbes gerieten sie mit dem

Habsburger in Streit, und dieser verband sich mit der Stadt Zürich, die sich von den Regensbergern ständig bedroht und oft belästigt sah.

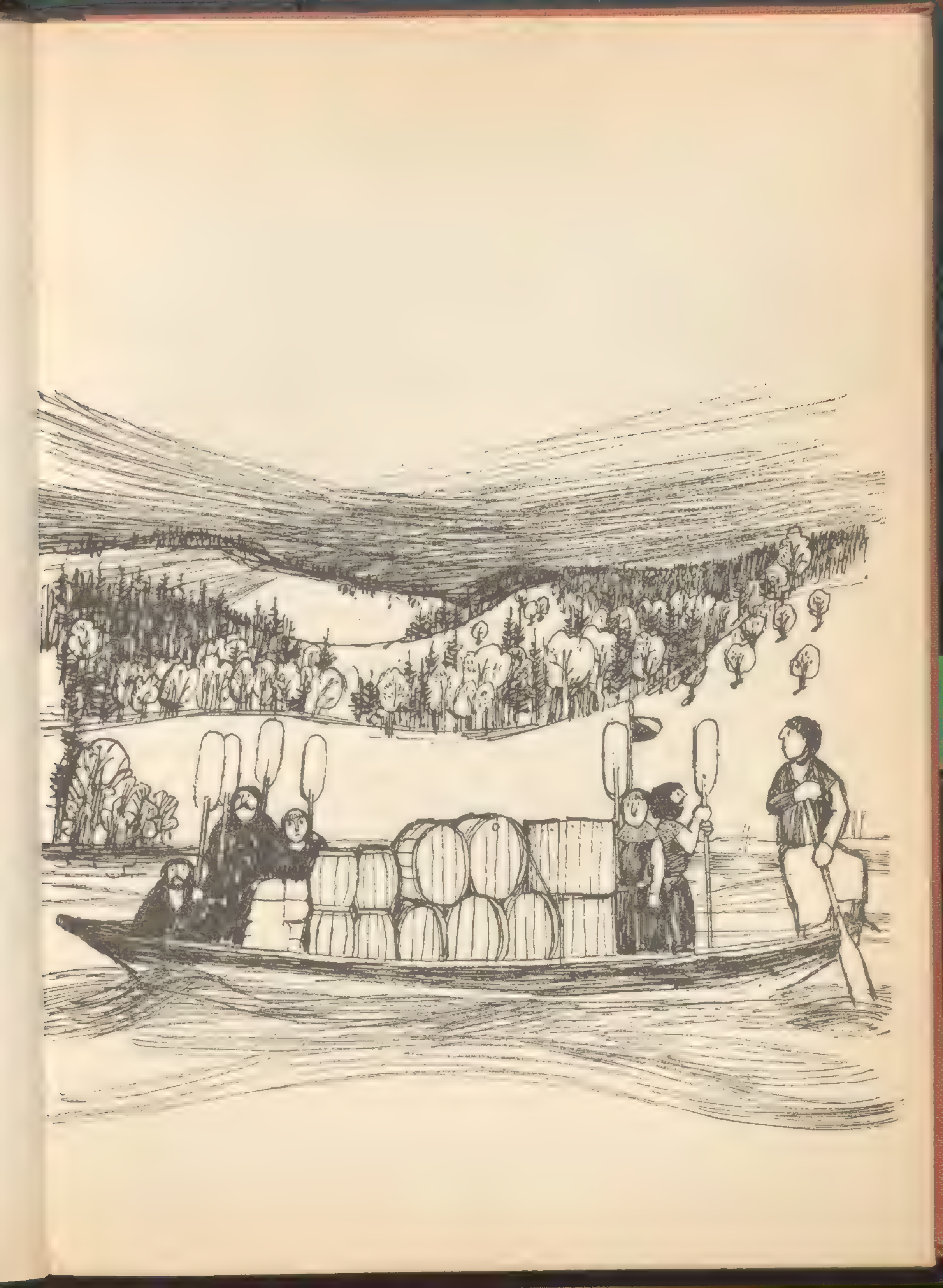
Eine der Burgen der Regensberger, die Uetliburg, stand auf dem Nordende des Albis. Sie war ihrer Lage wegen fast nicht zu erobern. Zudem saß darin eine stattliche Besatzung. Diese Kriegsleute ritten fast alltäglich auf zwölf Schimmeln aus. Darauf baute Graf Rudolf seinen Plan.

Eines Abends ritt er mit elf Gefährten, alle auf blanken Schimmeln, still und heimlich auf den Uetliberg, und es folgte ihm eine starke Schar zürcherischen Kriegsvolkes. Sie hielten sich auf der zugänglichen Seite der Burg im Walde verborgen und warteten da den Morgen ab, in der Hoffnung, die Besatzung werde ihren gewohnten Ausritt machen. In der Tat, gegen Mittag öffnete sich das Burgtor, und die zwölf Mannen der Regensberger ritten auf ihren Schimmeln guter Dinge aus dem Gemäuer und ins Tal hinab.

Graf Rudolf wartete vorsichtig zu, bis sie eine Weile verschwunden waren. Dann brach er flugs mit seinen Reitern aus dem Dickicht hervor, und sie jagten, so schnell es auf dem steilen Berggelände ging dem Tor der Uetliburg zu. Hinter ihnen her aber rannten mit großem Geschrei die Zürcher Kriegsleute, die sich über Nacht mitverborgen gehalten hatten.

Jetzt meinten die in der Burg zurückgebliebenen Knechte nichts anderes, als die auf den Schimmeln heranbrausenden Reiter seien die Knappen der Regensberger, die, von den Zürchern aus dem Hinterhalt überfallen, ihre Zuflucht hinter den Mauern suchen. Schnell öffneten sie das Burgtor. Die Reiter sprengten herein, die Zürcher folgten ihnen auf dem Fuße nach, und ehe die kleine Besatzung ihres Irrtums recht inne wurde, war sie schon überwunden und die Burg erobert. Vom Tale aus sahen die ausgerittenen Regensberger Kriegsleute, wie das alte Felsennest in Flammen aufging.

Mit einer ebenso verwegenen Kriegslist gewann Graf Rudolf auch das Städtchen Glanzenberg. Wieder halfen ihm die Zürcher dabei. Denn das Städtchen war ihnen ein Dorn im Auge. Wie ein Wasserhuhn, das im Schilfe nistet, lag es halbwegs im Flusse. Diese Lage nützten die Glanzenberger aus, um die Zürcher Kaufleute, die auf der Limmat zu fremden Messen und Märkten fuhren, durch Zölle zu schröpfen und nach Willkür



zu schädigen. Vom Lande her war ihnen schwer beizukommen. Nun wollte man es mit einem schlau ausgedachten Handstreich vom Wasser her versuchen.

So fuhren denn eines Tages die Zürcher mit mehreren stattlichen Weidlingen die Limmat hinunter. Sie führten als Fracht allerlei Waren, vor allem eine ganze Anzahl großer Weinfässer mit. Als sie sich dem Städtchen Glanzenberg näherten, wo der Fluß umbiegt und die Strömung etwas schärfer wird, richteten es die Ruderknechte so ein, daß einige Kisten und Körbe ins Wasser fielen, und gaben der Sache durch lautes Geschrei den Anschein, als ob die Schiffe in Gefahr geraten und am Versinken seien.

Vom Städtchen Glanzenberg aus nahm man das Mißgeschick der Zürcher wahr. Aber man hatte kein Mitleid mit ihnen, sondern freute sich darob; denn man gedachte einen guten Fang an Strandgut, wie man die Fracht eines sinkenden Schiffes nennt, zu machen. Das Tor öffnete sich. Die Stadtknechte der Regensberger und das Volk rannten am Flusse hinauf, um die schlanken Weidlinge mit Haken ans Ufer zu ziehen.

Die Ruderknechte setzten sich zur Wehr. Da, während man sich herumschlug, sprangen die Deckel der Weinfässer unversehens auf, und heraus schlüpften die flinken Zürcher mit Spießen und Schwertern.

Wie machten da die Glanzenberger Augen! Sie waren zu wenig zahlreich und zu dürftig gerüstet zu einem Treffen. Sie suchten ihr Heil in rascher Flucht dem Städtchen zu. Aber da scholl ihnen Kriegslärm und Jammergeschrei entgegen. Der schlaue Habsburger, der sich mit seinem Kriegsvolk im nahen Wäldchen verborgen gehalten, war inzwischen durch das offene Tor in das von wehrhaften Leuten entblößte Städtchen eingedrungen. Im Handumdrehen war es eingenommen und niedergebrannt. Heute findet man kaum mehr die Stelle, wo es einst gestanden hat.

Der leutselige Kaiser Rudolf

Damals, als Rudolf von Habsburg dem Leutpriester von Dietikon sein Pferd zum Geschenke machte, tat dieser den Wunsch, Gott möge dem Grafen zum Dank dafür Ehren und Würden in Zeit und Ewigkeit verleihen. Dieser Wunsch ging wenige Jahre darauf in Erfüllung. Die Kurfürsten wählten Rudolf 1273 zum deutschen König. Er übernahm mit dem hohen Amt ein schwere Aufgabe. Denn nahezu zwanzig Jahre lang war vorher der Reichsthron unbesetzt geblieben, weil die Kurfürsten sich nicht über die Wahl hatten einigen können. Es hatte keinen König und Kaiser, keinen höchsten Herrn und Richter im Lande gegeben. Darum herrschten Unordnung und Unsicherheit. Wer kein Gewissen hatte, glaubte ungestraft Gewalttat und Unrecht verüben zu können. Es war die böse Zeit der Raubritter und des Faustrechts. Nun hofften die Kurfürsten, der kluge und tatkräftige Habsburger werde diesem Unwesen eine Ende machen. Und sie täuschten sich nicht. Kaiser Rudolf ging mit den Bösewichtern scharf ins Gericht und tat sein Möglichstes, um Ruhe und Frieden im Lande wiederherzustellen und den Kaufleuten und Wanderern Sicherheit auf Weg und Steg zu verschaffen. Darum und weil er auch als Kaiser leutselig blieb, wie er als Graf gewesen war, liebte und verehrte ihn das Volk. Wie frohmütig er mit ihm verkehrte, das bezeugen viele kleine Geschichten aus seinem alltäglichen Leben. Zwei davon sollen hier erzählt werden.

Einst als Kaiser Rudolf in der freien Reichsstadt Basel war und durch eine ihrer Gassen ritt, erblickte er einen Weißgerber, der sich eben mit einer stinkenden Tierhaut herumplagte. Wohlgelaunt begrüßte ihn der hohe Herr und sagte lachend zu ihm: «Nicht wahr, das würde dir besser gefallen, hundert Mark Einkünfte und eine brave, hübsche Hausfrau zu haben, als diese widerlichen Häute zu schaben?» – «Herr», antwortete der Gerber, «ich danke Euch für die gute Meinung; aber ich habe gottlob beides schon. Und wenn Euere Majestät geruhen wollen, mein bescheidenes Haus mit einem Besuch zu beehren, so soll's mich herzlich freuen.» Der Kaiser war überrascht durch diese Antwort; er wußte nicht, ob er

sie für bare Münze nehmen oder den Mann für einen Schalk und Prahler halten sollte. Er nahm in halbem Scherz die Einladung an und sagte sein Kommen auf den gleichen Abend zu.

Der wackere Handwerksmann ging heim und traf umsichtig in Haus und Hof alle Vorbereitungen für den Empfang des hohen Gastes. Und richtig, als Kaiser Rudolf mit seinem Gefolge erschien, fand er des Weißgerbers Heim prächtig herausgeputzt. Die gute Stube sah wahrhaft festlich aus. Auf dem langen Tisch standen die köstlichsten Speisen, und es glänzte von silbernen Schüsseln und Schalen und kunstreichem Besteck. Der Gerber selber hatte sein vornehmstes Gewand angezogen, und seine stattliche Frau war in Seide und Sammet gekleidet und schimmerte von Schmuck wie ein Kirchenleuchter.

Da hatte der Kaiser nun den Beweis dafür, wie reich der Basler Burger war, den er im schäbigen Arbeitskittel sein so wenig verlockendes Geschäft hatte verrichten sehen. Verwundert rief er aus: «Aber wie kann man denn bei einem solchen Reichtum ein so schmutziges Gewerbe treiben?» – «Hoher Herr», gab der Weißgerber bescheiden zurück, «dieses Gewerbe hat mich wohlhabend gemacht. Den Schmutz kann man abwaschen. Müßiggang aber macht arm, und die Armut läßt sich nicht so leicht abwaschen.»

Der Kaiser freute sich des Handwerksmannes, der so stolz zu seinem Gewerbe stand, und lobte ihn laut vor seinem vornehmen Gefolge.

Eine fröhliche Begebenheit trug sich zu, als einst Kaiser Rudolf in der Stadt Mainz am Rhein Hoflager hielt. Er ging da eines Tages, wie er es öfter tat, als schlichter Kriegsmann gekleidet, in die Stadt, um sich umzusehen, wie's die Leute treiben und ob alles seinen rechten Weg gehe. Es war aber bitter kalt, und er fing bald an zu frieren. Ohne sich lang zu besinnen, trat er in eine Bäckerei ein und stellte sich mit dem Rücken an den Ofen, um sich behaglich zu wärmen.

Da kam die Bäckersfrau in die Stube. Sie trug einen großen Zuber voll kalten Wassers. Sie sah den fremden Gast, und er wollte ihr nicht gefallen; denn sie ahnte nicht, daß in dem schlichten Kriegsgewand der Kaiser selber steckte. «Mach, daß du fortkommst, du schäbiger Hund».

schnauzte sie ihn an, «geh zu deinem Bettelkönig, der mit seinem Kriegsgesindel das ganze Land ausfrißt. Wenn du dich nicht auf der Stelle packst, so gieße ich dir den ganzen Kübel voll Wasser über deinen lausigen Kopf.» Den Kaiser belustigte das schimpfende Weib; er wollte das Spiel fortsetzen und ließ sich keck auf der Ofenbank nieder. Und richtig, da bekam er den Zuber voll eiskalten Wassers über den Kopf und seine ganze Person, so daß er troff wie ein Strohdach im Tauwetter. Nun aber erhob er sich schweigend, kehrte in sein Lager zurück und zog trockene Kleider an.

Am Mittag, als er bei Tische saß, erzählte er sein Abenteuer und stimmte in das Gelächter der andern herzhaft ein. Dann nahm er eine Flasche des besten Weins, übergab sie einem Diener und gebot ihm, sie mit einer Schüssel der wohlmundigsten Gerichte von der Hoftafel der rauhpauzigen Bäckersfrau zu überbringen. «Geh», sagte er, «bring ihr das und sag ihr einen schönen Gruß von dem alten Kriegsmann, dem sie heute morgen so gastfreundlich den Kopf gewaschen; er lasse sich für das erfrischende Bad schön bedanken.»

Man kann sich denken, wie dem Bäckerweibe zumute war, als sie vernahm, wem sie am Morgen mit dem eiskalten Regen aufgewartet hatte. In wahrer Todesangst eilte sie ins Hoflager, warf sich dem Kaiser zu Füßen und bat flehentlich um Verzeihung.

Der Kaiser setzte zum Schein erst ein strenges Gesicht auf. Er versprach der Frau aber, ihr verzeihen zu wollen unter der Bedingung, daß sie vor der ganzen Tischgesellschaft alles wiederhole, was sie ihm am Morgen zugeschrien hatte.

Die Frau, die sich ihres Benehmens bitter schämte, wollte zuerst nicht in den sauren Apfel beißen. Aber der Kaiser gab nicht nach. Gern oder ungern mußte sie tun, was er ihr geboten, und wenn sie ein Wort von ihren Schimpfreden vergessen hatte oder vergessen wollte, so half er ihr getreulich nach.

Hei, war das ein Spaß für die vornehmen Kriegsleute! Das Volk aber, als es davon hörte, freute sich über seinen König und Kaiser, der das böse Weib, statt es in den Kerker stecken zu lassen, auf so glimpfliche und scherzhafte Weise bestraft hatte.

Die Waldstätte und das Haus Habsburg
Der ewige Bund von 1291

Rudolf von Habsburg war ein leutseliger Herr. Ja! aber so freundlich er mit Bürgern und Bauern verkehrte, blieb er doch allezeit, als Graf und als Kaiser, darauf bedacht, den Besitz seines Stammhauses zu mehren, und scheute sich auch nicht, Leute, die frei auf ihrem ererbten Boden saßen, der Herrschaft seines mächtigen Geschlechtes zu unterwerfen.

Schon lange waren die begehrlichen Blicke der Habsburger auch auf die Waldstätte gerichtet. Das wußten die Leute dort. Sie kannten aber ihre alten Freiheiten und Rechte wohl; sie hingen daran und wollten nichts davon preisgeben.

Nun gab es freilich in den drei Ländern nicht lauter freies Volk. Viele Leute standen unter der Herrschaft eines Klosters oder eines adeligen Herrn. Es ist erzählt worden, wie Kaiser Ludwig der Deutsche das Ländchen Uri der Fraumünsterabtei in Zürich schenkte. Die Äbtissin aber war eine milde Herrin. Sie bezog von den Talleuten die gewohnten Abgaben an Früchten, Käse, Kleinvieh und Tierhäuten, ließ dem Volke sonst aber große Freiheit. Es konnte sich zur Landsgemeinde versammeln, einen Landammann wählen und sich über gemeinsame Angelegenheiten, wie die Benützung der Weiden und Wälder, selbständig beraten.

Weniger gut stellten sich die Untertanen adeliger Herren. Sie hatten diesen zum Teil drückende Zinsen und Steuern zu entrichten. Es gab ihrer besonders viele in Unterwalden. Auch die Habsburger besaßen dort ansehnliche Güter.

Neben diesen Gotteshausleuten und den Untertanen adeliger Herren lebten aber überall in den Waldstätten auch vollfreie Bauern. Im Lande Schwyz bildeten sie sogar die Mehrheit des Volkes. Die saßen steuerfrei auf ihren Höfen und standen unter keinem andern Herrn als dem Kaiser. Wenn er Krieg führte, so konnte er von ihnen Hilfe verlangen. Geschah es, so nahmen die rüstigen Männer die Waffen zur Hand und folgten seinen Fahnen. Auch war er der oberste Richter im Lande. Wenn ein Verbrechen verübt wurde, auf dem die Todesstrafe stand, so erschien in seinem Namen der Reichsvogt des Gaues, um das Urteil zu fällen.

Nun war es den umsichtigen und klugen Habsburgern gelungen, diese Reichsvogtei über die drei Länder an sich zu bringen. Dazu waren sie Schirmherren der Fraumünsterabtei und hatten als solche dem Kloster seine Rechte wahren zu helfen. So kamen sie öfter ins Land, wußten darin überall Bescheid und griffen mit rascher Hand nach jeder Gelegenheit, ein neues Herrschaftsrecht zu erwerben. Es gab bald keine Ortschaft mehr, wo sie nicht Güter oder Einkünfte besaßen, hier einen Hof, dort eine Mühle, da eine Fischenz, drüben ein Zollrecht. Am liebsten aber hätten sie ihre Herrschaft so ausgedehnt und befestigt, daß alles Volk der drei Waldstätte, Unfreie und Freie, ihre Untertanen geworden wären.

Das erkannten die Leute in den drei Ländern wohl, und sie suchten sich davor zu schützen. Den Urnern und Schwyzern schien es zu glücken. Dem Lande Uri stellte der Kaiser 1231 einen Freiheitsbrief aus, eine Urkunde, wonach es hinfort reichsfrei, das heißt nur der Herrschaft des Kaisers unterstellt sein sollte. Und einen gleichen Brief erlangten 1240 auch die Schwyzer. Um jene Zeit kam auch bereits unter den drei Orten ein Bündnis zustande, durch das sie einander Hilfe versprachen für den Fall, daß jemand ihre rechtmäßige Freiheit bedrohen sollte. Doch ist eine Urkunde dieses Bündnisses nicht auf uns gekommen.

Die Habsburger aber hielten zäh an ihrem Vorhaben fest, die Waldstätte ihrer Herrschaft ganz zu unterwerfen. Sie benutzten einen Streit zwischen Kaiser und Papst, um es durchzusetzen. Wie es dabei zuging, darüber geben uns die Aufzeichnungen wenig Bescheid. Doch scheint es, daß habsburgische Vögte auf feste Burgen im Lande gesetzt wurden; die sollten das Volk zur Unterwerfung zwingen. Aber sie stießen auf trotzigen Widerstand. Je mehr Gewalt sie anwendeten, um so heftiger wurde die Gegenwehr. Damals mögen die Taten geschehen sein, von denen die Sagen berichten, die in den nächsten Abschnitten erzählt werden sollen.

Doch vermochten sich die Waldstätte des mächtigen Gegners nicht ganz zu erwehren. In dem Frieden, der auf ihren Freiheitskampf folgte, behielt zwar Uri seine Reichsfreiheit; gegenüber Schwyz und Unterwalden jedoch behaupteten die Habsburger ihre Herrschaftsansprüche, und überall fürchtete man, sie werden von neuem versuchen, die drei Länder völlig zu unterjochen.

Man kann sich denken, wie sehr deshalb die Leute in den Waldstätten erschraken, als Graf Rudolf auf den Reichsthron berufen wurde. Der Kaiser selber ein Habsburger – da war nur Schlimmes zu erwarten, wenn es neuerdings zum Streit mit seinem Hause kommen sollte. Den Freiheitsbrief der Urner bestätigte er, nicht aber denjenigen der Schwyzer. Es war vielleicht ein Glück für die Waldstätte, daß er zunächst die Hände nach einem reichern Zuwachs zu seiner Hausmacht ausstreckte und das ferne Österreich an Habsburg brachte; dadurch wurde dieses freilich noch mächtiger, als es bisher gewesen war. So sah man voll Sorge in die Zukunft.

Da kam in der zweiten Hälfte Juli 1291 unvermutet die Kunde, Kaiser Rudolf sei in Speyer am Rhein gestorben. Sie erregte große Aufregung in den drei Ländern. Wer wird auf ihn folgen? fragte man sich. Die einen fürchteten, es möchte sein Sohn Albrecht, also wieder ein Habsburger sein; den andern war bange davor, die Zeit des Faustrechts könnte wiederkehren.

In dieser gefährlichen und schlimmen Zeit entschlossen sich die Männer in den Waldstätten zu einem mutigen und großen Schritte. Am 1. August 1291, kaum vierzehn Tage nach dem Tode des Kaisers, traten sie zusammen, berieten die Lage der Dinge und kamen überein, das vor Jahrzehnten geschlossene Bündnis zu erneuern. Und zwar sollte es nun für ewige Zeiten gelten. Im Namen Gottes gelobten sie, einander in jeder Not mit allen Kräften beizustehen. Wer einem adeligen Herrn oder einem Gotteshaus Abgaben oder Dienste schuldig war, sollte diese auch in Zukunft getreulich leisten; aber man wollte hinfort keinen Richter anerkennen, der nicht aus den drei Ländern stammte oder der sein Amt um Geld erkauft hätte. Wenn je Streitigkeiten unter den Bundesgenossen ausbrächen, so sollten die weisesten Männer den Frieden wieder herstellen. Auch versprach man einander, keine Gewalttat im Lande zu dulden und jeden Übeltäter im ganzen Gebiete gleichmäßig zu verfolgen und zu bestrafen.

Alles, was die Männer beschlossen hatten, wurde durch einen Eid beschworen und darauf in lateinischer Sprache niedergeschrieben in einem Bundesbrief. An dieses Pergament hängte man das Siegel jedes Landes. einen in Wachs gepreßten Abdruck des Landeswappens mit Umschrift.

Das ist der ehrwürdige Bundesbrief von 1291. Im Archiv zu Schwyz wird er aufbewahrt. Und jedes Jahr am 1. August feiern wir die Erinnerung an diesen Bundesschwur, an die mannhafte Tat, durch die unsere Eidgenossenschaft gegründet worden ist. Denn ihr verdanken wir unsere Freiheit und Unabhängigkeit. Und was für herrliche Güter das sind, haben wir seither gar oft erfahren. Als kleines, aber selbständiges Volk sind wir seit Jahrhunderten von den furchtbaren Kriegen, die unsere mächtigen Nachbarstaaten geführt haben, fast wundersam verschont geblieben. Und auf dem Boden der Freiheit ist die Schweiz ein Land geworden, das seinen Bürgern ein Leben in Frieden und Wohlfahrt gewährt und das geachtet in der Welt dasteht.

Die Sagen von der Gründung der Eidgenossenschaft

Von den Landvögten

Auf einer herrlich gelegenen Burg bei Sarnen im Obwaldnerländchen herrschte als Landvogt der Ritter Beringer von Landenberg. Er war ein harter, grausamer Herr. Durch Strenge wollte er das Volk gefügig machen, damit es sich den Habsburgern unterwerfe.

Eines Tages vernahm er, daß ein Bauernsohn aus dem Melchthal, Arnold mit Namen, sich in etwas verfehlt hatte. Obgleich es ein leichtes Vergehen war, gedachte er ihn auf das schärfste zu strafen. Denn er wußte, daß der Vater Arnolds, der alte Heinrich an der Halden, ein hablicher Landmann war, der frei auf seinem Hofe saß, am Herkommen und an des Landes Rechten zäh festhielt und sich vor niemandem fürchtete. Solchen Leuten mißtraute er, und gern ließ er sie seine starke Hand spüren. Dazu hatte er jetzt Gelegenheit. Er sandte zwei Knechte nach dem Melchthal. Die sollten als Buße die zwei schönsten Tiere aus dem Stalle fordern. Sie kamen eben dazu, wie Heinrich an der Halden mit seinem Sohne zwei Stiere vor den Pflug spannte. Gleich wollten sie die beiden Tiere wegnehmen und fortführen. «Wenn die Bauern Brot essen wollen», höhnten sie dabei, «so mögen sie selber am Pfluge ziehen.» Über diese Worte geriet Arnold in heftigen Zorn. Er schwang den Geißelstecken und ließ ihn so

über die freche Hand des einen Knechtes sausen, daß er ihm einen Finger entzweischlug. Da ließen die beiden ab von ihrem Beginnen. Unter Flüchen und Drohungen zogen sie davon. Arnold aber sah voraus, daß er nun eine noch viel härtere Strafe, ja vielleicht den Tod zu gewärtigen hätte, wenn der Landvogt seiner habhaft würde. Darum entwich er über das Gebirge ins Urnerland, nach Altdorf. Dort wohnte ein Freund seines Vaters, namens Walther Fürst. Der nahm ihn wohl auf und wies ihm in seinem Hause ein sicheres Versteck an.

Als der Landvogt von den Knechten hörte, wie es ihnen ergangen war und daß Arnold aus dem Melchthal geflohen sei, da ließ er durch bewaffnete Leute den Vater an der Halden gefangen nehmen und vor sich bringen. Er wollte von ihm wissen, wohin sich sein Sohn begeben hätte. Und da der alte Mann es nicht sagen konnte noch wollte, rief er, schnaubend vor Wut: «Ist mir der Sohn entgangen, so hab' ich dich, und wahrlich, du sollst für ihn büßen.» Er ließ den wehrlosen Greis zu Boden werfen und ihm die Augen ausstechen. Dann nahm er ihm den Hof samt allem Hab und Gut weg. So wurde der blinde Mann zum Bettler.

Das ganze Land entsetzte sich über diese ruchlose Tat. Alle Herzen schrien nach Vergeltung. Aber wie wollte man dem Vogte beikommen! Er war sicher auf seiner Burg und inmitten seiner Knechte. Man biß die Zähne in heimlichem Ingrimm zusammen und dachte, es werde einmal der Tag kommen, da der Wüterich seinen Frevel werde büßen müssen.

Nicht minder arg als der von Landenberg trieb es der Vogt im Schwyzerland, Hermann Geßler, der auf einer Burg oberhalb Küßnacht hauste.

Einst ritt er durch das Dorf Steinen, das im anmutigen Tale des Lowerzersees liegt. Da kam er zu einem neuerbauten Hause, das an Stattlichkeit alle andern übertraf und dessen Wände mit schönen Schildereien geziert waren. Auf dem Bänklein vor dem Hause saß dessen Besitzer, der im ganzen Lande hochangesehene Werner Stauffacher. Der Vogt hielt sein Roß bei ihm an und fragte, wem das Haus gehöre. Stauffacher erhob sich und antwortete klug und bescheiden: «Herr, es ist zunächst in Gottes Hand und dann meines Herrn, des Kaisers, und Euer und mein Lehen.» Geßler aber erwiderte: «Ich bin an meines Herren Statt Regent im Lande,



und ich will nicht, daß die Bauern Häuser bauen, als wenn sie Herren wären; ich werde ihnen das zu verwehren wissen.» Und finstern Antlitzes ritt er von dannen.

Den Stauffacher stach die harte Rede ins Herz. Er erzählte seiner Gattin, wie ihn der Vogt gekränkt hatte. Sie aber war eine hochsinnige, mutige Frau aus dem alten Schwyzer Geschlecht der Herlobig, und ihr schien es eine Schmach, daß freie Männer sich solchen Übermut sollten gefallen lassen. Sie sagte zu ihrem Gatten: «Lieber Mann, du weißt, wie alles Volk in den drei Ländern klagt über der Vögte hartes Joch. Wollt ihr dieses Joch denn euer Lebtag tragen? Wollt ihr nie auf Abwehr sinnen? Du kennst so manchen Biedermann hier in Schwyz und drüben in Uri und Unterwalden. Warum redet ihr nicht vertraulich miteinander, wie dieser Not ein Ende zu machen wäre? Ihr wißt doch auch das Schwert zu führen, wenn es sein muß. Und dem Mutigen hilft Gott zu seinem Rechte.»

Werner Stauffacher überlegte sich die Worte seiner wackern Frau, und er mußte ihr recht geben. Des folgenden Tages ging er nach Altdorf zu Walther Fürst, den er als rechtschaffenen, von allem Volke geachteten Mann kannte. Dort traf er auch den flüchtigen Arnold aus dem Melchthal und vernahm, wie unmenschlich sich der Landenberg an dessen Vater vergangen hatte. Auch aus dem Urnerlande wußte Walther Fürst nichts Gutes zu berichten. Er erzählte, wie mitten im Tale, bei Amsteg, eine starke Burg erbaut werde, von der die Vögte und ihre Werkleute prahlen, sie müsse Zwing Uri heißen; denn von dieser Burg aus werde man das Volk zum Gehorsam zwingen. Die drei Männer waren alle des gleichen Sinnes: die Knechtschaft sei nicht länger zu ertragen. Sie berieten, wie man das erbitterte Volk zu einem Aufstand gegen die Vögte ermutigen und alles dafür rüsten könnte, und kamen überein, daß jeder von ihnen aus den Leuten seines Tales zehn vertraute Männer auswählen sollte. Mit diesen wollte man nächtlicherweise zusammenkommen auf einer einsamen, von Wald umsäumten Wiese am See, zu Füßen des Seelisberg, dem Dorfe Brunnen gegenüber. Die hieß das Rütli. Man bestimmte auch gleich Tag und Stunde dieser Zusammenkunft. In aller Stille wollte man dort Rats pflegen, wie die Gewalt der Vögte gebrochen und den drei Waldstätten ihre alte Freiheit zurückgegeben werden könnte. Gut und Leben, alles

gedachten sie dafür einzusetzen. Das gelobten sie einander mit einem heiligen Eid in die Hand, und darum verehren wir diese drei Männer als die ersten Eidgenossen.

Der Schwur im Rütli

Die Landvögte ahnten nicht, was sich im Hause Walter Fürsts zugetragen hatte. Auch glaubten sie sich vor jedem Aufstand des Volkes sicher. Wer sollte es wagen, ihre Burgen zu bestürmen oder sie auf offener Straße inmitten ihrer Reisigen anzugreifen! Sie fuhren fort, das Volk zu bedrücken. Ja sie erhöhten die Abgaben und die Pflicht der Untertanen, ihnen beim Bau ihrer Burgen oder bei andern Werken Frondienste zu leisten, immer mehr. Darob wuchs die Erbitterung in den Waldstätten von Tag zu Tag.

So wurde es den drei Eidgenossen nicht schwer, Freunde zu gewinnen für die Befreiung des Landes. Jeder fand die zehn Männer, die er suchte. Alle gelobten, mit keinem Menschen zu sprechen über das, was man im Sinne hatte. Und sie hielten getreulich Wort.

Als der Tag gekommen war, da man sich im Rütli zusammenfinden wollte und das Land bereits in der Abenddämmerung lag, machten sich die Leute aus den drei Ländern auf den Weg. Werner Stauffacher fuhr mit seinen zehn Getreuen in einem Nauen über den See. Mit kaum hörbarem Ruderschlag glitt das Fahrzeug über das dunkle Wasser dahin. Am Rütli hielt es an, und die Männer traten ans Land. Zur gleichen Zeit war Walther Fürst mit ebensoviel Gefährten über das Gebirge gewandert und stieg nun von den Flühen auf die stille Bergwiese herab. Aus Unterwalden war Arnold aus dem Melchthal mit seinen zehn Begleitern bereits eingetroffen.

Die Männer reichten einander die Hand zum Gruße. Dann lud sie Werner Stauffacher ein, sich aufzustellen in einem Ring wie zur Landsgemeinde. Als es stille geworden war, stellte er in besonnener Rede dar, wie man früher in Frieden und Freiheit gelebt habe, welche Bedrängnis und Not nun mit den Vögten ins Land gekommen sei und daß man darauf denken müsse, ihrer Herrschaft mit Gewalt ein Ende zu setzen; denn auf gütlichem Wege werde nichts bei ihnen zu erreichen sein. Alle Anwesen-

den waren des gleichen Sinnes. Aber manche hatten Bedenken, ob ein Aufstand gelingen würde. Ihnen bereiteten die Burgen im Lande schwere Sorge. Im Ansturm von außen waren sie nicht zu brechen; man mußte auf Mittel sinnen, wie man durch List hineingelangen und die Besatzung überraschen könnte. Lange riet man hin und her. Zuletzt zeigte sich überall ein Weg, auf dem das Wagnis möglich schien. So einigten sich die Männer, es im Vertrauen auf die Hilfe Gottes zu unternehmen. Am kommenden Neujahrstag sollte in allen drei Ländern der Sturm losbrechen. Die Burgen sollten eingenommen und zerstört, die Vögte mit ihren Knechten verjagt, die alten Freiheiten und Rechte wieder hergestellt werden. Was man dem Kaiser und anderen Herren von Rechts wegen schuldig war, versprach man auch hinfort zu erfüllen; die Pläne der Habsburger aber, über Freie und Unfreie eine Herrschaft aufzurichten, sollten vereitelt werden für alle Zeiten.

Das alles beschworen die dreiunddreißig Männer wie die drei ersten Eidgenossen durch einen unverbrüchlichen Eid. Dann nahmen sie voneinander Abschied, kehrten still in ihre Heimstätten zurück und rüsteten im Geheimen für den Tag der Befreiung.

In ergreifender Weise hat der große deutsche Dichter Friedrich Schiller, dessen freiheitsliebendes Herz ganz bei den Männern auf dem Rütli war, diese heimliche Tagung dargestellt und gesagt, wie es die Urväter der Eidgenossenschaft meinten:

> Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
> In keiner Not uns trennen und Gefahr.
> Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
> Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben!
> Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
> Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Die Waldstätte haben dem Dichter dafür gedankt, indem sie seinen Namen in goldenen Lettern auf einen mächtigen Felsstein setzten, der vor dem Rütli aus dem See aufragt.

Dem Schwur im Rütli bewahrt das Schweizervolk ein treues Gedenken. Jedes Jahr am 1. August begehen wir die Bundesfeier. Da flammen die Höhenfeuer auf; da läuten die Glocken im ganzen Lande. Wo immer in einem Kapellchen, und stehe es im entlegensten Talwinkel, ein Glöcklein hängt, da will es mit seiner Stimme dabei sein, Gott zu loben und ihm zu danken, daß er den Ahnen zur Freiheit verholfen hat:

Sag, Vater, was läuten die Glocken heut nacht? –
Daß nimmer der Stolze den Stillen verlacht.
Sag, Vater, was gehen die Jauchzer durchs Land? –
Daß immer ein Held noch den Drachen bestand.
Sag, Vater, was lodert vom Berge im Wind?–
Das heilige Feuer der Freiheit, mein Kind.

Und das Rütli ist uns allen eine geweihte Stätte. Als vor Jahren dort ein großes Hotel gebaut werden sollte und der Lärm des Fremdenverkehrs die feierliche Einsamkeit dieser Wiese am See bedrohte, da kamen hochsinnige Schweizer auf den Gedanken, die Schuljugend des ganzen Landes möchte Geld zusammensteuern, um dieses heilige Flecklein Erde zu erwerben. Das geschah, und seither gehört es ihr. Und wenn ein Schiff voll Schweizer Knaben und Mädchen an dem lieblichen Gestade vorbeifährt, dann klingt es in freudigem Liede hinüber:

Von ferne sei herzlich gegrüßet,
Du stilles Gelände am See.

Wilhelm Tell

Was im Rütli beraten und beschlossen worden war, das berichteten die Männer, die dort gewesen, in größter Heimlichkeit allen Landsleuten, auf deren Verschwiegenheit sie zählen konnten. Sie fanden freudiges Gehör. Nun durfte man doch hoffen, daß die Drangsal ein Ende nehmen werde. Ein jeder war bereit, bei des Landes Befreiung mitzuhelfen.

Die Landvögte aber ließ man nicht merken, was man vorhatte. Man tat geduldig, was sie verlangten. Dennoch schien es dem argwöhnischen

Hermann Geßler, die Leute erheben den Kopf freier und ihre Augen leuchten heller als sonst. Darum wollte er ihren Gehorsam auf die Probe stellen. Dazu ersann er ein absonderliches Mittel. Er ließ zu Altdorf auf dem Dorfplatz eine Stange aufrichten und einen Hut, wie ihn der Kaiser trug, darauf setzen. Dann machte er bekannt, daß jedermann, der an der Stange vorübergehe, sich vor dem Hute zu verneigen habe, als wäre es der Kaiser selbst. Er stellte auch Wächter dazu. Die sollten Obacht geben, ob seinem Gebote nachgelebt werde, und jeden festnehmen, der dem Hute die Ehrerweisung versagte.

Nun lebte in jenen Tagen zu Bürglen in Uri ein geachteter Landmann, namens Wilhelm Tell. Er liebte das freie Leben in den Bergen und griff oft zur Armbrust, um auf die Gemsjagd zu gehen. Im Gebrauch dieser Waffe war er ein Meister. Weit im Umkreis galt er als der beste Schütze.

Eines Tages kam er, die Armbrust auf der Schulter, mit seinem Knaben Walther nach Altdorf gegangen. Da mußte er an der Stelle vorbei, wo der Hut auf der Stange hing. Er tat, als sähe er ihn nicht, und wollte aufrechten Ganges vorüberschreiten. Aber die Wächter vertraten ihm den Weg und hielten ihn an. Und siehe da – eben kam der Landvogt Geßler dahergeritten mit seinem bewaffneten Gefolge. Wie er vernahm, daß Tell dem Herrenhut auf der Stange die geforderte Ehre nicht erwiesen habe, wurde er von ingrimmigem Zorn erfaßt; denn er kannte den kühnen Gemsjäger und hatte ihm von jeher mißtraut. Mit besonderer Grausamkeit wollte er ihn nun strafen. Er ließ sich kurzerhand einen Apfel vom nächsten Baume bringen und gebot dem Tell, zum Entsetzen der herbeigeeilten Dorfleute, seinem Knaben diesen Apfel aus hundert Schritt Entfernung vom Haupte zu schießen; treffe er das Ziel, so solle er mit dem Leben und mit der Freiheit davonkommen.

Tell erschrak ob dieser unmenschlichen Zumutung. Er bat den Vogt, ihm den Schuß zu erlassen und eine Strafe, wie es üblich sei, über ihn zu verhängen. Doch der Vogt bestand unerbittlich auf dem Schuß. Indessen hatten seine Leute den Knaben bereits unter eine Linde gestellt und ihm den Apfel auf den Kopf gelegt. Das sah der Vater mit Grauen. Nochmals versuchte er des Vogtes Herz zu erweichen. Als alles

umsonst war, da flehte er Gott um Beistand an, spannte den Bogen der Armbrust und nahm zwei Pfeile aus dem Köcher. Den einen steckte er in den Gürtel, den andern legte er auf den Lauf der Waffe. Dann stand er zielend da wie ein Mann aus Stein; die Sehne schwirrte, und ha! – der Apfel fiel von seines Knaben Haupt und war mitten durch geschossen. Das Volk jauchzte vor Freude.

Dem Landvogt war nicht entgangen, daß der Schütze noch einen zweiten Pfeil zu sich gesteckt hatte. Er fragte ihn mit bösen Augen, warum er dies getan habe. Da antwortete ihm Tell zornglühend und mit bebender Stimme: «Landvogt, hätte ich mit dem ersten Pfeil mein Kind getroffen, dann hätte der zweite dir gegolten, und wahrlich, er hätte sein Ziel nicht verfehlt.»

Dem Landvogt fuhr ein Schauer durch die Glieder. Er besann sich einen Augenblick. Dann sagte er: «Dein Leben habe ich dir zugesagt. Aber ich will dich an einen Ort bringen, wo du weder Sonne noch Mond mehr sehen sollst. So werde ich vor deinen Pfeilen sicher sein.»

Er befahl, den Tell zu binden und nach Flüelen auf das Schiff zu bringen, mit dem er und seine Reisigen nach Küßnacht fahren wollten. Dort gedachte er den gefährlichen Schützen ins finstere Verließ der Burg zu werfen.

Als sie nun auf dem Urnersee waren, stürzte unversehens der Föhn von den Bergen. Heulend und pfeifend fuhr er zwischen den Felsenhängen durch, und im Hui hatte er den See also aufgepeitscht, daß die Wellen wie Rosse mit weißen Mähnen dahinrasten und an dem starren, steilen Gelände aufsprangen. Die Schiffsleute konnten den Nauen nicht mehr meistern. Auf und ab sprang er auf der empörten Flut. Jeden Augenblick drohte er umzuwerfen und seine Last im See zu versenken. In dieser Todesgefahr sagte man dem Vogt, der starke Tell sei auch als guter Schiffsmann bekannt; wenn man ihn losbinden und ans Ruder stellen würde, so vermöchte er sie vielleicht zu retten. Geßler folgte dem Rat. Man befreite den Gefangenen von seinen Fesseln und gebot ihm, das Fahrzeug zu lenken. Und mit sicherer Hand führte er es durch die wilde Flut. Er wußte eine in den See hinausspringende Felsplatte am Fuß des Axenberges. Dorthin steuerte er das Schiff. Als er ihr nahe genug

war, packte er blitzgeschwind seine Armbrust, die auf dem Schiffsboden lag, – ein mächtiger Sprung, und er stand auf der Platte, während der Nauen in den wogenden See zurückgetrieben wurde.

So gelang dem Tell die Rettung. Aber er wußte wohl, daß er den Zorn des Landvogts nun noch mehr zu fürchten hatte als zuvor. Und wenn er ihm auch durch die Flucht entrinnen konnte – Geßler war grausam genug, dafür an der Gattin und an den Kindern Rache zu nehmen. Wollte er sie davor schützen, so blieb ihm nichts anderes übrig, als den Bösewicht zu beseitigen. In aller Eile begab sich Tell in die Hohle Gasse bei Küßnacht. Dort mußte der Vogt auf dem Wege nach seiner Burg vorbeikommen.

Inzwischen hatten Geßlers Leute nach hartem Kampf mit dem wütenden See endlich doch das Ufer erreicht. Rachedürstend ritt der Vogt mit seinen Reisigen heimzu. Aber als er mit seinem Geleite durch die Hohle Gasse kam, da schwirrte plötzlich eine Armbrustsehne, und von einem Pfeil getroffen, sank Geßler vom Pferde. «Das ist Tells Geschoß!» stöhnte er sterbend. Da trat der Schütze aus einem Gebüsch über dem Hohlweg und rief: «Du kennst den Schützen. Vor dir wird das Land fortan sicher sein.» Niemand wagte ihn zu verfolgen. So sehr hatte der jähe Tod des Landvogts die Gemüter erschreckt.

Der Tag der Befreiung

Die Tat Wilhelm Tells gab dem Volke feurigen Mut für sein Vorhaben. Als der Neujahrsmorgen anbrach, erhob es sich zur gleichen Zeit in den drei Ländern. Der Aufstand war so umsichtig vorbereitet und kam den Landvögten so unvermutet, daß alles aufs beste gelang.

Der festen Burg Beringers von Landenberg ob Sarnen bemächtigten sich die Obwaldner durch eine Kriegslist. Es war dort altes Herkommen, daß die Landleute dem Vogt alljährlich am Neujahrstag zum Zeichen ihrer Ergebenheit besondere Abgaben überbringen mußten. Als der Landenberger nun am Neujahrsmorgen mit seinem Gefolge zur Kirche ritt, begegneten ihm etwa zwanzig Männer, die Lämmer, Hühner, Käse, Nüsse und andere Gaben bei sich hatten. Der Vogt war erfreut über die reichen

Geschenke und wies die Hirten an, hinaufzugehen ins Schloß und auf ihn zu warten, bis er aus dem Gottesdienst zurückkehre.

Also gelangten die Obwaldner in den Burghof. Kaum aber hatten sie das Tor durchschritten, so nahmen sie aus ihren Hirtenhemden Lanzenspitzen hervor, die sie darin verborgen gehalten hatten, steckten sie auf ihre langen Stöcke und griffen die überraschte kleine Besatzung an. Einer aus der Schar blies ein Harsthorn, und auf dieses Zeichen eilten weitere dreißig Landleute, die in einem nahen Unterholz im Hinterhalt gelegen hatten, herbei und durch das offene Tor herein. Nach kurzem Kampf war die Burg in den Händen der Obwaldner. Sie setzten ihr sogleich den roten Hahn aufs Dach. Eben kam der Landvogt aus der Kirche, als die Flammen aufstiegen. Er erkannte gleich, was das zu bedeuten hatte, und suchte zu fliehen. Aber auf dem Brünig wurde er eingeholt. Schon hatte Arnold aus dem Melchthal das Schwert über ihn erhoben, um Rache zu nehmen für die Blendung seines Vater. Da bat der blinde Heinrich an der Halden selber um Schonung des Feindes, und gegen das eidliche Versprechen, das Land nie wieder zu betreten, ließ man ihn seines Weges ziehen.

Auf der Burg Rotzberg in Nidwalden diente ein Mädchen aus dem Volke. Das hatte einen jungen Landmann lieb. Dem versprach es, am Neujahrsmorgen zu bestimmter Stunde von der Burgzinne ein Seil herabzuwerfen, das oben an einem Steine befestigt war. An diesem Seile kletterte er hinauf und zog mehrere seiner Gefährten nach. Rasch überwältigten sie die aus dem Schlafe gescheuchte Besatzung und zerstörten die Burg.

Die Burg auf der Insel Schwanau im Lowerzersee eroberte Werner Stauffacher mit seinen Schwyzer Leuten. Auf Kähnen setzten sie in der ersten Morgenfrühe über den See, drangen in die Burg ein und überwanden jeden Widerstand. Bald loderten auch hier die Flammen aus dem Dache. Auch die Geßlerburg wurde von den Schwyzern erstürmt. Die Feste Zwing Uri, die noch im Bau begriffen und unbemannt war, wurde von den Urnern genommen und niedergerissen.

Am Abend verkündeten Feuersäulen und Rauchwolken von Tal zu Tal, daß die Waldstätte befreit waren.

Das sind die Sagen von der Gründung der Eidgenossenschaft. Sie weichen da und dort ab von den wenigen Berichten, die uns in Urkunden überliefert sind, und sie erzählen vieles, wovon wir keine schriftliche Kunde aus der Zeit selber haben. Aber ein Kern von Wahrheit muß doch darin stecken. Sie sind eben auf mündlichem Wege von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben worden, und man hat sie erst später aufgezeichnet. Kein Volk aber auf der ganzen Welt hat schönere Sagen darüber, wie sein Vaterland gegründet worden ist.

Kaiser Albrechts Tod

Nach dem Tode des Kaisers Rudolf kamen die Kurfürsten zusammen, um dem Reiche einen neuen Herrscher zu geben. Ihre Wahl fiel aber nicht auf Rudolfs Sohn Albrecht, der Herzog von Österreich war und darauf gehofft hatte, sondern auf einen andern deutschen Fürsten, Adolf von Nassau. Albrecht jedoch wollte nicht auf die Reichskrone verzichten. Er zog gegen den neuen Kaiser zu Felde, besiegte ihn in einer Schlacht, in der Adolf das Leben verlor, und bestieg hierauf selber den Kaiserthron. Das war im Jahre 1298.

In den Waldstätten vernahm man diese Botschaft mit Bestürzung. Wieder ein Kaiser aus dem Hause Habsburg – da mußte man Schlimmes gewärtigen. Und wirklich, Albrecht war dem nach Freiheit strebenden Volke nicht wohlgesinnt. Die Freiheitsbriefe, die man ihm vorlegte, bestätigte er nicht. Er gedachte auf dem Wege seines Vaters weiterzuschreiten, die Länder am See ganz seinem Stammhaus Habsburg zu unterwerfen und damit dessen großen Herrschbesitz im heutigen Schweizerlande abzurunden.

Allein bevor er dazu kam, diesen Plan auszuführen, ereilte ihn ein plötzlicher, gewaltsamer Tod. An diesem jähen Ende war seine Herrschgier schuld.

Kaiser Albrecht hatte nämlich einen verwaisten Bruderssohn, den Herzog Johann von Schwaben. Dem war nach dem frühen Tode seiner Eltern ein reiches Erbe an Land und Volk zugefallen. Dieses verwaltete zunächst der kaiserliche Oheim als Vormund. Als aber Johann

18 Jahre alt geworden war, verlangte es ihn danach, seine Erblande selber zu regieren. Mehrmals bat er den Kaiser, ihm sein Eigentum herauszugeben, aber immer vergeblich. Albrecht pflegte ihn damit zu vertrösten, er werde noch früh genug Last und Sorgen eines Herrschers kennen lernen. Zuletzt mußte Johann glauben, sein Oheim wolle ihm das Erbe ganz vorenthalten. Das erbitterte den ehrgeizigen Jüngling. Sein Herz füllte sich mit Groll und Haß.

Nun war der Kaiser am 1. Mai 1308 zu einem festlichen Tag auf das Schloß Stein bei Baden gekommen. In seinem Gefolge befand sich auch Herzog Johann. Er war entschlossen, heute eine Entscheidung seines Anliegens auf Biegen oder Brechen zu erzwingen.

Als man beim Mittagsmahle saß, trat er vor den Kaiser und bat ihn von neuem eindringlich um die Herausgabe seiner Erblande. Albrecht aber ergriff ein Blumenkränzlein, das als Schmuck auf der Tafel lag, setzte es seinem Neffen auf das Haupt und sagte lächelnd: «Herr Vetter, diese Zier steht Euch besser an, als Land und Leute zu regieren.»

Dieses Wort empfand Herzog Johann als schmähliche Verhöhnung. Nicht als jungen Ritter, nein, wie einen Knaben hatte ihn sein Oheim behandelt. Das mußte gerächt werden. Er wandte sich heimlich an einige Ritter, von denen er wußte, daß sie im stillen dem Kaiser feind waren, die Herren Walther von Eschenbach, Rudolf von Wart, Konrad von Tegerfelden, und diese, statt den Sturm in seiner Seele zu beruhigen, stachelten ihn noch mehr auf. Es kam unter ihnen und andern unzufriedenen Adeligen zu einer Verschwörung. Der Kaiser sollte ermordet werden.

Am Nachmittag ritt Kaiser Albrecht mit seinem Geleite von Baden gegen Brugg, seiner Gemahlin Elisabeth entgegen, die von Rheinfelden kam. Als man an die Reußfähre bei Windisch gelangte, erwies sich, daß das Schiff zu klein war, um alle Edelleute auf einmal aufzunehmen. Da drängten sich die Verschworenen an den Kaiser heran und wurden mit ihm zuerst über den Fluß gesetzt, während die andern auf die zweite Überfahrt warteten. Am andern Ufer ritt die kleine Schar hinauf auf die Ebene, wo einst die Römerstadt Vindonissa gestanden hat. Dort gab Herzog Johann das Zeichen zur Ausführung der

Mordtat. Sogleich fiel der Herr von Eschenbach dem Rosse Albrechts in die Zügel. Der Kaiser rief seinen Neffen Johann zu Hilfe. Dieser aber stieß ihm mit dem Ausruf: «Das ist der Lohn des Unrechts!» den Speer in den Hals. Albrecht sank vom Pferde. Da fielen auch die andern Verschworenen außer Rudolf von Wart, der wie gelähmt dastand und keine Hand rührte, mit Schwert und Dolch über den Sterbenden her und vollendeten das ruchlose Werk. Dann ritten sie in wilder Flucht nach allen Seiten davon. Im Schoße einer armen, alten Frau, die des Weges kam, verschied der Kaiser, kaum eine Wegstunde vom Schloß seiner Väter, der Habsburg, entfernt.

Indessen waren auch die weitern Gefolgsleute übergesetzt worden. Sie kamen heran und sahen mit Entsetzen, welch furchtbare Tat da begangen worden war. Einige Zeit danach traf auch die Kaiserin Elisabeth auf der Städte des Mordes ein. Mit Grauen und namenlosem Schmerz vernahm sie, was sich zugetragen hatte.

Die Leiche des Kaisers wurde zunächst in das Kloster Wettingen gebracht und dort in einen Steinsarg gelegt, der heute noch in der Klosterkirche zu sehen ist. Später führte man sie nach Speyer über und setzte sie da in der Kaisergruft des Domes bei.

Die Söhne Albrechts und seine Tochter Agnes, die Königin von Ungarn, setzten alles daran, der Mörder habhaft zu werden. Eine schreckliche Strafe sollte diese treffen. Aber die Hauptschuldigen entrannen ihr. Herzog Johann soll ruhelos die Lande durchirrt haben und endlich als zerknirschter Büßer in einem italienischen Kloster gestorben sein. Von den Mittätern verlor sich jede Spur. Umso grausamer erging die Blutrache gegen alle, die man irgendwie für mitschuldig hielt. Rudolf von Wart fiel durch Verrat eines Verwandten in die Hand der Rächer. Umsonst flehte seine Gattin Gertrud für ihn um Gnade. Er wurde, obgleich er sich am Morde nicht tätlich beteiligt hatte, zum Tode verurteilt, durch ein Roß auf die Stätte des Königsmords geschleift und dort aufs Rad geflochten. Unsäglich waren seine Qualen. Seine Gattin aber wich nicht von ihm. Betend und ihn tröstend, ohne Speis und Trank, hielt sie bei ihm aus, so sehr er sie bat, ihn zu verlassen, um seine Marter nicht länger ansehen zu müssen. Am dritten Tage erlöste der Tod den

Unglückseligen von seinem Leiden. Gebrochenen Herzens ging seine Gattin in ein Kloster.

An der Stelle, wo die Bluttat geschehen war, ließ Kaiserin Elisabeth ein Kloster erbauen. Es erhielt den Namen Königsfelden und wurde von ihr und der Königin Agnes reich mit Gütern ausgestattet. Die beiden Frauen und andere Angehörige des Fürstengeschlechtes haben dort ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Heute ist in Königsfelden eine Heil- und Pflegeanstalt für Geisteskranke untergebracht. Viele Gebäude sind erneuert worden. Aber noch steht die alte Klosterkirche. Sie ist berühmt durch wundervolle Glasgemälde in den Chorfenstern, die aus der Zeit der Königin Agnes stammen.

Der Überfall der Schwyzer auf das Kloster Einsiedeln

Auf den ermordeten Kaiser Albrecht folgte als Herrscher des deutschen Reiches Heinrich von Luxemburg, also kein Habsburger. Er bestätigte die Freiheitsbriefe der Urner und Schwyzer und stellte auch den Unterwaldnern eine ähnliche Urkunde aus. So standen alle drei Lande nunmehr unmittelbar unter dem Kaiser. Allein schon 1313 starb Heinrich. Jetzt wählte ein Teil der Kurfürsten den Herzog Ludwig von Bayern, der andere einen Sohn Albrechts, Friedrich den Schönen. So hatte das Reich zwei Gegenkaiser. Diese führten gegen einander Krieg um den Alleinbesitz der Reichskrone. Die Eidgenossen stellten sich auf die Seite Ludwigs; sie wußten, daß er ihre alten Rechte anerkennen und sie vor Österreich schützen würde. Das erregte den Zorn Friedrichs und seines Bruders Leopold, die beide die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatten, die Länder am Vierwaldstättersee unter die habsburgisch-österreichische Herrschaft zu bringen. Sie trachteten danach, den Streit gegen das freiheitsliebende Volk mit Waffengewalt zu entscheiden. Bald schien sich die Gelegenheit dazu zu bieten.

Um die gleiche Zeit nämlich lebte ein alter Zwist wieder auf, den die Äbte von Einsiedeln mit den Schwyzern hatten. Ostwärts der Mythen-

berge lagen ausgedehnte Weiden. Dahin trieben die Schwyzer von altersher ihre Viehsennten und Rosse zur Sömmerung. Nun hatte aber der Abt von Einsiedeln unter der Vorgabe, dieses Weideland sei eine herrenlose Wildnis, vom Kaiser einen Brief erwirkt, wonach es hinfort dem Meinradskloster gehören sollte. Die Schwyzer jedoch kümmerten sich wenig um diese Urkunde. Sie sagten, ihre Väter hätten, solange man wisse, diese Weidgänge genutzt, der Kaiser habe darum kein Recht gehabt, sie zu verschenken.

Der Abt klagte bei geistlichen und weltlichen Herren. Diese gaben ihm recht. Die Schwyzer wurden mit den schwersten Kirchenstrafen, mit Bann und Interdikt belegt. Sie sollten ausgestoßen sein aus der christlichen Kirche; kein Geistlicher durfte mehr Gottesdienst halten, ein Kind taufen, eine Ehe einsegnen, einen Toten beerdigen. So hoffte man das widerspenstige Völklein mürbe zu machen.

Allein die Schwyzer gaben nicht nach. Im Gegenteil, jetzt wandte sich ihr Haß erst recht gegen das Kloster, und sie nahmen an ihm grimmige Rache. In der eiskalten Dreikönigsnacht 1314 ritten sie, geführt von ihrem Landammann Werner Stauffacher, über die Berghöhen des Katzenstrick, der ihre Täler von Einsiedeln trennt, überfielen das Kloster und schreckten die Mönche unsanft aus dem Schlafe auf. Der Abt schien das Unheil geahnt zu haben; noch zur rechten Zeit hatte er sich in seinen festen Schloßturm bei Pfäffikon am obern Zürichsee zurückgezogen.

Die Schwyzer hausten mit wildem Übermut im Kloster. Sie drangen in Keller und Vorratskammern ein, tranken und aßen nach Herzenslust, erbrachen alle Räume, nahmen als Beute mit, was ihnen wohlgefiel, und führten zuletzt die Klosterherren mit sich über die verschneiten, unwegsamen Waldhöhen nach Schwyz, wobei sie als Gnade den Erschöpften erlaubten, sich an den Schwänzen der Pferde festzuhalten. Sechs Wochen wurden die Gefangenen dort in Haft verwahrt. Endlich nahm sich der Graf von Toggenburg ihrer an. Auf seine Fürsprache erhielten sie die Freiheit wieder.

Das Kloster Einsiedeln führte von neuem Klage. Die kirchlichen Strafen wurden erneuert und nun auch ausgedehnt auf die Verbündeten

der Schwyzer, die Urner und Unterwaldner. Außerdem sprach Friedrich der Schöne über sie die Reichsacht aus; sie sollten als rechtlos gelten und jeder Willkür preisgegeben sein wie der Vogel in den Lüften. Doch die Schwyzer machten sich auch hieraus wenig. Und der Gegenkaiser Friedrichs, Ludwig der Bayer, nahm sie in Schutz.

Da entschloß sich Friedrichs Bruder, Leopold I. von Habsburg-Österreich, zu einem Kriegszug gegen die Waldstätte. Die Schwyzer sollten für den Überfall auf Einsiedeln gezüchtigt und gleichzeitig der alte Streit mit den drei Orten durch das Schwert entschieden werden. Die vornehmen Adeligen zwischen Aare und Rhein, dazu die meisten Städte, so Zürich, Winterthur, Bremgarten, ja auch Luzern und Zug in nächster Nähe der Waldstätte, sagten ihm ihre Hilfe zu. In Zug wollte der Herzog seine Scharen versammeln, dann ins Schwyzerland einfallen und mit einem mächtigen Schlag der Eidgenossenschaft für alle Zeiten ein Ende bereiten.

Ein Freund in der Not

Den Eidgenossen blieb nicht verborgen, was Herzog Leopold im Sinne hatte. Sie wußten, daß ihnen eine große Gefahr drohte. Aber sie verloren den Mut nicht. In ihrer rauhen Bergheimat und bei harter Arbeit waren sie ein starkes, zähes Geschlecht geworden, das dem Tod trotzig ins Auge schaute. Auch hatten manche von ihnen unter frühern Kaisern an Feldzügen nach Italien teilgenommen und dort etwas vom Kriegshandwerk gelernt. Sie gingen handlich um mit Schwert und Spieß, besonders aber mit der gefürchteten Hellebarde, die man zu Hieb und Stich gebrauchen konnte und die sich trefflich eignete zum Kampf gegen die geharnischten Ritter. Und sie wußten: es ging um ihre Freiheit. Es galt zu siegen oder zu sterben, wenn man nicht in Knechtschaft fallen wollte. Einmal mußte ja wohl der alte Hader mit den Herren von Habsburg-Österreich gewaltsam entschieden werden.

Nur eines machte ihnen Sorge: sie wußten nicht, wo der Feind ins Land einzubrechen gedenke. Wohl waren ihre Täler zu beiden Seiten

von Bergwällen geschützt, über die kein Reiterheer kommen konnte. Aber wo diese Täler sich in die Ebene hinaus oder nach den Seen hin öffneten, da stand der Eingang frei. Zur Vorsorge wurden diese Stellen befestigt, die Täler durch querübergehende Steinmauern, die Letzinen, die Landungsplätze am Vierwaldstättersee durch Pfahlreihen, die man in einiger Entfernung vom Ufer anbrachte. Wo aber mußte man den Feind erwarten? – das war eine große, bange Frage.

Aus dieser Unsicherheit half ihnen – wie eine alte Überlieferung berichtet – der edle Heinrich von Hünenberg, ein Burgherr unweit dem Zugersee, der gezwungen dem österreichischen Heere zugezogen war. Die Eidgenossen hatten ihm früher einen großen Dienst erwiesen. So war er ihr Freund geworden und hätte gern das aufziehende Unwetter von ihnen abgehalten. Als er in Zug erfuhr, wo das Ländchen Schwyz angegriffen werden sollte, fiederte er etliche Pfeile mit Pergamentstreifen, auf denen geschrieben stand: Hütet euch auf St. Othmar am Morgarten! Diese Pfeile schoß er über die Letzimauer bei Arth, wo die Schwyzer, mit Zuzügern aus den zwei verbündeten Waldstätten, des Angriffs gewärtig waren. Wie sie diese Botschaft vernahmen, eilten sie heimlich in die Wälder am Morgarten, wo ein steiler Höhenzug bis hart ans Ufer des Aegerisees vorspringt. Da hielten sie sich verborgen und erwarteten den Feind.

Die Schlacht am Morgarten

Am 15. Wintermonat des Jahres 1315 war's, am Tage vor St. Othmar, da brach Herzog Leopold mit der in Zug versammelten Kriegsmacht auf zum Angriff auf das Ländchen Schwyz. Nie vorher und nie seither hat man in jener Gegend ein glänzenderes Heer gesehen. Alles, was zu Habsburg-Österreich hielt, zog mit. An der Spitze ritten die Edelleute in ihren schimmernden Rüstungen. An Wappen auf dem Schilde und an der Helmzier erkannte man die Geschlechter; die vornehmsten des Landes waren dabei, die Herren von Toggenburg, von Habsburg-Laufenburg, von Landenberg, von Hallwil, von Bonstetten, von Heidegg.

Es folgten die Fähnlein der Städte mit ihrem Geleite an wohlgewaffnetem Fußvolk. Es war eine gewaltige Macht gegenüber den 1200 bis 1500 Eidgenossen, die auf Schwyzerboden zur Abwehr bereit standen.

In der ersten Morgenfrühe zog das Heer dem Zugerberg entlang an den Aegerisee und an dessen nördlichem Ufer aufwärts. Es war ein schöner Spätherbsttag und eben der Namenstag des Herzogs. In allem Kriegsvolk herrschte eine übermütige Stimmung, als ginge es nicht zu einer Schlacht, sondern auf die Jagd. Man meinte, mit den widerspenstigen Bauern leicht fertig zu werden, und freute sich auf die Beute an Vieh und Rossen, die man heimzuführen gedachte. Der Herzog selber war fröhlichen Mutes und voll herrischer Zuversicht. Er dachte: Ich will diesen Erzrebellen nun ein für allemal den Meister zeigen, sie strafen für das, was sie dem Hause Habsburg angetan haben, und ihren Bund zuschanden machen. Er wähnte, das Kriegsvolk der Waldstätte liege an der Letzimauer bei Arth. Darum hatte er den beschwerlicheren Weg über den Zugerberg eingeschlagen, um sie zu umgehen und zwischen See und Gebirge frischweg auf den Flecken Schwyz vorzustoßen. Wie sehr er seiner Sache sicher zu sein glaubte, das verrät ein Zwiegespräch, das er unterwegs mit seinem Hofnarren, der ihm zur Seite ritt, gehalten haben soll. Er fragte diesen wohlgelaunt: «He, du Schalksnarr, wie gefällt dir mein Plan, da oben durch den Engpaß von Morgarten ins Schwyzerland einzufallen?» – Der Narr antwortete: «Herr Vetter, er gefällt mir nicht recht.» – «Warum denn nicht?» wollte der Herzog wissen. – «Darum, Vetter», gab der Schalk zurück, «weil du gar wohl ausgedacht hast, wie du ins Land hinein, aber nicht, wie du wieder herauskommen willst.»

Der Herzog machte sich nichts aus dieser Rede. Aber der Hofnarr sollte recht bekommen.

In einem Zuge, der nicht enden wollte, rückte das Heer vor. Als seine Spitze die engste Stelle des Durchgangs bereits hinter sich hatte, da wurde es auf einmal an dem steilen Waldhang zur Linken lebendig. Gewaltige Steinblöcke und Baumstämme rollten herab; wie wütende Tiere schossen sie die Halden herunter und mitten in die Reiterhaufen der Edelleute hinein.

Das war eine schlimme Überraschung. Die Pferde wurden scheu. Manche waren getroffen, kamen zu Fall und warfen ihre Reiter ab. Andere stiegen hochauf, taten wie besessen und ließen sich nicht bändigen. Es gab ein Durcheinander wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen. Und immer von neuem sausten und hüpften über die Gähhalden Felsstücke und Holzklötze herab. Die waren von einer Schar junger Schwyzer da oben so bereitgelegt worden, daß sie mit leichter Mühe hinabgewälzt werden konnten. Es sollen unter diesen Leuten auch fünfzig Geächtete, also des Landes verwiesene Männer gewesen sein, die hofften, man werde sie zum Dank für diese Hilfe wieder in die Heimat zurückkehren lassen.

Als der Herzog Leopold sich von der ersten Überraschung erholt hatte, befahl er einem Teil seiner Leute, den steilen Abhang hinanzuklimmen und die Angreifer zu verjagen. In diesem Augenblick aber stürmte der Gewalthaufe der Eidgenossen, der sich auf der Höhe weiter vorn versteckt gehalten hatte, über die Halden des Morgartenbergs herab und brach wie ein verheerender Steinschlag über das aufgestaute Ritterheer herein. Weithin tuteten die Harsthörner der Schwyzer und Unterwaldner; es brüllte der Stier von Uri, das uralte, mächtige Kriegshorn der Urner, und schaurig hallte der Kampfruf der Schwyzer von den Flühen wider: Haarus! Haarus!

Da wurde dem Herzog bang um sein schönes Heer. Er versuchte es aus dem Engpaß zurückzuziehen, um es neu zu ordnen. Doch schon war das Hirtenvolk den Rittern auf dem Leibe, und Morgenstern und Hellebarde sausten klirrend auf Helm und Harnisch nieder. Die Reiterei drängte zurück; sie fiel auf das nachfolgende Fußvolk, das zuerst nicht begriff, was sich da vorne zutrug. Es entstand eine furchtbare Verwirrung. Von vorn und von der linken Seite her mit Ungestüm angegriffen, zur Rechten den See, hinter sich die eigenen Scharen, konnten die Ritter nicht ausweichen, nicht sich zum Widerstand ordnen. Die einen fielen unter den wuchtigen Streichen des Bergvolks, die andern wurden in den See gedrängt und versanken in ihren schweren Rüstungen. Wer fliehen konnte, der floh. Das Fußvolk wurde mitgerissen. Es dauerte nicht lange, so hatten die Eidgenossen einen vollständigen Sieg errungen.

Herzog Leopold selbst entrann wie durch ein Wunder dem Gemetzel. Bleich und verstört, halb tot vor Scham und Leid, kam er nach Winterthur. Von seinem stolzen Heere waren über 1500 gefallen. Die Blüte der Ritterschaft war zugrunde gegangen.

Unter den Rittern, die in den Aegerisee gerieten, soll einer auf dem schwimmenden Pferde beinahe das andere Ufer erreicht haben. Als er festen Boden unter den Füßen des treuen Tieres spürte, rief er aus: «Sei's dem Herrgott lieb oder leid – ich bin davongekommen.» Da glitt das Pferd aus, und er mußte doch ertrinken.

Die Schwyzer aber und ihre Miteidgenossen warfen sich auf die Knie und dankten Gott für den Ausgang der Schlacht. Die Herren vom Adel hatten es da einmal erfahren müssen, daß auch der Bauer obenauf kommen kann, wenn er zum ersten ein mannhaftes Herz, zum andern einen klugen Kopf und zum dritten und letzten ein scharfes Schwert hat. Weit in den Landen herum erzählte man von dieser grausamen Schlacht. Es war das erstemal, daß ein Ritterheer durch Fußvolk eine solche Niederlage erlitten hatte.

Bald nach diesem Siege, der die junge Eidgenossenschaft für lange Zeit von jeder Bedrängnis befreite, erneuerten die Waldstätte Uri, Schwyz und Unterwalden zu Brunnen das Bündnis von Jahre 1291. Man kann auch diesen Bundesbrief, der in deutscher Sprache geschrieben ist, noch heute im Archiv zu Schwyz sehen.

Die Großmut der Solothurner

Das Beispiel der Bauern um den Vierwaldstättersee, sich zu einer Eidgenossenschaft zusammenzuschließen und dem machtgierigen Adel Trotz zu bieten, fand bald Nachahmung, besonders unter den Städten, die im westlichen Teil der heutigen deutschen Schweiz liegen.

Es ist erzählt worden, wie der Herzoge von Zähringen Freiburg und Bern gründeten. Diese Städte waren inzwischen prächtig aufgeblüht und trachteten danach, ihre Herrschaft auf das umliegende Land auszudehnen. Aber auf die gleichen Gegenden hatten auch die Habsburger ihre

Blicke gerichtet. So entstand zwischen ihnen und den Städten Hader und Feindschaft.

Darum taten sich bald nach der Schlacht am Morgarten Freiburg, Bern, Solothurn, Murten und Biel zu einem Bunde zusammen. Wie die Waldstätte, versprachen sie einander zu helfen, wenn es zum Streite mit dem Adel kommen sollte.

Das wollte der Herzog Leopold von Österreich nicht dulden. Am Morgarten war er geschlagen worden – ja; aber diese Städte sollten nicht glauben, daß damit die Macht seines Hauses gebrochen sei.

Zunächst sollten die Solothurner seinen Groll erfahren. Im Jahre 1318 zog er mit Heeresmacht vor die Stadt und belagerte sie. Um sie ringsum einzuschließen, ließ er oberhalb der Stadt eine Brücke über die Aare errichten. Er gedachte der Bürgerschaft die Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden, sie auszuhungern und so zur Übergabe zu zwingen.

Aber das Glück war ihm nicht günstig. Es trat Regenwetter ein. Tagelang goß es fast unaufhörlich vom Himmel. Die Aare schwoll gewaltig an und drohte die Brücke, die nur aus Holzpfählen, Balken und Brettern bestand, zum Einsturz zu bringen. Um das zu verhindern, schickte der Herzog viele seiner Kriegsleute auf die Brücke. Sie sollten sie mit Steinen beschweren und die vom Wasser mitgeführten Baumstämme abwehren.

Plötzlich aber riß der Fluß die Brücke doch weg und warf die Mannschaften in die Fluten. Das sahen die eingeschlossenen Solothurner. Aber sie jubelten nicht über das Unheil, das den Feind betroffen hatte. Nein, es erbarmte sie der Unglücklichen, die im Wasser dahintrieben und dem Ertrinken nahe waren. Sie eilten ans Aareufer hinab, um ihnen Hilfe zu bringen. Man reichte ihnen Stangen hin und zog manche ans Land. Viel andere holte man unter Lebensgefahr mit Schiffen aus dem wilden Strome. So wurde der größte Teil der Verunglückten gerettet. In der Stadt konnten sie ihre Kleider trocknen und erhielten Speis und Trank. Dann wurden sie ins österreichische Lager zurückgesandt.

Der Herzog Leopold erstaunte über diese Hochherzigkeit. Mit mehreren andern Edelleuten ritt er vor das Stadttor und begehrte Einlaß, er komme in friedlicher Absicht. Als man ihn hatte einreiten lassen,

begab er sich vor das Rathaus, wo ihn der Schultheiß der Stadt empfing. Ihm dankte er für die Hilfe und bekannte, daß der Edelmut der Solothurner sein Herz gewonnen und alle Feindschaft darin ausgelöscht habe. Dann schenkte er der Stadt sein Banner, hob unverzüglich die Belagerung auf und zog mit seinem Heere ab.

Wie Luzern in den Schweizerbund kam

Lange hatte die Stadt Luzern dem Kloster Murbach im Elsaß gehört. Es war ihr gut ergangen unter der milden Herrschaft dieses Gotteshauses. Sie hatte mancherlei Freiheiten und Rechte erworben. So durften die Bürger ihre Obrigkeit selber wählen.

Im Jahre 1291 aber verkaufte der Abt von Murbach die Stadt an das Haus Habsburg-Österreich. Die Luzerner sahen diesen Wechsel nicht gern. Lieber hätten sie sich den Waldstätten angeschlossen; denn mit ihnen pflegten sie den meisten Verkehr. Die Landleute von Schwyz, Unterwalden und Uri brachten Vieh, Käse, Butter, Tierhäute auf den Markt zu Luzern und kauften dort Getreide, Salz und vielerlei Gebrauchsdinge, die sie nicht selber anfertigen konnten. Auch ging von Luzern aus der Handel über den Vierwaldstättersee nach dem Gotthardpaß. Von alledem hatte die Stadt reichen Gewinn.

Einstweilen aber blieb ihr nichts anderes übrig, als sich den neuen Herren zu fügen. Und als der Krieg Österreichs gegen die Waldstätte ausbrach, mußten auch die Luzerner dem Herzog Leopold Zuzug leisten und verloren am Morgarten viele Leute.

Seither mieden die Eidgenossen die Stadt Luzern, und der Verkehr geriet ins Stocken. Darunter litt die Bürgerschaft. Sie suchte die alte Freundschaft mit den drei Ländern wieder herzustellen und trat deswegen heimlich mit ihnen in Unterhandlungen. Den Waldstätten war das willkommen; denn auch sie waren auf Luzern angewiesen. Sie nahmen den frühern Verkehr mit der Stadt wieder auf und öffneten ihr aufs neue den Handelsvertrag über den St. Gotthard. Ja noch mehr: Im Jahre 1332

schlossen sie mit ihr einen ewigen Bund und verbrieften und beschworen ihn feierlich. So gehörten nunmehr alle Orte um den vielbuchtigen Vierwaldstättersee der Eidgenossenschaft an.

Es gab aber in Luzern manche vornehme Leute, die im Herzen zu Österreich hielten und mit diesem Bündnis nicht einverstanden waren. Diese wollten die Stadt wieder österreichisch machen. In aller Heimlichkeit verabredeten sie einen Überfall auf die eidgenössisch gesinnten Bürger und bestimmten die Nacht des Aposteltages Peter und Paul zur Ausführung ihres Planes. Um einander in der Dunkelheit leichter zu erkennen, wollten sie rote Ärmel an den Wämsern tragen.

Zur vereinbarten Zeit versammelten sie sich wohlbewaffnet bei der Trinkstube der Schneider, auf einem abgelegenen, stillen Platz am See. Hier hielten sie die letzte Abrede, wie der Anschlag durchgeführt werden sollte. Da kam von ungefähr ein Knabe des Weges. Der sah die Verschworenen und hörte, was sie im Sinne hatten. Er erschrak und wollte sich wegschleichen, um die bedrohten Leute zu warnen. Allein er wurde entdeckt und festgenommen. Doch versprach man, sein Leben zu schonen, wenn er schwöre, keinem Menschen zu sagen, was er gesehen und gehört habe. Er tat das, und man gab ihn frei.

Der Knabe ging jedoch nicht nach Hause. Er sah sich in der Stadt um, ob irgendwo in einem Wirtshause noch Leute seien. Wirklich, es war noch Licht auf der Trinkstube der Metzger. Rasch trat der Junge ein und setzte sich neben den Ofen. Die Gäste plauderten, tranken und spielten. Niemand beachtete den Knaben. Dieser aber redete den großen Kachelofen mit lauter Stimme an: «Ofen, o Ofen!» – Die Gäste wurden auf ihn aufmerksam. «Was ist mit dir?» fragten sie verwundert, «bist du närrisch, Bub?» – Doch der Knabe fing von neuem an: «Ofen, o Ofen, keinem Menschen darf ich es sagen; aber dir will ich es kundtun: Drunten bei der Trinkstube der Schneider haben sich viele Bewaffnete versammelt; die beratschlagten eben, wie sie die Freunde des neuen Bundes ermorden wollen!»

Jetzt horchte alles in der Stube auf. Man verstand, was die Worte bedeuteten. Das konnten nur die Anhänger Österreichs sein. Die Metzger von Luzern aber waren gut eidgenössisch. Flink machten sie sich auf



die Beine, um den Anschlag zu vereiteln. Sie liefen in die nächsten Häuser und riefen die Leute wach. Man bewaffnete sich, besetzte die Tore und die Hauptgassen, läutete die Sturmglocke und schickte einen Eilboten in die Waldstätte, um Hilfe zu herbeizuholen.

Die Verschworenen sahen ein, daß ihr Vorhaben verraten war. Da sie sich zu schwach fühlten für den offenen Kampf, suchten sie sich in ihre Häuser zurückzuschleichen. Einige aber wurden an ihren roten Ärmeln erkannt und gefangen genommen. Man zwang sie, alles zu bekennen und die Mitschuldigen anzugeben. Dann hielt man sie in strengem Gewahrsam.

Am andern Morgen zog ein Hilfsvolk von dreihundert Mann aus den Waldstätten in die Stadt ein. Es wurde Gericht gehalten über die Gefangenen. Das eidgenössisch gesinnte Luzernervolk verlangte ihren Tod. Die Leute aus den Waldstätten aber rieten zur Milde, damit man die Rache Österreichs nicht allzusehr herausfordere. Die Verschworenen mußten um Verzeihung bitten und einen Eid ablegen, daß sie sich nie wieder gegen den eidgenössischen Bund erheben wollten.

Die Schlacht bei Laupen

Bauern und Bürger boten dem Adel Trotz – so war es damals in unserem Lande. Am kühnsten trieb es die Stadt Bern. Sie war reichsfrei geworden, stand also unter keinem andern Herrn als dem Kaiser. Aber sie begnügte sich nicht damit. Sie wollte Herrschaftsbesitz auf dem Lande haben wie die Grafen und Ritter. Besonders auf das Oberland war ihr Blick gerichtet. Wo sich Gelegenheit zeigte, ein Städtchen, eine Burg, eine Talschaft an sich zu bringen, da griffen die Berner keck und geschickt zu. So machten sie sich mit der Zeit fast alles Land bis hoch in die Alpentäler hinauf zu eigen.

Ein Hofnarr des Grafen Rudolf von Habsburg soll einmal gesagt haben: «Über kurz oder lang wird Bern Herr in diesem Lande sein.» Es schien, als ob sich diese Voraussage erfüllen sollte.

Aber durch seine Erwerbungen und Eroberungen war Bern in Feindschaft geraten mit Habsburg, und zu diesem hielt auch der Adel in der Umgebung der Stadt, der fürchten mußte, nach und nach von ihr ganz um seinen Besitz gebracht zu werden.

Auch die Nachbarstadt Freiburg, einst mit Bern eng befreundet, wurde durch den Machthunger der Aarestadt ins Lager der Feinde getrieben. Sie verübelte es den Bernern ganz besonders, daß diese das wichtige Städtchen Laupen, am Wege von Bern nach Freiburg, unter ihre Herrschaft gebracht hatten. Sie schloß sich dem Adel an und drängte zum Kriege.

Im Jahre 1339 brach dieser Krieg aus. Den Bernern kam zu Ohren, daß der Adel den ersten Schlag gegen Laupen zu führen gedenke. Darum legten sie eine Besatzung unter Johann von Bubenberg, dem Sohne des Schultheißen, in das Städtchen. Die sollte es gegen jeden Ansturm verteidigen.

In der Tat, der Adel sammelte seine Macht vor Laupen. Es kam ein gewaltiges Heer zusammen, wohl 1000 Ritter und 16 000 Mann Fußvolk.

Aber der Rat zu Bern verzagte nicht. Er sandte Boten in die Täler des Oberlandes, um das Landvolk zur Hilfe aufzubieten. Auch wandte er sich an die Waldstätte, mit denen Bern 1323 einen Freundschaftsbund geschlossen hatte, und bat sie um Beistand. Und die Eidgenossen gaben den Bescheid: «Liebe Berner, nie lernt man einen Freund besser kennen als in der Not. Ja, wir werden euch Hilfe bringen.»

Nun galt es, der bernischen Kriegsmacht einen tüchtigen, erfahrenen Feldherrn zu geben. Es war da ein Edelmann, namens Rudolf von Erlach. Der war Bürger von Bern und hing an dieser Stadt; aber er hatte auch Güter zu Lehen vom Grafen von Nidau, und der war ein grimmiger Feind der Berner. So befand sich der Herr von Erlach in einer zwiespältigen Lage. Am liebsten wäre er abseits vom Streite gestanden, neutral geblieben, wie man heute zu sagen pflegt. Er ging zu dem Grafen und bat diesen, ihn von der Teilnahme am Kriege zu beurlauben, da er nicht gegen seine Vaterstadt kämpfen könne. Der Graf gab ihm zur Antwort: «Ein Mann mehr oder weniger – was liegt daran!» Diese Geringschätzung verletzte den Herrn von Erlach. Er erwiderte: «Ihr sagt, ich

sei nur ein Mann; wohlan, ich will zeigen, was ein Mann vermag.» Damit schied er von dem Grafen und begab sich nach Bern. Und die Berner wählten ihn zum Feldhauptmann.

Unter seiner Führung rüstete die Stadt aus allen Kräften für den Krieg. Wer Wehr und Waffen tragen konnte, der sollte ausziehen zum Kampfe.

Indessen rückten die Hilfsvölker an, darunter auch eine Schar Solothurner und 1200 Mann aus den Waldstätten.

So konnte Erlach mit 6000 Mann ausziehen. Das war ein kleines Heer gegenüber der Macht des Feindes. Aber die Berner waren von wahrem Todesmut beseelt. Sie wußten, was für sie auf dem Spiele stand; denn die Adeligen, die ihres Sieges sicher zu sein glaubten, hatten geprahlt, sie werden die Stadt Bern dem Erdboden gleich machen und die Bürgerschaft, alt und jung, ohne Erbarmen in den Tod schicken. Es ging also um das Dasein der Stadt, um Freiheit und Leben.

In mondheller Sommernacht rückte man aus und erreichte eine kleine Hochebene oberhalb des Städtchens Laupen. Da ließ Erlach das Heer anhalten und ordnete es zum Streite. Die Waldstätte anerboten sich, den Kampf mit den Rittern, die einen besondern Kriegshaufen bildeten, zu übernehmen, sie wüßten vom Morgarten her, wie man den geharnischten Herren mit Hellebarde und Morgenstern beikommen könne. Und es wurde ihnen gewährt.

Der Herr von Erlach wollte in den ersten Gliedern des Berner Heeres besonders mutige Leute haben. Darum rief er in seine Scharen hinein: «Wo sind jetzt die Tänzer und Scharwenzler, die zu Bern bei Tag und Nacht mit Federhüten und Kränzen ein solch Wesen machen, daß niemand schlafen kann! Die treten nun vor und stellen sich vor das Banner!» – «Da sind wir, Herr!» riefen die verwegensten im Heere, «und wie eine Mauer wollen wir das Banner schützen!»

Der Priester Baselwind, der das Heer begleitete, feierte eine Messe und bat Gott um Gnade und Hilfe. Dann erwartete man den Angriff. Aber es wurde Mittag, es ging schon gegen Abend; da erst eröffneten auf der Seite des Feindes die Freiburger den Kampf. Erlach ließ seine Steinschleuderer vortreten und ihre Steine den Angreifern entgegen-

schleudern. Als sie wieder in ihre Reihen zurücktraten, glaubten einzelne Berner weiter hinten, das bedeute Rückzug, und machten sich davon. Erlach sah es; aber er erschrak nicht. «Drauf und dran!» rief er, «die Spreu ist vom Korn gestoben!» Die Flüchtigen hörten das Wort und kehrten beschämt zurück, um durch mannhaften Mut ihren Fehler gutzumachen.

Mit ungeheurer Wucht stießen die Berner und ihre Hilfsvölker in das Fußvolk des Feindes hinein. Dieses vermochte nicht standzuhalten. Es dauerte wenig mehr als eine Stunde, da löste es sich auf und suchte sein Heil in der Flucht.

Die Leute aus den Waldstätten dagegen fanden an den Rittern einen wohlgerüsteten, kampferprobten und tapfern Gegner. Schon war ihr Haufe in Gefahr, umzingelt und erdrückt zu werden. Da eilte ihm die Hauptmacht unter Erlach zu Hilfe, und in kurzer Zeit war auch hier der Sieg errungen. Es war ein Sieg, so groß und entscheidend wie derjenige am Morgarten. Laupen, das sich aller Anstürme heldenhaft erwehrt hatte, war befreit, die Stadt Bern gerettet. Viele adelige Herren und ein großer Teil des feindlichen Fußvolkes lagen tot oder verwundet auf der Walstatt.

Am folgenden Tage zogen die Sieger fröhlich heim. Sie brachten reiche Beute, darunter 27 Banner und 70 schöne Ritterrüstungen. In Bern wurden sie mit unendlichem Jubel empfangen. Es war der Tag der 10 000 Ritter, der 22. Juni. Der Rat von Bern beschloß, diesen Tag inskünftig alljährlich durch einen Dankgottesdienst zu feiern und den Armen zur Erinnerung an das große Ereignis eine besondere Spende zukommen zu lassen.

Den Freunden der Stadt wurde von Herzen gedankt für ihren Beistand. Und mit den Waldstätten schloß Bern 14 Jahre später, eingedenk ihrer Hilfe bei Laupen, ein ewiges Bündnis.

Ein guter Schmied

Jordan von Burgistein war ein arger Feind der Berner. Als es zum Laupenkrieg kam, hoffte er, sie werden darin erliegen. Er zog aber selber nicht ins Treffen, sondern blieb daheim auf seiner Burg. Doch schickte er einen Boten nach Laupen; der sollte ihm in aller Eile Kunde bringen, wie die Schlacht ausgegangen sei.

Als nun dieser sah, wie beim Zusammenstoß der Heere einzelne Leute auf Seite der Berner sich zur Flucht wandten, da meinte er, diese haben die Schlacht verloren. Er rannte heim zu seinem Herrn und meldete ihm einen großen Sieg des Adels über Bern. Da rief der Ritter von Burgistein schadenfroh aus: «Hei, das war ein guter Schmied, der die Waffen des Adels geschmiedet hat!» Er meinte damit sich selbst; denn er war einer der ersten und eifrigsten gewesen, die den Krieg des Adels gegen Bern angestiftet hatten.

Am Morgen danach aber erhielt der Ritter von Burgistein andern Bericht, und seine Freude verwandelte sich in Leid. Und da die siegreichen Berner seine freche Rede vernahmen und wußten, wie feindlich er ihnen gesinnt war, rückten sie acht Tage nach der Schlacht vor seine Burg, um sie zu belagern. Johann von Burgistein wollte für einen Augenblick durch ein Fenster nach ihnen Ausschau halten. Doch ein Berner sah ihn und schoß ihm einen Pfeil ins Antlitz, so daß der Ritter sterbend zusammenbrach.

Der Schütze aber rief zu ihm hinauf: «Ei, das ist auch ein guter Schmied gewesen, der diesen Pfeil geschmiedet hat.»

Die Frau des Ritters ergab sich darauf, und die Burg wurde zerstört.

Die braven Nidwaldner

Luzern war also eidgenössisch und stand wieder in freundschaftlichem Verkehr mit den Waldstätten. Aber auch unter Nachbarn und guten Freunden kann es zu Zwistigkeiten kommen, besonders wenn es um Rechte geht, die von beiden Seiten beansprucht werden.

So lagen im Jahre 1340 Luzern und Nidwalden miteinander im Streit wegen Holz- und Weiderechten am Bürgenstock, und keine Partei wollte nachgeben.

Während dieser Rechtsstreit im Gange war, entstand in Luzern eine große Feuersbrunst. Wie die Nidwaldner das Feuer gewahr wurden, da vergaßen sie allen Hader. Zu Stansstad schiffte sich eine stattliche Mannschaft ein und ruderte in aller Eile über den See, um den Luzernern löschen zu helfen. Diese aber hatten die Tore der Stadt geschlossen. Man traute den Nidwaldnern nicht und meinte, sie führen Arges im Sinne. Von den Mauern herab fragte man sie, was man von ihnen zu erwarten habe. Den Nidwaldnern tat dieses Mißtrauen weh, und sie antworteten: «Liebe, getreue Eidgenossen, euer Leid ist unser Leid; wir sind gekommen, euer Leib und Gut, Weib und Kind und was euch lieb ist, zu retten und zu schützen, soweit unsere Kräfte langen, und löschen zu helfen, als wenn unsere eigenen Häuser brennen würden.»

Jetzt taten die Luzerner ihre Tore weit auf, und alsdann halfen die Nidwaldner wacker beim Löschen des Brandes mit. Als man des Feuers Meister geworden war, bewirtete man die treuen Helfer und verehrte ihnen Geschenke.

Der langwierige Streithandel um die Rechtsamen am Bürgenstock wurde hernach auswärtigen Schiedsrichtern zum Entscheid überantwortet. Diese gaben den Luzernern recht. Die Nidwaldner fügten sich als Biedermänner diesem Urteil und störten hinfort die Luzerner nie mehr in der Ausübung ihrer Rechte. So erwiesen sie sich in diesem Rechtsstreit als versöhnliche Nachbarn und getreue Eidgenossen.

Rudolf Brun und die Mordnacht zu Zürich

Von Zürich ist in diesem Buche schon manches erzählt worden: Wie über dem Grabe der Heiligen Felix und Regula das Großmünster erbaut wurde; wie Karl der Große der Stadt seine besondere Gunst schenkte; wie Ludwig der Deutsche die Fraumünsterabtei stiftete und ihr das Ländchen Uri zu eigen gab.

Zur Zeit, da die Eidgenossenschaft gegründet wurde, war Zürich bereits eine reichsfreie, wohlhabende und stolze Stadt. Es gab darin viele vornehme alte Geschlechter, die sich dem Adel ebenbürtig fühlten. Diese hatten alle Stellen im Rate inne und herrschten nach Gutfinden über die Bürgerschaft.

Nun waren aber nach und nach viele Leute vom Lande nach Zürich gekommen und hatten es als Handwerker und Kaufleute zu Wohlstand gebracht. Diese hielten es für ungerecht, daß sie Steuern und Abgaben entrichten mußten, aber zur Verwaltung der Stadt nichts zu sagen hatten.

An die Spitze dieser Unzufriedenen stellte sich ein ehrgeiziger und tatkräftiger Mann, namens Rudolf Brun. Er entstammte jenen alten Geschlechtern; doch er wandte sich ab von seinen Standesgenossen und nahm sich des einfachen Volkes an. Unter seiner Führung erhob sich dieses im Jahre 1336. Der bisherige Rat wurde gestürzt, und Rudolf Brun gab der Stadt eine neue Grundordnung oder Verfassung. Danach sollten sich die Handwerker und Kaufleute zu Fachvereinen, den Zünften, zusammenschließen, gleiche Rechte wie die alten Herrengeschlechter und ebensoviele Sitze im Rat erhalten. Sich selber aber machte Brun zum Bürgermeister auf Lebenszeit. Mehrere Mitglieder des alten Rats, denen man mißtraute, wurden aus der Stadt verbannt. Die meisten von ihnen begaben sich zu einem befreundeten Adeligen, dem Grafen Johann zu Rapperswil. Mit ihm und andern Adelsherren, die das Aufkommen der Volkspartei in Zürich nicht gerne sahen, versuchten sie in jahrelangem Kriege die verlorene Herrschaft über Zürich zurückzugewinnen. Als ihnen das im offenen Kampfe nicht gelang, verschworen sie sich untereinander, einen nächtlichen Überfall auf die Stadt zu unternehmen. Bürgermeister Brun und seine nächsten Anhänger sollten ermordet und hernach die alten Zustände wieder hergestellt werden. Zur Ausführung ihres Vorhabens bestimmten sie die Nacht des 23. Hornung 1350. Vorher aber wurde alles umsichtig vorbereitet. Es kamen nach und nach etwa 800 Söldner verkleidet in die Stadt. Die wurden von Familien, die heimlich zu den verbannten Ratsherren hielten, verborgen gehalten.

Am Abend der zum Losschlagen bestimmten Nacht trafen die Verschworenen vor Zürich ein. Ein bestochener Wächter öffnete ihnen das

Tor. Sie versammelten sich mit ihren Freunden, die in der Stadt wohnten, in der Herberge zum Strauß und hielten die letzte Abrede. Die Sage erzählt, sie hätten vereinbart, wer zu ihnen gehörte, solle sich in der Dunkelheit zu erkennen geben durch das Wort: Ich heiße Petermann; ein Bäckerjunge, namens Eckenwieser, aber habe, hinter dem Ofen der Wirtsstube liegend, alles gehört, auch das Losungswort, und sei zum Bürgermeister geeilt, um ihn zu warnen.

Die Geschichte aber weiß es anders. Sie berichtet, Bürgermeister Brun habe bezahlte Leute in seinem Dienste gehabt; die wußten sich in das Vertrauen der Verschworenen einzuschleichen und meldeten ihm alles, was sie in Erfahrung brachten. Von ihnen vernahm er in der verhängnisvollen Nacht, daß die Verschworenen in der Stadt seien und daß man jeden Augenblick ihren Angriff zu gewärtigen habe.

Als diese Kunde kam, galt es rasch zu handeln. Bürgermeister Brun ließ die Sturmglocke läuten. Dann schnallte er seinen Harnisch um und wollte auf das Rathaus eilen. Sein Diener aber sprach zu ihm: «Herr, gebt mir Euern Rock und zieht dafür den meinigen an! Man wird mich für Euch ansehen, und Ihr könnt so eher durchkommen. Werde ich erschlagen, so sterbe ich willig für Euch und die gute Stadt Zürich. Ich will leiden, was Gott verordnet hat.» – Der Bürgermeister folgte seinem Rat; der treue Diener ging voraus, Brun hinter ihm nach.

Als sie zum Rathaus kamen, fanden sie es von den Verschworenen besetzt. Diese hielten den Diener für den Bürgermeister und erstachen ihn. Indessen aber hatten die Bürger, von der Sturmglocke aufgeschreckt, zu den Waffen gegriffen und eilten von allen Seiten herbei. Es entspann sich in der Dunkelheit ein blutiges Handgemenge, in dem die Verschworenen unterlagen. Viele suchten sich zu flüchten und ertranken dabei im See. Viele wurden gefangen genommen und in den Turm geworfen. Am Tage darauf hielt man über sie Gericht. Über dreißig von ihnen wurden zum Tode verurteilt, die andern mit Verbannung oder schweren Geldbußen bestraft. Graf Hans von Rapperswil mit etlichen der Seinen blieb im Kerker gefangen.

Sechs Tage später zog Brun an der Spitze der Zürcher hinauf nach Rapperswil und unterwarf die Stadt. Dadurch aber verfeindete er sich

aufs bitterste mit Österreich, da die Herren von Rapperswil Verwandte der Habsburger waren. So nahm der Krieg seinen Fortgang, und Zürich sah sich in Bedrängnis. Da suchte es Hilfe bei den Waldstätten. Am 1. Mai 1351 trat es ihrem Bunde bei. Es wurde gerne aufgenommen; denn die junge Eidgenossenschaft erhielt dadurch einen mächtigen Zuwachs.

Wie Glarus und Zug eidgenössisch wurden

Die nächsten Nachbarn der Urner und Schwyzer auf der Morgenseite ihrer Ländchen waren die Glarner im Tal der Linth. Auch sie waren ein Bergvolk, Bauern, Hirten und Jäger, und auch sie liebten die Freiheit. Über Alpenwege, die in der guten Jahreszeit leicht gangbar waren, verkehrten sie mit den Leuten in den Waldstätten. So vernahmen sie, wie diese sich frei gemacht und zu einer Eidgenossenschaft zusammengeschlossen hatten. Sie hörten auch von ihrem großen Sieg am Morgarten. Und sie freuten sich, daß die Habsburger gedemütigt worden waren; denn auch sie waren in Besorgnis wegen der Machtgier dieses Adelshauses.

Das Ländchen Glarus gehörte zwar immer noch dem Kloster des heiligen Fridolin von Säckingen, und die Äbtissin dieses Klosters war eine milde Herrin. Das Amt der Steuereinzieher, der Meier, wie man damals sagte, war einer angesehenen alten Glarner Familie übertragen. An diese hatten die Landleute ihre Abgaben, die aus Vieh, Käse, Zieger bestanden und mäßig waren, zur bestimmten Zeit abzuliefern. Auch hatten die Meier die niedere Gerichtsbarkeit inne. Unter einer Eiche hielten sie Gericht über leichtere Vergehen und Frevel. Die hohe Gerichtsbarkeit dagegen, die Beurteilung von Verbrechen, auf denen die Todesstrafe stand, übten damals im Namen des Klosters und des Reiches die Habsburger aus.

Wie in den Waldstätten trachteten nun diese Habsburger danach, sich das Ländchen ganz untertan zu machen. Als das einheimische Meiergeschlecht ausstarb, gelang es ihnen, auch das Meieramt an sich zu bringen. Sie erhöhten die Abgaben und setzten einen Vogt auf die Burg

zu Näfels, der sie eintreiben mußte. Darob gerieten die Glarner in Sorge. Sehnsüchtig blickten sie hinüber nach den Waldstätten, wo das Volk der Herrschaft des Adels ein Ende gemacht hatte. Am liebsten hätten sie sich dem Bunde der Eidgenossen angeschlossen.

Als nun wegen des Grafen von Rapperswil der Krieg zwischen Österreich und der Stadt Zürich ausbrach und diese sich mit den Waldstätten verbündete und von ihnen Hilfe erhielt, da sollte dieser Wunsch in Erfüllung gehen. Im Spätjahr 1351 zog eidgenössisches Kriegsvolk im Glarnerländchen ein. Es fand keinen Widerstand, nein, freundliche Aufnahme. Die Österreicher wurden aus dem Lande verjagt, und das Glarnervolk erhielt die Freiheit. Es hatte nur, wie bisher, die rechtmäßigen Abgaben an das Kloster in Säckingen zu leisten. Und am 4. Juni 1352 kam ein Bundesbrief zustande, durch den das Ländchen Glarus ein Glied der Eidgenossenschaft wurde.

Nun war aber an ihrem stillen, schönen See noch die Stadt Zug mit der ihr zugehörigen Landschaft. Die hielt treu zu Österreich. Dort hatte Herzog Leopold das Heer gesammelt, mit dem er über den Morgarten ins Schwyzerland einzufallen gedachte. Darum und weil die Stadt zwischen Zürich und den Waldstätten lag und den gegenseitigen Verkehr hindern konnte, war sie den Eidgenossen ein Dorn im Auge. Sie sollte, freiwillig oder gezwungen, ihrem Bunde beitreten. Kurz nach der Aufnahme des Ländchens Glarus in die Eidgenossenschaft wurde die Stadt belagert. Doch ließ man die Bürger wissen, daß man bereit sei, sie in den Bund aufzunehmen, wenn sie gutwillig die Tore öffnen. Zuerst wollten die Zuger nicht auf diesen Vorschlag eingehen. Als aber die Belagerung härter wurde, versprachen sie, ihn anzunehmen, wenn der Herzog ihnen nicht binnen drei Tagen Hilfe bringe. Damit waren die Eidgenossen einverstanden.

So sandten denn die Zuger einen vornehmen Bürger, namens Hermann, nach Königsfelden, wo sich damals Herzog Albrecht aufhielt. Im Kreuzgang des Klosters empfing er den Abgesandten. Dieser stellte ihm die Not der Stadt dar, sagte ihm, wie man dort willens sei, Österreich die Treue zu halten, und beschwor ihn, der Stadt Hilfe zu bringen und sie so von dem Versprechen, das sie den Eidgenossen gegeben, zu befreien.

Herzog Albrecht schien ihm aufmerksam zuzuhören; aber statt eine Antwort auf die flehentliche Bitte zu geben, wandte er sich an seinen Falkner, der eben vorbeiging, und fragte ihn, ob für die Jagdvögel gesorgt sei. Da seufzte der Bürger von Zug und sagte: «Ach, gnädiger Herr, liegen Euch die Falken denn näher am Herzen als die getreuen Leute unserer Stadt?» Darauf antwortete der Herzog: «Geht ruhig heim und übergebt die Stadt! Eine mehr oder weniger, die man mir jetzt wegnimmt – ich werde doch alle zurückerobern.»

Mit diesem Bescheid kehrte der Abgesandte heim. Als seine Mitbürger vernahmen, wie wenig sich der Herzog aus ihrer Treue machte und daß auf Entsatz nicht zu hoffen sei, da waren sie enttäuscht und erzürnt. Sie öffneten den Eidgenossen die Tore, und die Stadt trat ihrem Bunde bei. Am 27. Juni 1352 wurde der Bundesbrief beschworen.

Als dann am 6. März 1353 auch die Stadt Bern einen ewigen Bund mit den Waldstätten schloß, waren die Kernlande der heutigen Schweiz, vier Städte mit ihrem Herrschaftsgebiet und vier Länder, in der Eidgenossenschaft vereinigt. Man nannte sie später die acht alten Orte. 128 Jahre gingen darauf vorüber, ohne daß neue Bundesglieder aufgenommen wurden.

Das Erdbeben von Basel

Am 18. Weinmonate 1356 kam über die Juragegend und vorab über die Stadt Basel ein trauriges Schicksal. Friedlich lagen die Bürger der damals schon weitbekannten Stadt Basel ihren Geschäften ob und dachten an nichts Böses. Da zeigten sich am Abend deutliche Vorboten eines Erdbebens, was die Leute stark beunruhigte, so daß viele aufs Land hinaus flohen. Und mit einem Male erfolgten zehn heftige Erdstöße, über denen die Stadt zusammenstürzte. Auch das Münster wurde stark beschädigt; Türme und Glocken fielen in den Rhein. Basel war ein Schutthaufen; denn was noch auf den Trümmerwällen stand, war zerrissen und drohte einzustürzen. Nur etwa hundert Häuser sollen sich erhalten haben. Mehr als dreihundert Menschen waren getötet worden. Die Bürgerschaft mußte auf offenem Felde lagern. Groß war das Elend. Auch über achtzig Burgen in dieser Umgebung zerstörte das Erdbeben.

Zu dieser Zeit war Herzog Albrecht von Österreich in Unfrieden mit Basel. Deswegen rieten einige Herren dem Herzog, er solle die Gelegenheit benutzen und die schwer getroffene Stadt einnehmen. Albrecht aber wandte sich entrüstet zu ihnen und sprach: «Da sei Gott vor, daß ich die bekriege, die das Unglück so schwer heimgesucht hat.» Er befahl vierhundert Männern aus dem Schwarzwald, eilends in die Stadt zu ziehen, um auf seine Kosten den Schutt wegräumen zu helfen.

Bald begann man eifrig mit dem Neuaufbau. Aber erschüttert von dem großen Unglück, verbot man nun zu Basel Kleiderpracht, Tanz und Spiel. Zum Andenken an das fürchterliche Ereignis wurde alljährlich auf den 18. Oktober ein feierlicher Umgang angesetzt, wobei Rat und Bürger in grauen Röcken erschienen, die nach dem Umgang den Armen zukamen. Das ist der Ursprung der jetzt noch üblichen Austeilung des sogenannten Schülertuchs.

Die Gugler

Herzog Leopold I., derselbe, der die Schlacht am Morgarten verlor, hatte eine seiner Töchter an einen französischen Adeligen, den Herrn von Coucy, verheiratet und ihm als Ehegabe eine große Summe Geldes versprochen. Da er diese nicht gleich bezahlen konnte, setzte er als Pfand dafür einige seiner Städte im heutigen Luzernerbiet und im Aargau ein. Jahre vergingen, Jahrzehnte sogar, der Herzog starb, es kam kein Geld aus Österreich. Aber in Frankreich wollte man nicht auf das versprochene Heiratsgut verzichten. Im Herbst 1375 machte sich der Sohn des Herrn von Coucy, der verwegene, abenteuerlustige Ingelram, auf den Weg, um es mit Gewalt einzutreiben oder seinen habsburgischen Vettern die Pfandgebiete wegzunehmen. Er hatte hiefür eine Menge von Kriegsvolk in Sold genommen, das vorher in den langen Kriegen zwischen Frankreich und England gedient hatte und nun beschäftigungslos im Lande umherstrich und eine Plage des friedlichen Volkes war.

Mit diesem Heere, das an die 50 000 Mann zählte, zog Coucy durch das Elsaß und an Basel vorbei heran, um über den Hauenstein ins Aaretal vorzudringen. Angst und Schrecken gingen ihm voraus; denn fürchterlich

hauste das zügellose Kriegsvolk auf seinem Wege. Da viele der Söldner aus England stammten, nannte man die Scharen kurzweg Engelländer. Doch hierzulande erhielten sie ihrer runden Kriegshelme wegen, die man Gugel hieß, bald überall den Namen Gugler.

Nun hatte Herzog Leopold III., der Enkel Leopolds I., wohl im Aargau Mannschaften gesammelt. Aber er entließ sie wieder, als er vernahm, mit welch großer Heeresmacht der Herr von Coucy unterwegs sei, und befahl dem Volke, in die Städte zu flüchten. Dann ließ er die Dörfer und einzelne schwach ummauerte Städtchen niederbrennen, damit der Feind nirgends Unterkunft und Lebensmittel finde.

Die Gugler rückten heran. Ihre Horden überfluteten das Aareland vom Bielersee bis tief in den Aargau hinunter; ja bis ins Entlebuch hinein kamen sie. Der eine Schwarm ließ sich da, der andere dort nieder, und jeder ging auf eigene Faust vor.

Das wurde dem Heere zum Verhängnis. Nach dem ersten Schrecken raffte sich das Volk auf, um die bösen Gäste aus dem Lande zu vertreiben.

Die innern Orte hatten zwar vereinbart, abseits von jedem Kampfe zu bleiben; die Österreicher sollten ihren Erbstreit mit den Herren von Coucy selber ausfechten. Als aber nach Luzern die Kunde kam, es liege eine Schar Gugler bei Buttisholz, eine Stunde westlich vom Sempachersee, da stiegen zur Nachtzeit kriegslustige junge Burschen über die Stadtmauer hinunter, vereinigten sich mit andern aus Schwyz, Unterwalden und dem Entlebuch, überfielen unversehens die fremden Eindringlinge, schlugen und verjagten sie und machten reiche Beute.

Auch in Bern rüstete man zur Abwehr. Ein Reiterheer von 3000 Guglern war bis nach Fraubrunnen vorgedrungen und hatte sich zum Teil in dem dortigen Kloster eingenistet. Zwei Tage nach Weihnachten rückte eine Schar Berner aus. In dunkler Morgenfrühe wurden die Gugler angegriffen und in erbarmungslosem Kampfe größtenteils niedergemacht.

Diese Erfolge ermutigten das bedrängte Volk. Bald da, bald dort erhob es sich gegen die Gugler. In dem bernischen Dorfe Hettiswil nahmen auch Frauen am Kampfe teil und legten eine solche Tapferkeit an den Tag, daß ihnen später von der Gemeinde ein Holzrecht und als dieses erlosch, ein Grasnutzen zum Lohne gestiftet wurde.

Indessen war ein strenger Winter ins Land gezogen. Dem großen Heere mangelte es an Obdach und Nahrungsmitteln, und um die wohlversorgten Städte anzugreifen, fehlte es an Belagerungswerkzeug. Da entschloß sich Ingelram von Coucy, sein Kriegsunternehmen abzubrechen, und zog mit seinen Horden wieder dahin, woher er gekommen war. Das Heiratsgut seiner Mutter aber hat er nie bekommen.

Der Anschlag auf Solothurn

Einst waren die Grafen von Kiburg eines der mächtigsten Geschlechter im Lande. Aber durch Fehden und Familienzwist kamen sie herunter und verloren bald da, bald dort ein Stück ihrer Herrschaft, das meiste an die aufstrebende Stadt Bern.

Da wollte ein junger, stolzer Kiburger Graf, namens Rudolf, das Ansehen und den Reichtum des Hauses wieder herstellen. Er heckte den verwegenen Plan aus, die Städte Solothurn, Bern, Thun und Aarberg eine nach der andern nächtlicherweile zu überfallen und einzunehmen. Andere Adelige, die gern dabei waren, wenn es gegen die verhaßten Städte ging, sagten ihm ihren Beistand zu.

Der erste Anschlag sollte der Stadt Solothurn gelten. Dort lagen die Chorherren des Ursusstiftes im Streit mit der Bürgerschaft, und da der Vorsteher des Stifts der Oheim Graf Rudolfs war und es heimlich mit dem Adel hielt, fand er sich bereit, das arglistige Vorhaben seines Neffen zu unterstützen. Einer der Chorherren, Hans vom Stein, besaß ein Haus an der Ringmauer, aus dem ein Ausgang vor die Stadt führte. Er versprach, das Kriegsvolk des Kiburgers auf diesem Wege in seinen Hof und in die Stadt einzulassen.

In der Nacht vor dem Martinstag, dem 11. November 1382, sammelten sich die Kriegsscharen des Grafen und seiner Helfer und zogen der Stadt entgegen. Aber ein Bauer von Rumisberg, Hans Roth, schöpfte Verdacht, die Herren hätten Böses gegen Solothurn im Sinn. Er eilte dem Heere unter Lebensgefahr voraus an das Stadttor und warnte den Wächter. Dieser schlug Lärm. Einige Männer rannten nach der Ursuskirche, um

Sturm zu läuten. Die Glocken schwangen, aber die blieben stumm. Ihre Klöppel waren von Tüchern umwunden. Das hatten die Leute der Chorherren getan. Rasch riß man die Hüllen weg. Nun hallte das Geläute schauerlich in die Novembernacht hinaus. Die Bürger griffen zu den Waffen, sammelten sich und besetzten die Tore und die Ringmauern. Als der Feind anrückte, lag roter Fackelschein über der Stadt; hinter den Mauern blitzten Spieße darin auf; man hörte Waffenlärm und Rufe.

Da mußte Graf Rudolf einsehen, daß in Solothurn nichts zu holen war als blutige Köpfe. Die Stadt im Sturm zu nehmen, war sein Heer zu klein. Als er nicht anzugreifen wagte, machten die Solothurner einen Ausfall und warfen ihn mit seinen Scharen in wilde Flucht.

Wer es in Solothurn mit dem Grafen Rudolf gehalten hatte, wurde gefangen gesetzt. Dem Retter der Stadt, Hans Roth, aber sprach der Rat als Lohn für seine Treue ein Gewand in den Solothurner Farben weiß und rot und einen Ehrensold zu. Beides erhielt er jedes Jahr, so lange er lebte, und nach seinem Tode empfing immer der älteste seiner Nachkommen diese schönen Gedächtnisgaben.

Die Städte aber, nach denen es den Kiburger gelüstet hatte, wollten fortan vor seinen Überfällen sicher sein. Die Berner, mit Hilfskräften aus den andern eidgenössischen Orten, belagerten seinen Hauptsitz, das wohlbefestigte Städtchen Burgdorf. Zum erstenmal in unserem Lande wurden dabei Geschütze verwendet. Aber das Städtchen widerstand allen Angriffen. Unverrichteter Dinge zog das Belagerungsheer wieder ab. Später jedoch kaufte Bern um eine große Summe Geldes beinahe die ganze kiburgische Herrschaft. Ein kleiner Teil ging an die Stadt Solothurn über. Und im Jahre 1415 starb der letzte Nachfahr des einst so mächtigen Adelsgeschlechtes.

Bei Sempach, der kleinen Stadt

«Übergebt die Stadt! Ich werde doch alles zurückerobern.» So hatte der österreichische Herzog Albrecht dem Boten von Zug geantwortet, als ihn dieser bat, die von den Eidgenossen belagerte Stadt zu entsetzen. Er hatte es auch ernstlich im Sinn; jahrelang lag er mit ihnen in Fehde; doch er vermochte sie nicht zu überwältigen. Aber die Hoffnung, die Macht Österreichs um den Vierwaldstättersee wieder herzustellen, ward nicht aufgegeben. Ein Sohn Albrechts, Herzog Leopold III., den wir aus dem Guglerkrieg bereits kennen, nahm den Kampf wieder auf. Er war ein hochgesinnter Mann. Die Edelleute liebten ihn wegen seiner ritterlichen Denkart und Tapferkeit, die Untertanen wegen seines leutseligen Wesens. Er wollte seinem Hause zurückgewinnen, was es an die Eidgenossen verloren hatte.

Im Sommer 1386 sammelte er sein Kriegsvolk in Baden. Freudig eilten ihm die adeligen Herren seines Landes zu. Ihrer mehr als 150 hatten den Eidgenossen nach dem Brauch jener Zeit durch Fehdebriefe den Krieg angesagt. Sie kamen mit ihren Knappen und Knechten. Auch die Städte, die unter Österreichs Herrschaft standen, besonders diejenigen im Aargau, leisteten getreulich Zuzug.

Über Brugg zog das stolze Heer landaufwärts nach Zofingen und dann vor das Städtchen Sempach. Das war früher österreichisch gewesen, vor kurzem aber mit Luzern in ein Schutzbündnis, ein ewiges Burgrecht, getreten. Der Herzog gedachte es einzunehmen und die Bürgerschaft für ihren Abfall zu strafen. Danach wollte er vor Luzern rücken, um diese Stadt, die das Tor ins Land der drei Waldstätte war, zu belagern und zu erobern.

Es war die Zeit der Getreideernte. Die Knechte der Adelsherren schnitten auf den Feldern von Sempach das Korn, um Brot für das Kriegsvolk und Futter für die Pferde zu bekommen. Den Leuten der Besatzung, die das Städtchen verteidigte, riefen sie höhnisch zu, man möchte den Schnittern das Morgenbrot bringen. Es wurde ihnen zur Antwort: «Unsere Freunde in Luzern werden es euch bringen und so heiß anrichten, daß mancher den Löffel wird fallen lassen.»

Und diese Freunde kamen. Etwa 1400 Mann aus Luzern und den innern Orten rückten gegen das fast dreimal so starke Heer der Österreicher heran. Es war der 9. Juli, ein heißer Sommertag.

Auf einer Anhöhe oberhalb Sempach stellte Herzog Leopold seine Scharen in Schlachtordnung auf, zuvorderst die von den Rossen gestiegenen Ritter. Reihe hinter Reihe, Mann an Mann gedrängt, standen sie da, die langen Speere eingestemmt und vorgestreckt. Es sah aus wie eine Eisenmauer, aus der eine Spitze neben der andern dräuend hervorragt.

Als die Eidgenossen des Heeres ansichtig wurden, ordneten sie sich in der Form eines Keiles, wie sie es schon in manchen Treffen getan hatten. Mit dessen Spitze hofften sie in den Feind eindringen zu können. Sie warfen sich auf die Knie zum Schlachtgebet. Dann stürmten sie wie ein böses Hagelwetter auf den von Lanzen starrenden Wall ein. Gewaltig ertönten ihre Heerhörner und ihr Kampfgeschrei.

Aber der Angriff prallte ab. Von den Speeren der Ritter getroffen, lagen viele der Vordersten in ihrem Blute. «Schlagt auf die Lanzen, sie sind hohl!» schrie man den Kämpfenden zu. Sie taten es. Unter den wuchtigen Streichen von Streitaxt und Morgenstern zersplitterten einzelne Speere; aber gleich wurden sie aus den hintern Gliedern durch neue ersetzt. Wieder und wieder versuchten die Eidgenossen den Einbruch. Umsonst. Jeder Vorstoß kostete neue Opfer. Unter diesen war auch der Feldhauptmann von Luzern, der Schultheiß Petermann von Gundoldingen. Noch war kein Mann auf Feindesseite gefallen. Und jetzt schob das Ritterheer seine beiden Flügel vor und formte sich zum Halbmond. Die Eidgenossen sollten von beiden Seiten umklammert und eingeschlossen werden.

In diesem Augenblick der höchsten Not geschah etwas Unerwartetes, fast Wunderbares. Ein Nidwaldner Mann aus altberühmten Geschlecht, Arnold von Winkelried hieß er, rief mit gewaltiger Stimme in die Seinen hinein: «Eidgenossen, ich will euch eine Gasse machen. Sorget für mein Weib und meine Kinder!» Und in mächtigem Ansprung stürzte er sich in die Lanzen hinein, riß ihrer so viele an sich, als seine starken Arme zu erreichen vermochten, und sank, von ihren Spitzen durchbohrt, sterbend zu Boden.

Da war eine Lücke in den Lanzenwall geöffnet. Wie ein Wildwasser durch den geborstenen Uferdamm brachen die Zunächststehenden über den Gefallenen weg in diese Lücke ein und suchten sie auszuweiten. Jetzt wendete sich mit einem Schlage das Kampfglück. Den Rittern halfen ihre langen Speere nichts mehr, und in den schweren, von der Julisonne erhitzten Rüstungen vermochten sie sich nur mühsam zu bewegen. Morgenstern und Hellebarde wetterten auf die Panzer ein. Manchen traf der Todesstreich, noch ehe er das Schwert ziehen konnte. Dem Ansturm der wütend kämpfenden Eidgenossen war nicht zu widerstehen. Auch das Fußvolk wehrte sich vergeblich. Das stolze Heer löste sich auf. Viele Ritter sahen, daß alles verloren war, und riefen nach den Hengsten, um sich durch eilige Flucht zu retten. Aber die Troßknechte, als sie die schlimme Wendung der Schlacht wahrgenommen, hatten sich selber auf die Pferde geworfen und waren davongejagt.

Mitten im Getümmel stand der Herzog Leopold. Er sah wohl, wie hoffnungslos der Kampf für ihn geworden war. Aber als ihn seine Edeln überreden wollten, sich zu retten, da entgegnete er ihnen erhobenen Hauptes, das Banner Österreichs im Arm: «Das verhüte Gott, daß ich fliehe! Es ist so mancher wackere Ritter für mich in den Tod gegangen, daß ich die Meinen nicht verlassen kann. Lieber will ich ehrlich sterben als in Unehre weiterleben.»

Da waren die grimmigen, kampferregten Eidgenossen auch schon auf ihm, und er wurde erschlagen; denn sie kannten keine Schonung, auch nicht dem Vornehmsten gegenüber. Mit der Blüte seiner Ritterschaft lag er tot auf dem Schlachtfelde.

Als nun die Eidgenossen, jauchzend über ihren Sieg, sich sammelten und nach den Gefallenen sahen, da fanden sie ihren Helden Winkelried, mit den Lanzen in der Brust, tot an der Stelle, wo er ihnen eine Gasse gemacht hatte. Das griff ihnen gewaltig ans Herz. Sie fielen um seine Leiche nieder und dankten Gott, daß er ihnen diesen starken, opfermutigen Mann gegeben hatte, und dankten für den herrlichen Sieg. Drei Tage blieben sie auf der Walstatt, um ihre Gefallenen zu bestatten und die reiche Beute an Bannern, Rüstungen, Waffen und Kostbarkeiten zu sammeln.

Alljährlich feiert man noch heute diesen Tag bei der Schlachtkapelle zu Sempach. Da ist die Gestalt Winkelrieds in aller Gedenken. Zu Stans hat man dem Helden auch ein sinnvolles Denkmal errichtet. Und eine Stiftung unseres Vaterlandes, aus der Familien unterstützt werden, die ihren Ernährer im Wehrdienst verloren haben, heißt zu seinen Ehren die Winkelriedstiftung. Und im Text, der dem markigen Sempachermarsch unterlegt worden ist, klingt sein Andenken fort:

Wir singen heut ein heilig Lied,
Es gilt dem Helden Winkelried.

Der treue Schultheiß

Drei Tage nach der Schlacht bei Sempach erlaubten die Eidgenossen auch den Nachbarn in den österreichischen Landen, ihre Toten heimzuholen. Die Leiche des Herzogs wurde nach Königsfelden gebracht und dort in der Klosterkirche beigesetzt.

Damals erlebte die Stadt Zofingen freundlichen Trost in schwerem Leid. Auch sie hatte dem Herzog eine Schar Kriegsvolk zu Hilfe gesandt. Das Banner trug der Schultheiß Niklaus Thut. Die Zofinger gerieten ins Schlachtgewühl, und der Schultheiß sah, daß der Adel eine gänzliche Niederlage erleiden werde. Da riß er das rotweiße Fähnlein seiner Stadt von der Stange und stopfte es in den Mund. Dann fiel auch er nach tapferer Gegenwehr mit zwölf Kampfgenossen aus Zofingen. Doch als man seinen Leichnam heimbrachte, um ihn zu beerdigen, fand man in seinem Munde das gerettete Banner. Alles Volk war gerührt von der Treue, die er dem Ehrenzeichen der Stadt bewiesen hatte, und von da an mußte jeder neue Schultheiß von Zofingen der Bürgerschaft schwören, das Banner so bis in den Tod zu hüten wie Niklaus Thut.

Wie sagt das alte Sempacherlied:

Und die von Zofingen,
Die warent auch an der Not:

Sie hand gar redlich gefochten,
Der Venner wart geslagen tot.
He, ihr Banner, das was klein;
Einer hat's ins Mul geschoben,
So kam es wieder heim.

Die edle Gattin

Unweit des aargauischen Dorfes Auenstein stand vorzeiten ein festes Schloß auf einem Felsen über der Aare. Darin hauste der Ritter Hermann von Reinach mit seiner Gemahlin Ursula von Homberg.

Da dieser Ritter ein grimmiger Feind der Eidgenossen war, rückten ihm die Berner im Jahre 1389 vor die Burg und nahmen sie. Aus dem Schloß aber sollte nur die Gattin des Ritters mit ihrem Söhnlein und ihren Kostbarkeiten ungestraft abziehen dürfen. Die hundert Mann Besatzung, die sich auf Gnade und Ungnade ergaben, wurden zum größten Teil hingerichtet.

Als das Frau Ursula von der Burg aus sah, wurde ihr weh und bang um ihren Gatten. Sie ließ ihre Kostbarkeiten, die sie hätte mitnehmen dürfen, zurück, lud sich ihren lieben Mann auf den Rücken und ging alsdann, das Büblein an der Hand, erschrockenen Herzens unter die vor dem Schlosse lagernden Berner hinaus.

Solche Treue aber achteten die Kriegsleute von Bern. Es geschah dem Ritter nichts; ja man gab ihm und seinen Lieben sogar sicheres Geleite bis ins Schloß Bernau am Rhein. Die Burg Auenstein jedoch wurde bis auf den Grund zerstört.

Die Schlacht bei Näfels

Im Verlaufe des Krieges, den Österreich wegen Rapperswil mit Zürich und den Eidgenossen geführt hatte, war das Ländchen Glarus wieder unter österreichische Herrschaft gekommen. Nach dem Siege der Eid-

genossen bei Sempach wollte es seine Freiheit zurückerlangen. Die Eidgenossen waren bereit, ihm dabei zu helfen.

Wenige Wochen nach der Schlacht zogen sie mit den Glarnern vor das Städtchen Weesen, das am Eingang zum Linthtal liegt. Sie eroberten es und ließen eine Besatzung darin zurück. In Weesen aber waren viele, die es mit Österreich hielten. Diese öffneten in einer Februarnacht 1388 die Tore des Städtchens und ließen österreichisches Kriegsvolk herein. Die Besatzung wurde überfallen und hingemordet.

Nun sollte das Ländchen Glarus für seine Erhebung bestraft und völlig wieder unterworfen werden. Am 9. April des gleichen Jahres brach ein starkes österreichisches Heer ins Linthtal ein. Bei Näfels stieß es auf eine uralte Letzi, eine starke Mauer, die quer über das Tal von Berghang zu Berghang ging. Es sind heute noch Spuren davon zu sehen. Hier stand der Glarner Feldhauptmann Matthias Ambühl mit etwa 200 Mann, die auf das Sturmläuten im Lande aus der Nähe herbeigeeilt waren, und versuchte den Einbruch abzuwehren. Aber seine Schar war zu klein. Sie mußte vor der Übermacht weichen. Die Österreicher drangen durch die Letzi herein und wandten sich talaufwärts, um zu plündern. Über tausend Stück Vieh trieben sie zusammen. Die Häuser wurden ausgeraubt und angezündet. Die wehrlosen Leute flohen in die Berge hinauf.

Matthias Ambühl aber gab die Sache nicht verloren. Auf dem Rautiberg, der in steiler Halde gegen Näfels abfällt, pflanzte er das Banner des heiligen Fridolin auf und sandte Boten in die obere Talschaft, um alles wehrhafte Volk zu Hilfe zu rufen. Auf Wegen, wo kein Feind zu treffen war, eilten die Glarner herbei. Bald sah sich der Feldhauptmann von einer stattlichen Schar umgeben. Jeder war bereit, das Äußerste für die Verteidigung des Landes zu tun. Auch von Schwyz kamen etwa 30 Mann über die verschneiten Berge zu Hilfe.

Als der österreichische Anführer gewahr wurde, daß da oben die Glarner sich zu neuem Kampfe bereitstellten, sammelte er sein zerstreutes Kriegsvolk und ordnete es. Die Reiterei voran, stieg das Heer die steile Halde hinauf. Die Glarner empfingen es mit einem Steinhagel, der Verwirrung anrichtete. Dann stürzten sie von der Höhe herab und warfen sich mit Todesmut auf den Feind. Aber zehnmal mußten sie sich vor

seiner Übermacht zurückziehen. Erst beim elften Ansturm gelang es ihnen, die Österreicher in die Flucht zu schlagen. Am Durchgang durch die Letzi entstand ein Gedränge, in dem mancher der Fliehenden den Tod fand. Noch mehr ertranken, als die Brücke über die Maag, den damaligen Abfluß des Walensees, unter ihrer Last zusammenbrach.

Damit Weesen nicht in die Hand der Glarner falle, verbrannten die Österreicher zwei Tage nach der Schlacht das unglückliche Städtchen.

Noch heute feiert man diesen Sieg, der das Glarnerland völlig frei machte. Das Volk von Glarus besucht in langem Umgang die elf wichtigsten Stellen des Schlachtfeldes, die durch Steine bezeichnet sind. Beim sechsten dieser Steine wird die Geschichte des denkwürdigen Tages verlesen. Man heißt dieses alljährliche Landesfest der Glarner die Näfelserfahrt.

Der Wein als Stadtwächter

In der Schlacht bei Näfels hatte der Adel von neuem erfahren, daß auch ein schlichtes Hirtenvolk, wenn es die Freiheit liebt und Gut und Blut dafür einsetzt, die Macht und Kriegskunst der Ritter nicht zu fürchten braucht. Nach der schweren Niederlage wagte Österreich keinen weitern Angriff. Die Glarner hatten ihrem Ländchen die Selbständigkeit für alle Zukunft erstritten.

Aber so ganz sicher fühlten sie sich noch nicht. Denn das ganze Gebiet am Ausgang des Linthtals, vom Walensee zum Zürichsee, gehörte immer noch Österreich, und das war ein gefährlicher Nachbar. Darum suchten die Glarner ihm nach Kräften Abbruch zu tun. Und wieder halfen ihnen die Eidgenossen dabei.

Am wenigsten war der Stadt Rapperswil zu trauen. Stolz und trotzig erhob sie sich auf ihrer Halbinsel am obern Zürichsee, und seit 1358 war sie auch durch eine lange hölzerne Brücke mit dem andern Ufer verbunden. Sie hatte immer zu Österreich gehalten, war eine der festesten Städte weit herum und bedrohte ständig den Verkehr von Glarus und Schwyz mit Zürich.

Darum legten sich die Eidgenossen wenige Tage nach der Schlacht bei Näfels auf der Landseite vor diese Stadt. Sie gedachten sie auszuhungern, aber es sollte ihnen nicht gelingen; denn der See blieb immer noch offen und lieferte Fische in Menge. Man fing sie vor den Augen des Feindes.

Endlich verleidete den Eidgenossen das Zuwarten. Am 1. Mai 1388 unternahmen sie einen heftigen Sturm auf die Stadt. Wurfmaschinen schleuderten gewaltige Steine hinein. Mit in Gestellen schwebenden mächtigen Baumstämmen, Katzen geheißen, suchte man Breschen in die Ringmauer zu stoßen. Es wurden Steigleitern angelegt, auf denen beherzte Männer im Schutz ihrer Schilde über die Mauer zu kommen suchten, Ja, man ließ sogar brennende Schiffe in die Stadt hineintreiben.

Aber die Rapperswiler waren auch nicht müßig. Die Stadt hatte eine kriegstüchtige Besatzung, darunter Bogenschützen aus Genua und andere fremde Söldner. Und die Bürgerschaft half bis auf den letzten Mann bei der Verteidigung mit. Den Anstürmenden schwirrten Pfeile entgegen. Wo eine Leiter angelegt war, prasselte ein Steinhagel herab. Auf die Belagerungswerkzeuge flogen brennende Pechkränze. Auch die Frauen waren unermüdlich. Sie stellten siedendes Wasser bereit, das über die Angreifer gegossen werden sollte, und legten sonst Hand an, wo sie konnten.

Dennoch gelang es einem Trupp Eidgenossen, ungesehen von den Verteidigern, bei einem Wasserauslauf ein Loch durch die Mauer zu treiben und hineinzuschlüpfen. Zu ihrer Verwunderung kamen sie aus dem heißen Tag in einen dämmerigen, kühlen Raum. Es war der Weinkeller eines Hauses im Mauerring. Nun stand denn Rapperswilern das Verderben nahe. Ein paar Sprünge die Stiege hinauf, die Falltüre gehoben, und die Stadt wäre wohl den Eidgenossen zugefallen, und die Herzoge von Österreich hätten wieder eine gar schöne Feder aus dem Pfauenschweif ihrer Helmzier damit verloren.

Aber die biderben Eidgenossen wollten zuerst ein wenig verschnaufen und sich umsehen. Hei, da waren ja volle Weinfässer! Den Zapfen heraus, die Sturmhaube unter den roten Strahl! Welch frischmundiger Wein! Wie floß er erquickend durch die in der Kampfhitze ausge-

dürsteten Kehlen! Hier ließ sich gut sein. Keiner dachte einstweilen mehr ans Weiterstürmen. Der Wein nahm die Sinne ganz gefangen. Im Übermut kroch einer mit einer Blechhaube voll durch das Mauerloch zurück; die andern, die draußen in hartem Sturme standen, sollten auch etwas von dem kühlen Trunk haben.

Aber einige Frauen in der Nähe des bedrohten Hauses nahmen den Lärm in der Tiefe wahr. Bald hatten sie heraus, wo die Motten das Loch in den Pelz genagt hatten. Unerschrocken eilten sie herzu. Die ersten verrammelten die Tür ob der Kellerstiege mit allem, was zur Hand war. Andere brachten in Gelten und Kübeln siedendes Wasser herbei. Man riß den Boden über dem Keller auf. Ein glühheißer Platzregen ergoß sich über die Zecher. Und jetzt kamen auch die ergrimmten Mannsleute und fielen über sie her. Die Eidgenossen sahen ihren Untergang voraus. Sie suchten ins Freie zu entkommen. Aber das Loch war eng, das Gedränge groß, und mancher mußte seine Lust am roten Wein mit seinem roten Blute büßen.

So war der gefährliche Einbruch vereitelt. Mit doppelter Umsicht und Tapferkeit setzten die Rapperswiler die Verteidigung fort. Jeden Ansturm wiesen sie ab. Da gaben die Eidgenossen die Bestürmung auf, und bald hernach zogen sie ab. Sie brachten von der hitzigen Belagerung und dem Weingelage im kühlen Keller leere Hände und wenig Ruhm nach Hause.

Der Vogt von Schwendi und der Appenzellerjunge

Die Appenzeller, dieses lebhafte, witzige Völklein um den Säntis standen von altersher unter der Herrschaft des Abtes von St. Gallen. Dieser erhob von ihnen recht beträchtliche Abgaben. Um das Jahr 1360 waren es um 2000 Laib Käse.

Als man nun in dem Ländchen immer wieder davon hörte, wie die Leute aus den Waldstätten sich von dem mächtigen Österreich losgesagt und die adeligen Herren mit der Bauernfaust bezwungen hatten, da regte sich das Verlangen nach der Freiheit auch bei den Appenzellern. Der Abt Kuno von Stoffeln aber, der um 1400 dem Kloster vorstand und

selber dem Adel entstammte, wollte diese Gelüste nicht aufkommen lassen. Er gebot seinen Vögten und Amtsleuten, das Volk mit strenger Hand zu regieren. Und sie taten es, um sich bei dem hohen Herrn in Gunst zu setzen.

Einer dieser Vögte saß auf einem festen Turm bei Schwendi, eine Stunde oberhalb des Fleckens Appenzell. Von ihm berichtet eine alte Volkssage, wie er sich grausam an einem Appenzeller Hirtenjungen vergangen habe, weil dieser ihn durch witzige Antworten und einen schalkhaften Streich erbost hatte.

Der Vogt saß gerne vor seinem Turm und schaute nach den Leuten aus. Nun ging an diesem Turm jeden Abend ein Knabe vorbei, um auf der Alp Molken zu holen. Er war nicht weit vom Schlosse zu Hause, im Rachentobel. Dort besaß sein Vater eine Mühle und hatte genug zu tun, für seine acht Kinder zu sorgen.

Einst als der Knabe wieder an dem Turme vorbeiging, fragte ihn der Burgherr, der davor saß, was seine Eltern machen. Da antwortete das Bürschlein: «Der Vater backt ehegegessenes Brot, und die Mutter näht bös auf bös.» Der Burgherr verstand diese Rede nicht und wollte wissen, was das bedeute. Der Knabe antwortete, der Vater habe eben das Mehl, das er verbacke, noch nicht bezahlt, und die Mutter müsse mit alten Lumpen die zerrissenen Kleider ausbessern. Und als der Vogt weiter fragte, warum sie das tun, gab der junge Appenzeller herzhaft zurück: «Darum, weil du uns alles Geld wegnimmst.» Über diese Antwort geriet der Burgherr in Zorn. Er rief dem Jungen nach, wenn er ihm noch einmal mit so frecher Rede begegne, so werde er die Hunde auf ihn hetzen.

Der Knabe kam nach Hause und erzählte, was sich zugetragen hatte. Da riet ihm der Vater, das nächste Mal die Milchtause mit dem Deckel abwärts zu tragen und eine Katze hineinzusperren.

Als am Tage darauf der Junge wieder am Turme vorbei kam, rief ihn der Burgherr zu sich heran und sagte zu ihm: «He, du Witznase, kannst du mir sagen, ob eine Elster mehr weiße oder mehr schwarze Federn habe.» – «Nein, Herr Vogt, das weiß ich nicht», entgegnete der Bub, «wenn Ihr aber die Elster wäret, tät' ich sagen, mehr schwarze.» –

«Warum?» – «Weil die Teufel mehr als die Engel mit den Zwingherren zu tun haben.»

Dieser kecke Bescheid versetzte den Burgherrn in jähen Zorn, und er ließ wirklich die Hunde auf den Knaben los. Der aber riß den Deckel rasch von seiner verkehrten Milchtause. Die Katze schoß heraus, und flugs jagten ihr die Hunde nach. Er wollte sich davon machen. Aber der Burgherr in höchster Wut, setzte ihm nach, holte ihn ein und stach ihn tot. Dann aber übernahm den Unhold doch der Schrecken über seine ruchlose Tat, und er floh hinauf, den Bergen zu.

Aber noch hatte er nicht den Gipfel der nahen Fähnern erreicht, da loderten hinter ihm schon die Flammen aus dem Dach seiner Burg himmelan. Die Kunde von der Mordtat hatte sich rasch in der ganzen Umgebung ausgebreitet. Das Volk, aufs höchste empört über das Verbrechen des Vogtes, war vor seine Burg geeilt und hatte sie erstürmt und in Brand gesteckt.

So erzählt die Sage. Und es wird wohl etwas Wahres daran sein. Auch aus Urkunden wissen wir, daß die Vögte mit Gewalt und Unrecht hausten und es so weit trieben, daß sich das Volk endlich erhob, ihre Burgen erstürmte und verbrannte und sich vom Abt von St. Gallen lossagte, um frei zu leben unter seinen selbstgewählten Ammännern und Richtern.

Vom Appenzeller Freiheitskrieg

Der Abt von St. Gallen wollte nicht verzichten auf die Herrschaft über Appenzell und auf die fetten Käsefuhren, die dem Kloster bisher Jahr um Jahr zugekommen waren. Er verbündete sich mit der Stadt St. Gallen und andern Städten in der Nachbarschaft und rüstete mit ihnen zum Krieg.

Die Appenzeller suchten Hilfe bei den Eidgenossen. Sie wandten sich an Schwyz. Dieses nahm sie 1403 in sein Landrecht auf und sandte ihnen eine Hilfsschar und einen Feldhauptmann.

Am 15. Mai 1403 rückte das Heer des Abtes, etwa 4000 Mann stark, von St. Gallen aus gegen das Ländchen heran. Es schlug den nächsten

Weg ein. Der führt über eine Anhöhe, die Vögelinsegg. Dort erwarteten die Appenzeller den Feind. Als dieser sorglos durch einen steilen, tief eingeschnittenen Hohlweg bergan stieg und seine Scharen sich an einer Letzi stauten, da griffen sie ihn mit aller Wucht an und brachten ihm eine völlige Niederlage bei. Bis vor die Tore von St. Gallen verfolgten sie die Fliehenden.

Darauf schloß die Stadt St. Gallen mit den Appenzellern Frieden. Der Abt aber gab das Spiel noch nicht verloren. Es gelang ihm, den Herzog Friedrich von Österreich für seine Sache zu gewinnen. Mit einem stattlichen Heere zog dieser am 17. Juni 1405 von Altstätten im Rheintal her das Tal herauf. An den grünen Abhängen des Stoß, wo wiederum eine Letzimauer war, kam es zur Schlacht. Auch diesmal trugen die Appenzeller den Sieg davon.

In diesem Treffen zeichnete sich ein Bauersmann, namens Uli Rotach, besonders aus. Als er den Feind zu hitzig verfolgte, geriet er mitten in eine Schar Österreicher hinein. Ihrer zwölf stellten sich ihm entgegen und bedrängten ihn von allen Seiten. Doch gelang es ihm, sich zu einer Alphütte zurückzuziehen. Dort pflanzte er sich breitbeinig an der Hüttenwand auf und führte die Hellebarde so mannlich, daß er fünf Österreicher unter seinen Streichen fielen und die andern ihm nicht beizukommen vermochten. Erst als einer hinter ihm die Hütte anzündete, da fand auch er den Tod, nicht durch die Waffen der Feinde, sondern in den ausbrechenden Flammen und im Rauch.

Nach einer spätern Sage sollen die flinken, unerschrockenen Appenzeller Frauen viel zum glücklichen Ausgang der Schlacht beigetragen haben. Als die Bergbauern mit den Österreichern im heißesten Kampfe lagen und fast meinten, es könnte ihnen schlimm ergehen, da stieg hinter ihnen von der Höhe unversehens eine Schar Hirtenvolk herab, ihnen zu Hilfe. Das war den Österreichern zu viel. Sie gaben die Schlacht verloren und flohen. Wie erstaunten aber die Appenzeller, als sie in den zu ihrem Beistand heraneilenden Hirten ihre Frauen und Töchter erkannten, die sich heimlicherweise mit Hirtenhemden bekleidet und so den Feind getäuscht, entmutigt und in die Flucht getrieben hatten.

Die Appenzeller wurden nach diesen Siegen gefürchtete Feinde des Adels im Rheintal, im Thurgau, im Vorarlbergischen und weit herum. Sie brachen viele Burgen und machten sich mehrere Landschaften, auch das Rheintal, untertänig. Aber an einem bitterkalten Wintertage 1408, als sie vor Bregenz lagen und ein dichter Nebel das Land verhüllte, wurden sie von überlegenen Feindeskräften überrascht und geschlagen. Sie verloren ihr Banner und ihren Feldhauptmann und hernach auch fast alles eroberte Land.

Nur eines verloren sie nicht: Die Freundschaft der Eidgenossen. Alle Orte außer Bern schlossen am 24. November 1411 mit den Appenzellern ein Burg- und Landrecht. So wurde das Ländchen, wie man sagte, ein zugewandter Ort der Eidgenossenschaft.

Vom Walliservolk und von der Mazze

Von der Furka am Gotthardgebirge bis an den Genfersee zieht sich das tief eingeschnittene Tal der Rhone, das Wallis. Wildromantische Seitentäler steigen von seinem Grund bis hinauf zum ewigen Schnee.

Zur Ritterzeit war der mächtigste Herr in diesem Lande der Bischof von Sitten. Daneben gab es viele Geschlechter des niedern Adels, denen ein Dorf oder eine Talschaft gehörte. Oft lag der Bischof mit diesen im Streit um Herrschaftsbesitz oder Rechte. Die Landleute stellten sich auf seine Seite und unterstützten ihn kräftig, da auch ihnen von den adeligen Herren manches Unrecht widerfuhr. Zum Dank dafür schenkte er ihnen allerlei Freiheiten und Rechte. So kamen besonders die Gemeinden oder Zehnten im deutschsprechenden Oberwallis früh schon zu einer gewissen Selbständigkeit. Sie standen auch in Verkehr und guter Freundschaft mit den benachbarten Urnern.

Noch gefährlicher als die kleinen Burgherrn waren der Freiheit des Walliservolkes die Grafen von Savoyen. Diese besaßen weite Ländereien in der Umgebung des Genfersees; sie waren dort so mächtig, wie in unsern Gegenden die Grafen von Habsburg und wie diese immer darauf

bedacht, ihre Herrschaft zu erweitern. Auch auf das Wallis hatten sie es abgesehen. Darum fürchtete man sie dort.

Nun hatten damals einige eidgenössische Orte das italienische Eschental südwärts vom Wallis an sich gebracht. Dadurch waren sie Herren über wichtige Alpenpässe nach dem Wallis geworden. Das wollten die Grafen von Savoyen nicht dulden. Sie fielen mit Kriegsmacht ins Eschental ein und vertrieben die Eidgenossen. Dabei half ihnen auch einer der stärksten Adelsherren im Oberwallis, Witschard von Raron. Darüber war das Walliservolk sehr aufgebracht. Denn die Eidgenossen waren ihm willkommene Nachbarn gewesen, und auf den hochfahrenden Herrn von Raron war es ohnehin nicht gut zu sprechen. Es wollte an ihm Rache nehmen.

Die Sage erzählt, daß es dabei nach einem uralten, an die Heidenzeit erinnernden Landesbrauche vorgegangen sei. Wenn man nämlich im Wallis einen Aufruhr gegen einen verhaßten Herrn erregen wollte, schnitzte man aus dem Holzstrunk einer jungen Linde einen Menschenkopf mit einem trauernden Antlitz und umwand ihn mit Zweigwerk und Dornen. Man nannte dieses Holzbildnis die Mazze. Sie wurde nachts an einen Baum gebunden, der an einem vielbegangenen Wege stand. Am frühen Morgen sammelte sich um die Mazze das Volk an. Alsdann trat ein wohlberedter, unerschrockener Mann als Mazzenmeister vor. Er löste die Mazze vom Baum und stellte sich mit ihr auf einen offenen Platz, und nun fragte das Volk: «Mazze, was willst du? Mazze, was trauerst du?» Darauf wandte sich der Mazzenmeister der rohgeschnitzten Keule zu mit den Worten: «Mazze, diese guten Leute wollen dir helfen; sag, wen fürchtest du?» Und nun hob er an, die Namen vornehmer Herren im Lande zu nennen. Wurde so der Name des Mannes laut, der sich den Zorn des Volkes zugezogen hatte, so bewegte er die Mazze mit einem geschickten Handgriff, daß sie zu nicken schien. Der Mazzenmeister aber redete weiter: «Die Mazze hat euch geklagt, biedere Männer; wer ihr helfen will, bezeuge es mit der Hand!» Fuhr darauf die Mehrheit der Hände in die Höhe, so war der Aufstand beschlossene Sache. Wer daran teilnehmen wollte, schlug zum Zeichen seiner Verschwiegenheit und Treue einen Roßnagel in die Mazzenkeule. Es wurde der Tag

bestimmt, da das Volk sich erheben und die Mazze zufrieden stellen sollte. Wenn er anbrach, erging der Sturm, und meist mit solcher Gewalt, daß die Burg des verhaßten Adelsherrn gebrochen wurde. Er selber, oft mit seinem ganzen Geschlecht, mußte das Land verlassen.

Die Mazze soll also nach der Sage auch gegen Witschard von Raron erhoben worden sein. In den Aufzeichnungen freilich steht nichts davon; wohl aber berichten sie, daß das Walliservolk im Jahre 1414 die Burg Raron erstürmt und den Schloßherrn vertrieben habe.

Nun war aber Witschard einige Zeit zuvor Bürger von Bern geworden. Er wandte sich an diese Stadt und fand bei ihr Hilfe. Auch die Savoyer rüsteten zu einem Einfall. Es kam zu einem langen Krieg. Die Walliser wehrten sich heldenhaft. Es entstand ihnen ein todesmutiger Führer; er hieß Thomas Riedi. Als ein Berner Heer über die Grimsel kam und das Tal herab zog, überfiel er es mit ein paar hundert tapfern Landleuten unversehens von einer Höhe herab und brachte ihm eine Niederlage bei, so daß es umkehren mußte.

Endlich gelang es den Eidgenossen aus den innern Orten, die wegen des Streites zwischen den verbündeten Bernern und den befreundeten Wallisern sehr in Sorge waren, einen Frieden zu vermitteln. Auch wurden die alten Verbindungen mit dem Wallis gefestigt, indem die Orte Luzern, Uri und Unterwalden in den Jahren 1416 und 1417 mit den Gemeinden des Oberwallis ein Bündnis auf zehn Jahre abschlossen.

Witschard von Raron aber durfte nicht ins Wallis zurückkehren. Er starb in der Fremde, und mit dem Glanz seines Geschlechtes war es für immer vorbei.

Des deutschen Kaisers Sigismund Empfang in Bern

Von der Herrschaft der Herzoge von Österreich und anderer Adelsherren hatten sich die Eidgenossen befreit und jenen manch schöne Landschaft mit wohlummauerten Städten und festen Burgen weggenommen. Dem Kaiser selbst boten sie Trotz, wenn er sich auf die Seite ihrer Feinde stellte. Sie waren ein selbständiges Volk geworden. Aber

immer noch betrachteten sie ihr Land als ein Glied des deutschen Reiches. Wie sehr ihnen am Wohlwollen dieses Reiches gelegen war, läßt sich am deutlichsten erkennen aus der Aufnahme, die Kaiser Sigismund fand, als er im Jahre 1414 durchs Schweizerland zog.

Er kam aus Italien und hatte auch dem Grafen von Savoyen einen Besuch gemacht. Nun wollte er sich nach Konstanz ans Konzil begeben. 800 Reiter bildeten sein Gefolge, und der Graf von Savoyen gab ihm mit 600 Mann zu Pferd das Geleite. Es war ein prächtiger Zug, der vom Genfersee herannahte.

Die Berner wollten den Kaiser zu Gaste haben. Sie sandten ihm eine Botschaft entgegen, um ihn zu bitten, in ihrer Stadt einen Aufenthalt zu machen. Der hohe Herr nahm diese Einladung gerne an.

Es wurden große Vorbereitungen zu seinem Empfang getroffen. Als er in der Nähe der Stadt angekommen war, gingen ihm die Geistlichkeit und der Rat der Stadt entgegen. Ihnen voran schritten 500 Knaben. Sie trugen Kappen in den Reichsfarben Schwarz und Gelb auf dem Haupte und in den Händen kleine Fahnen. Einer schwang hoch in der Luft das Reichsbanner mit dem einköpfigen Adler im goldenen Felde. Als sie vor dem Kaiser anlangten, knieten sie nieder. «Da wächst uns eine neue Welt!» sagte leutselig der hohe Herr. Den Knaben folgten singend die Geistlichkeit mit Kreuz und Kirchenfahnen, dann der gesamte Rat.

Am Stadttor, wo sich viel Volk, mit Kränzen geschmückt, aufgestellt hatte, bot der Schultheiß dem Kaiser auf einem silbernen Teller die Schlüssel der Stadt. Der Kaiser nahm sie entgegen, gab sie aber gleich wieder zurück mit den Worten: «Habt Dank für euere Treue und hütet euere Stadt wohl!» Beim Einzug in die Stadt trugen vier Ratsherren von hohem Rang einen goldenen Thronhimmel über des Herrschers Haupt.

So führte man den Kaiser in das Predigerkloster, wo man ihm ein Schlafgemach aufs köstlichste eingerichtet hatte. Dann versammelten sich die vornehmsten Gäste mit dem Rate zum Festmahl. Der Saal, in dem es stattfand, war reich geschmückt. An den Wänden hingen prächtige Teppiche und hinter des Kaisers Platz ein schweres, aus Goldfäden gewirktes Tuch.

Auch der ganze Hofstaat und das Geleite des hohen Gastes wurden aufs beste beherbergt und bewirtet. Und während der ganzen Dauer

seines Besuches reichte man dem Volke auf Geheiß des Rates aus einem offenen Keller Wein dar. Es war ein großes, freudiges Fest.

Am dritten Tage nahm der Kaiser Abschied von Bern und verritt mit seinen Herren und all seiner Begleitschaft nach Solothurn.

Der Empfang hatte die Stadt Bern eine schöne Summe Geldes gekostet. In unserer Währung waren es etwa 14 000 Franken. Doch niemand bedauerte die hohen Kosten. Man war stolz darauf, als man später hörte, der Kaiser habe gerühmt, es sei ihm in keiner Reichsstadt mehr Ehre zuteil geworden als in Bern.

Wie der Aargau eidgenössisch wurde

Zur Zeit, da die Eidgenossenschaft gegründet wurde, stand fast der ganze Aargau unter den Habsburgern. Sie besaßen darin außer ihrem Stammsitz, der Habsburg auf dem Wülpelsberge, manch festes Schloß, wie den Stein zu Baden, und zahlreiche wohlbewehrte Städtlein, die gar treu für ihre Herren einstanden und in den Kriegen gegen die Eidgenossen, besonders auf dem Schlachtfelde bei Sempach, viele wackere Bürger auf der Seite Österreichs verloren.

Dieses schöne und fruchtbare Land hätten die Eidgenossen schon lange gern an sich gezogen. Nun begab es sich, daß im Jahre 1415 ein heftiger Streit ausbrach zwischen dem damaligen Kaiser, der kein Habsburger und auf dieses Geschlecht gar nicht gut zu sprechen war, und dem Herzog Friedrich von Österreich. Da erhielten die Eidgenossen unverhofft Gelegenheit, es zu erobern. Und das kam so:

In der christlichen Kirche stand es damals nicht, wie es sein sollte, Drei Gegenpäpste stritten sich um die Herrschaft und keiner hatte das Vertrauen der ganzen Christenheit. Um diesem Zustand ein Ende zu machen, versammelte sich in Konstanz eine Versammlung hoher geistlicher und weltlicher Herren, ein Konzil. Die drei Päpste wurden kurzerhand abgesetzt, und als einer von ihnen bei dem Herzog Friedrich von Österreich Zuflucht und Unterstützung fand, da belegte das Konzil diesen Fürsten mit dem Banne, das heißt, es stieß ihn aus der christlichen

Kirche aus. Und der Kaiser verhängte über ihn die Acht; er entzog ihm den Schutz des Reiches und des Rechtes und forderte die Eidgenossen auf, ihm sein Land wegzunehmen. Nun hatten diese aber kurz zuvor einen Friedensvertrag mit Österreich abgeschlossen und scheuten sich zuerst, dieses Abkommen zu brechen. Aber als die Kirchenversammlung erklärte, einem gebannten Fürsten gegenüber gelten die Verträge nicht, und der Kaiser ihnen versprach, sie dürften als Eigentum behalten, was sie eroberten, da konnten sie der Versuchung doch nicht länger widerstehen.

Zuerst rückten die Berner aus, um die Osterzeit 1415. In 17 Tagen eroberten sie 17 Schlösser und Städte, darunter Zofingen, Aarburg, Aarau, Lenzburg und Brugg. Dann zogen auch die andern Orte, außer Uri, ins Feld. Und Mitte Mai war der ganze Aargau bis an die Jurahöhen links von der Aare und bis hinab an den Rhein in ihrem Besitze. Nur das Fricktal blieb bei Österreich.

Wenige Orte leisteten ernsthaften Widerstand. Die Brugger sandten wohl zuerst eine Gesandtschaft an den Herzog Friedrich und baten ihn um Hilfe. Aber er erklärte, er sei außer stande, etwas für sie zu tun, und wandte sich mit nassen Augen von ihnen ab. Da ergab sich die Stadt den Bernern.

Die Stadt Baden setzte sich mannhaft zur Wehr. Auf dem Stein lag eine starke Besatzung unter dem österreichischen Ritter Burkhart von Mannsberg. Auch die Bürger halfen mutig bei der Verteidigung. Sie schossen aus Büchsen und schleuderten aus Wurfmaschinen Steine auf die vor den Mauern liegenden Eidgenossen. Aber als keine Hilfe kam, da mußten sie sich zuletzt doch ergeben. Das mächtige Schloß Stein wurde abgebrochen und ausgebrannt.

Gerne wäre der Aargau damals ein selbständiges Glied der Eidgenossenschaft geworden. Doch die Eidgenossen machten es zu Untertanenland und setzten Landvögte darüber. Sie dachten nicht daran, wie schwer ihre eigenen Vorfahren einst unter solchen Vögten gelitten hatten und was für ein köstliches Gut die Freiheit auch für die Aargauer gewesen wäre.

Das Banner von Zug bei Arbedo

Jenseits des Gotthard liegt das Sonnenland Tessin. Ein vielbegangener Weg führte von Uri hinüber. An der wildesten Stelle der Schöllenenschlucht hing in Ketten eine Brücke an der Felswand. Sie hieß der stiebende Steg, da sie ständig von Schaum und Gischt der Reuß übersprüht war.

Auf diesem Wege brachten die Innerschweizer Vieh und Tierhäute nach Italien und kehrten mit Lebensmitteln, Wein und Geweben von dort zurück.

Nun kam es mehrmals vor, daß solche Warenzüge unterwegs beraubt wurden. Da griffen die Urner und Obwaldner kurzerhand zu den Waffen, eroberten das Livinental, zuoberst am Tessinflusse, und machten es zu Untertanenland. In spätern Kriegszügen, an denen auch andere eidgenössische Orte teilnahmen, wurde die Herrschaft ausgedehnt bis nach Bellinzona hinab.

Aber der Herzog von Mailand, dem diese Landschaften bisher gehört hatten, wollte sie nicht preisgeben. Er schickte sein Heer aus, und diesem gelang es, die Stadt Bellinzona wieder einzunehmen.

Allein nun weckte der Stier von Uri die Eidgenossen, und bald stiegen 3000 Mann aus Uri, Luzern, Unterwalden und Zug, dazu 400 zürcherische Scharfschützen über das Gotthardgebirge. Die Hauptmacht der Zürcher sollte nachkommen. Bevor sie aber eintraf, kam es am 30. Juni 1422 bei Arbedo, etwas oberhalb Bellinzona, zur Schlacht. Sie begann am frühen Morgen und dauerte acht Stunden. Doch das mailändische Heer war den Eidgenossen an Zahl weit überlegen. Diese mußten trotz ihrer Tapferkeit den Rückzug antreten.

In dem harten Kampfe verloren sie viel Kriegsvolk, darunter mehrere wackere Hauptleute. So sank auch der Ammann und Bannerherr von Zug, Peter Kollin, mit seinem Banner sterbend zur Erde. Da eilte sein Sohn, Hans Kollin, herbei. Er raffte das Banner auf und verteidigte es verzweifelt. Aber auch er wurde tödlich verwundet. Nun riß er die Fahne von der Stange und wand das Seidentuch um seinen Leib. Dann brach er zusammen. Das sah sein Freund Johannes Landtwing; er schlug

sich zu ihm durch, löste die Fahnenstange aus seinen erstarrten Fäusten, machte auch das Tuch los, und siehe, wiederum wehte das blauweiße Banner über dem Häuflein der hart kämpfenden Zuger. Es wurde auch glücklich wieder heimgebracht in die kleine Stadt Zug. Dort ist es heute noch zu sehen, und man hält es als ein Zeichen der Treue zum Vaterland in hohen Ehren.

Johannes Chaldar

Wer im tälerreichen Bündnerlande wandert oder von der Hauptstadt Chur aus durch das fruchtbare Domleschg nach dem Engadin fährt, der wundert sich über die zahlreichen Schlösser und Ruinen, die aus dem Tale herauf und von den Höhen herunter blicken. Auf jeder dieser Burgen saß einst ein adeliges Geschlecht, das seine Untertanen hatte.

Es soll darunter auch ungerechte und gewalttätige Herren gegeben haben. Von einem insbesondere weiß die Sage zu berichten, daß er das Volk schändlich behandelt habe. Das war der Herr von Fardün im weidenreichen Talgelände des Schams, das man von Thusis aus durch die schauerliche Schlucht der Viamala erreicht.

Die meisten Leute duldeten mit stillem Groll sein böses Treiben. Es war aber, der Sage nach, doch einer unter seinen Untertanen, der sich nicht alles wollte gefallen lassen. Er hieß Johannes Chaldar.

Als er eines Tages in seiner Saat zwei Rosse sah, die der Herr von Fardün da hinein hatte treiben lassen, da erfaßte ihn ein solcher Grimm, daß er die Rosse erschlug. Dafür mußte er in Ketten im Burgverließ schmachten, bis es den Seinen gelang, ihn um ein großes Lösegeld und mit tausend Tränen wieder frei zu bekommen.

Wie nun Chaldar wieder friedlich bei seinen Lieben wohnte und mit ihnen einst beim Mittagsmahle saß, trat unvermutet der Herr von Fardün ein. Alle begrüßten ihn ehrerbietig. Er aber sah höhnisch über sie hin, trat näher an den Tisch heran und spuckte ihnen in den Brei, den sie aus der Schüssel löffelten.



Da flammte Chaldars Zorn gewaltig auf. Er packte den Freiherrn im Nacken und stieß seinen Kopf in die geschändete Speise hinein: «Da friß den Brei, den du gewürzt hast!» brüllte er und schlug ihn nieder. Danach rannte er aus der Hütte und rief das Volk auf. Das rottete sich zusammen, und als er erzählte, was geschehen war, da geriet es in Empörung und Aufruhr. Es erstürmte die Burg des verhaßten Freiherrn, steckte sie in Brand und machte der Herrschaft derer von Fardün für immer ein Ende.

Die drei Bünde in Rätien

Unter den vielen Herren im alten Rätien besaßen die Bischöfe von Chur weitaus am meisten Herrschaftsgebiet und Macht. Im Jahre 1367 aber erregte einer in ihrer Reihe, der aus Böhmen stammende Bischof Peter, den Unwillen des Volkes; denn er hielt im geheimen zu Österreich, und dieses fürchtete man wegen seiner Ländergier. Die Domherren in Chur, die kleinen Adeligen, die vom Bistum Land als Lehen hatten, und Abgeordnete der Talschaften traten in Chur zusammen, um zu beraten, wie dem Lande seine alten Freiheiten zu wahren wären. Sie gründeten den Bund der Gotteshausleute, der bald mächtiger war als der Bischof selber. Wollte dieser fortan etwas vornehmen, was Land und Volk des Bistums betraf, so mußte er die Abgeordneten des Bundes zusammenrufen, ja in ganz wichtigen Dingen sogar das ganze Volk um seine Meinung befragen.

Im Oberland, das vom jungen Rhein und seinen Zuflüssen durchströmt wird, herrschte unter den vielen Adelsgeschlechtern, die hier Land und Leute zu eigen hatten, fast unablässig Fehde. Darunter litt das Volk schwer. Der Abt von Disentis, ein edeldenkender, weitblickender Mann, nahm sich seiner an. Auf seinen Rat begaben sich Abgesandte des Volkes zu den streitsüchtigen Herren. Sie verlangten, daß diese ihre Feindseligkeiten einstellen und mit dem Volke zusammenkommen sollten, um darüber zu beraten, wie man Frieden und Ordnung schaffen könnte. An einem Märztag 1424 fand unter einem Ahornbaum bei der St. Annakapelle zu Truns eine gemeinsame Tagung statt. Da wurde

beschlossen und in einer Urkunde niedergelegt, daß hoch und niedrig Frieden und Freundschaft halten und einander in allen Rechten schützen sollten. So entstand der Graue Bund, der später dem ganzen Lande seinen Namen gegeben hat. Der ehrwürdige Ahorn ist 1870 von einem Sturme umgerissen worden. Aus einem seiner Zweige ist seither ein neuer Baum herangewachsen.

Nun waren noch zehn Gemeinden oder Gerichte im Osten des Landes, so Davos und Maienfeld, die keinem dieser Bünde angehörten. Sie standen unter der Herrschaft der Grafen von Toggenburg. Als dieses Geschlecht 1436 ausstarb und die zehn Gerichte nicht wußten, an welchen Herren sie übergehen würden, schlossen auch sie sich zusammen. Ihre Ammänner versammelten sich auf dem Rathaus zu Davos und schworen, die Gemeinden sollten auch in Zukunft zusammenhalten, selbst wenn sie verschiedenen Herren zufallen würden. Dieser Bund der zehn Gerichte wurde von den Erben der Toggenburger anerkannt.

1471 schlossen die drei Bünde unter sich eine ewige Verbindung. Jedes Jahr traten ihre Abgeordneten auf dem Hofe Vazerol, im Herzen des rätischen Landes zusammen, um über dessen Wohl und Wehe zu beraten.

Da man immer noch Gewalt von Österreich befürchten mußte, suchten die Bünde eine Stütze an den Eidgenossen. 1497 ging der Graue, 1498 der Gotteshausbund eine ewige Freundschaft mit ihnen ein. So wurde Graubünden ein zugewandter Ort der Eidgenossenschaft. Das Bündnervolk aber denkt mit Stolz daran, wie in «alt fry Rätien» adelige und geistliche Herren sich mit Landleuten und Stadtbürgern friedlich zu einem festen Gemeinwesen vereinigt haben.

Das Erdbeben von Zug

Es war am 4. März 1435, als plötzlich ein heftiges Erdbeben die Stadt Zug also rüttelte und schüttelte, daß die festen steinernen Häuser Risse bekamen. Entsetzen ergriff das Volk, und viele flohen. Andere jedoch glaubten die Gefahr vorüber und blieben in der Stadt.

Es ging dem Abend zu. Da dröhnte und grollte es in der Erde auf einmal fürchterlich; der Boden spaltete sich, und eine riesige Staubwolke legte sich über die Stadt. Und als es wieder hell wurde, sah man, daß zwei Straßen mit Ringmauern und Türmen im See versunken waren und mit ihnen sechzig Menschen.

Unter den Versunkenen war auch der Stadtschreiber Wikard. Sein Büblein Adelrich, über dessen Rettung die Mutter ertrank, schwamm in seiner Wiege inmitten herumtreibender Holztrümmer und Gerätschaften im See und wurde gerettet.

Die ganze Eidgenossenschaft bezeigte den Zugern ihre Brudertreue. Die Zürcher kamen so rasch als möglich mit Wagen voll Speisevorräten und Kleidern zu Hilfe, nach dem schönen Sprichwort: «Wer schnell hilft, hilft doppelt.»

Vom alten Zürichkrieg

Dieser Bruderkrieg zwischen den Eidgenossen von Zürich und Schwyz entstand wegen einer großen Erbschaft, wie schon so mancher unselige Streit im Großen und im Kleinen. Es wurde in der Folge wohl dazu noch ein persönliches Ringen zwischen dem Bürgermeister von Zürich, Rudolf Stüßi, einem aus dem Glarnerland stammenden, erfolgstolzen Emporkömmling, und dem tatkräftigen Landammann Ital Reding, der einer schwyzerischen Familie angehörte. Der Erblasser aber, um dessen reichen Länderbesitz es ging, war Graf Friedrich von Toggenburg, der letzte seines Geschlechts, das in der Ostschweiz um jene Zeit eine große Rolle spielte.

Rudolf Stüßi hatte es aus einfachem Herkommen, als ein tüchtiger und auch körperlich gewaltiger Mann, in Zürich zum Bürgermeister gebracht. Sein Wille beherrschte Zürich. Sogar der eben genannte Graf Friedrich von Toggenburg suchte seine Gunst zu gewinnen. Aber sein großes Ansehen machte den Bürgermeister hochmütig. Stüßi hatte einen Sohn, namens Hans, der freilich wenig von seines Vaters Kopf und Faust, wohl aber dessen Stolz und dazu ein gerüttelt Maß eigener Eitel-

keit besaß. Dieser Sohn kam nun an des Toggenburgers Hof, auf die Schattenburg bei Feldkirch, wo er das vornehme Tudichum lernen, zugleich aber den Stolzgockel spielen wollte. Er glaubte, weil er den Sohn des mächtigen Bürgermeisters von Zürich sei, sollten sich, wie ein Chronist sagt, an diesem gräflichen Hofe Stühle und Bänke vor ihm verneigen.

Das verdroß die andern jungen Edelleute am Hofe des Grafen. Sie mieden den hochmütigen Zürcher und gaben ihm zu verstehen, daß ihnen sein Benehmen nicht zusage. Darüber beklagte sich Hans Stüßi bei seinem Vater. Zornerfüllt rief dieser ihn nach Hause. Er tat, als ob die Stadt Zürich selber beleidigt worden wäre. Dem Grafen von Toggenburg war das nicht recht. Er schrieb dem Bürgermeister, es tue ihm leid, daß seinem Sohne unfreundlich begegnet worden sei, er habe erst nach dessen Abreise von dem Zwist der jungen Leute gehört. Aber Stüßi ließ sich nicht beschwichtigen. Er machte seinem Groll in heftigen Worten, ja in Drohungen Luft. Da verging auch dem Grafen die Lust, weiter mit ihm zu verkehren. Er wandte sich mehr und mehr von Zürich ab und suchte die Freundschaft der Schwyzer. So weckte er bei diesen die Hoffnung, es werde ihnen einst ein schönes Stück seiner Ländereien als Erbe zufallen.

Als nun 1436 dieser letzte Graf von Toggenburg starb, ohne vorher genau bestimmt zu haben, wer seine Erben sein sollten, erhoben Zürich und Schwyz Anspruch auf die Gegenden vom obern Zürichsee zum Walensee, und jeder der beiden führenden Männer, Stüßi und Reding, wollte seinen Kopf durchsetzen. Darüber kam es zu einem langwierigen, blutigen Streit, den man den alten Zürichkrieg nennt. Zuerst suchten die andern eidgenössischen Orte zu vermitteln. Als die Zürcher starrsinnig jeden Vorschlag zur Güte ablehnten, stellten sie sich auf die Seite der Schwyzer. Im weitern Verlaufe des Krieges verband sich Zürich sogar mit Österreich, dem alten Erbfeind. Darob wuchs die Erbitterung seiner Gegner. Der Krieg wurde immer grausamer. Er brachte die Eidgenossenschaft aus Rand und Band und hätte beinahe zu ihrem Untergang geführt.

Der Sturm auf Zürich

In diesem grimmigen Bruderkrieg rückten eines Tages Mannschaften aus Schwyz und den zu ihm haltenden Orten vor die Stadt Zürich. Diese reichte damals im Westen nur bis in die Gegend der heutigen Bahnhofstraße. Dort war sie durch Mauern und einen doppelten Graben geschirmt. Das starke Rennwegtor bildete den Haupteingang. Zu beiden Seiten der Sihl lag offenes Land, und jenseits der Sihlbrücke stand das Siechenhaus St. Jakob für die Aussätzigen. Hier erwarteten die Zürcher mit österreichischem Zuzug die Eidgenossen. Aber sie ließen es sich wohl sein, tranken Wein, aßen Käse und Brot, als ob sie auf einer Kirchweih wären.

Diese Sorglosigkeit machten sich die Eidgenossen zunutze. In raschem Ansturm von vorn und von der Seite griffen sie die Zürcher an. Diese vermochten nicht standzuhalten; sie wichen zurück und drängten in gänzlicher Auflösung der Stadt zu. Auf der Sihlbrücke suchte Bürgermeister Stüßi die Fliehenden aufzuhalten; doch er brachte sie nicht zum Stehen. Er selber aber, ein Mann von mächtiger Gestalt und gewaltiger Kraft, verteidigte den Steg mit größter Tapferkeit. Da stiegen einige Eidgenossen in die Sihl hinab, hoben die Brückenbretter weg, brachten ihn zu Fall und erstachen ihn. So sühnte er durch ein heldenmütiges Ende die Schuld, die er am Ausbruch des unseligen Krieges hatte.

Über seine Leiche hinweg stürmten die Eidgenossen vorwärts. Sie verfolgten die Zürcher so hitzig, daß einzelne von ihnen durch das offene Tor in die Stadt hinein gelangten. Diese wäre verloren gewesen, wenn nicht eine besonnene, mutige Frau, Anna Ziegler, den schweren Fallgatter hätte hinuntersausen lassen. So war der Zugang verrammelt, und die eingedrungenen Feinde wurden niedergemacht. Der Stadtschreiber von Glarus, der auch innerhalb der Stadtmauern war, vermochte mit knapper Not seinen vor dem Fallgatter stehenden Landsleuten noch das Banner des Glarnerlandes hinauszureichen, ehe auch er den Tod fand. Vor der ummauerten Stadt mußten die Eidgenossen haltmachen.

Die Zürcher ermannten sich. Sie schleppten Geschütze auf die Mauern und feuerten Schuß um Schuß in die Haufen der Eidgenossen hinein. Die Stadt konnte nicht genommen werden.

Die Bluttat von Greifensee

Nach dem Tode Stüßis hofften viele gutgesinnte Eidgenossen den Frieden mit Zürich wieder herstellen zu können. In Baden kamen die beiden Parteien zu Unterhandlungen zusammen. Zürich wäre bereit gewesen, sein unbedachtes Bündnis mit Österreich aufzugeben; aber als nun die siegesbewußten Schwyzer auch noch beharrlich verlangten, daß das Zürcher Landgebiet, das sie in den vorausgegangenen Kämpfen erobert hatten, ihnen verbleiben solle, da wurde der Stolz der Zürcher aufs bitterste verletzt. Wer jetzt noch dem Frieden das Wort redete, der war des Lebens nicht sicher, und so nahm der Bruderkrieg seinen Fortgang.

Im April 1444 rückten die Eidgenossen wieder ins Feld und legten sich vor Stadt und Schloß Greifensee. Die Bevölkerung des Städtchens war nach Zürich geflohen; aber es blieb darin eine kleine Besatzung unter dem Hauptmannn Wildhans von Breitenlandenberg. Die verteidigte sich unerschrocken. Da sie das entvölkerte Städtchen nicht zu halten vermochte, steckte sie es selbst in Brand, damit es dem Feinde keinen Schutz gewähre, und zog sich auf die feste Burg zurück. Aber sogleich fingen die Eidgenossen an, die Burgmauern zu untergraben. Als Hans Breitenlandenberg sah, daß der Fall der Feste unvermeidlich war, suchte er zu unterhandeln. Aber die Eidgenossen wollten nichts von Gnade wissen. Sie verlangten den Tod der heldenhaften Besatzung, die ihnen schweren Schaden zugefügt und sie durch ihren Spott erbittert hatte. So mußten sich denn die Verteidiger des Schlosses auf Ungnade ergeben. Als sie aus dem Tor traten, wurden sie gefesselt und auf ein offenes Feld bei Nänikon geführt. Tags darauf vollzog der Scharfrichter von Bern an ihnen den grausamen Willen der eidgenössischen Hauptleute. Bis auf zehn, die teils noch ganz jung waren, teils schon im Greisenalter standen, wurden alle, im ganzen 60 Mann, enthauptet. Diese Bluttat,

die im Rachezorn geschehen war, erregte weit umher Entsetzen und selbst bei vielen Eidgenossen heftigen Unwillen.

Die Mordnacht von Brugg

Nach der Heuernte 1444 zogen die Eidgenossen, 20 000 Mann stark, vor die Stadt Zürich und belagerten sie. Ihre Übermacht war so groß, daß die Zürcher und ihre österreichischen Helfer sich nicht zu offenem Kampfe aus den Mauern hinauswagen durften.

Während nun mit den Eidgenossen auch die Berner vor Zürich lagen, wurde ihr treues Städtlein Brugg das Opfer eines ruchlosen Überfalls durch den Ritter Thomas von Falkenstein. Dieser besaß mehrere Burgen und reichen Besitz im Jura und war bisher mit Bern und Solothurn verbündet gewesen. Aber einem schwäbischen Edelmann, Hans von Rechberg, der ein grimmiger Feind der Eidgenossen war, gelang es, ihn auf die Seite Österreichs zu ziehen und zu diesem Handstreich zu überreden. In der Nacht des 30. Heumonats 1444 erschienen die beiden mit einem Söldnerhaufen vor dem geschlossenen Tor an der Aarebrücke und begehrten Einlaß. Erst weigerte sich der Torwächter, aufzutun. Da gab Falkenstein vor, er gebe mit seiner Schar dem Bischof von Basel das Geleite; sie seien unterwegs nach Zürich ins Lager, um dort Frieden zu machen. Darauf öffnete der leichtgläubige Wächter, aber gleich wurde er erstochen. Die Söldner drangen ein, und rasch flog das Tor wieder zu, damit aus dem Städtchen niemand entrinnen und Hilfe herbeirufen könne. Und nun wurden die aus ihren Betten aufgeschreckten Bürger überfallen, mehrere ermordet und andere gefangen genommen.

Es war aber doch einigen Stadtbürgern gelungen, über die Ringmauer zu entkommen. In aller Eile riefen sie das Volk in der Umgebung herbei; doch dessen Hilfe kam zu spät; denn schon brannte die ganze Stadt. Mit großer Mühe nur vermochten sich Greise, Kinder und Frauen zu retten.

Der Falkensteiner aber war abgezogen mit seinen Gefangenen. Er ließ diese nach Laufenburg bringen und dort im Turm über dem Rhein einkerkern. In Brugg wußte niemand, wo sie hingekommen waren.

Doch einer der gefangenen Bürger, namens Küffer, ließ sich tollkühn an einem Seil, das er aus seinem Bettzeug gedreht hatte, vom Schloßturm herab in den vorbeiziehenden Rhein. Er schwamm ans Ufer, eilte heimzu und brachte den Bruggern Kunde, wo ihre Mitbürger gefangen saßen. Mit schwerem Gelde mußten die Frauen ihre Männer loskaufen.

Schon am Tage nach der Mordnacht zogen die Berner aus, um sich an Thomas von Falkenstein für diese schändliche Tat zu rächen. Sie nahmen ihm die Burg Gösgen weg und legten sich vor die Farnsburg, wohin Hans von Rechberg mit seinen Spießgesellen geflohen war. Aber das Schloß auf seinem steilen Juraberge war eine der festesten Burgen im Lande. Es mußte regelrecht belagert werden und leistete zähen Widerstand.

Der Stadt Brugg halfen die Berner, daß sie bald aus Schutt und Asche neu erstehen konnte.

St. Jakob an der Birs

Es war Mitte August 1444. Immer noch lagen die Eidgenossen vor Zürich. Die Stadt verteidigte sich tapfer und unverzagt. Da Österreich ihr selber wenig Beistand leisten konnte, suchte es Hilfe für sie in Frankreich. Dort war wieder viel müßiges Kriegsvolk, das von Raub und Beute lebte. Das wurde der König gerne los. Unter seinem Sohne Ludwig, dem französischen Kronprinzen oder Dauphin, sammelte sich ein Heer von etwa 30 000 Mann zu Roß und zu Fuß und brach nach der Schweiz auf. Nach einem seiner Hauptanführer, dem Grafen von Armagnac, nannte man diese Söldner Armagnaken. Es waren kriegsgewohnte, rohe Horden wie einst die Gugler.

Aber der Weg war weit, und sie kamen langsam vorwärts. Da unternahm Hans von Rechberg, der auf der belagerten Farnsburg eingeschlossen war, ein tollkühnes Wagnis, um ihren Anmarsch zu beschleunigen. Er umwickelte die Hufe seines Pferdes mit Filz, verließ zur Nachtzeit durch ein Hinterpförtchen die Burg, durchbrach den Belagerungsring und eilte den Armagnaken entgegen, um sie zur Eile zu mahnen und ihnen als Führer zu dienen.

Sonntag, den 23. August, sah man von den Türmen der Stadt Basel aus das fremde Kriegsvolk herannahen. Kronprinz Ludwig gedachte erst diese reiche Stadt einzunehmen und dann in die Lande der Eidgenossen einzufallen. Doch die Basler hatten sich vorgesehen. Die Stadt war wohl gerüstet und gut bewacht.

Rasch kam die Kunde von der Ankunft der Armagnaken auch ins Lager der Eidgenossen. Die Hauptleute beschlossen, ihnen von dem Kriegsvolk, das vor der Farnsburg lag, 1300 Mann entgegen zu schicken. Doch erhielten diese die strenge Weisung, nur des Feindes Stärke und Stellung auszukundschaften, ihn wenn möglich zu schädigen, aber sich in kein größeres Gefecht einzulassen und auf keinen Fall die Birs, ein Flüßchen, das oberhalb Basel in den Rhein mündet, zu überschreiten.

In der Nacht zum 26. August stieg diese Kriegsschar nach Liestal hinab, nahm dort noch etwa 200 Mann Hilfskräfte aus Stadt und Landschaft Basel auf und zog dann weiter, Basel zu. In der ersten Morgendämmerung stieß sie bei dem Dorfe Pratteln auf feindliche Reiterscharen. Diese wichen zurück. Die Eidgenossen setzten ihnen ungestüm nach und kamen bis auf das Feld zwischen Muttenz und der Birs. Da stand kampfbereit die ganze Vorhut der Armagnaken, und schon brauste in gewaltigen Haufen ihre Reiterei heran. Aber die Eidgenossen hielten stand. Der Angriff prallte ab wie die Flut an einem Felsen. In völliger Unordnung zog sich der Feind zurück, teils über die Birs, teils dem Flusse nach aufwärts.

Dieser rasche Sieg verleitete die kampfbegierigen Schweizer zu kühnem Übermut. Sie wollten vorwärts, über die Birs, an das Hauptheer der Armagnaken. Umsonst erinnerten die Anführer an die erhaltene Weisung; umsonst warnten sie vor der Übermacht des Feindes. «Unsere Seelen Gott, unsere Leiber dem Feinde!» schrie ihnen das siegestrunkene Kriegsvolk zu, und unaufhaltsam ging es über den Fluß und jenseits den Abhang hinauf.

Da donnerte das Geschütz der Welschen auf die Anstürmenden los. Es riß Lücken in ihre Reihen und gebot dem Vormarsch Halt. Da droben auf dem Felde von Gundoldingen stand die Hauptmacht des Feindes, zehnmal, vielleicht fünfzehnmal so stark als die eigene Kriegsschar. Und

von allen Seiten drang sie jetzt heran. Wohl kämpften die Eidgenossen heldenhaft und warfen den ersten Angriff zurück. Aber für jeden Feindeshaufen, der geschlagen war. rückte ein frischer ins Treffen. Gegen diese Übermacht war ein Sieg nicht zu erfechten. Aber auch ein Rückzug schien unmöglich. Denn auf der andern Seite der Birs hatte sich die zersprengte Reiterei der feindlichen Vorhut wieder gesammelt und hielt drohend das Ufer besetzt.

In der Nähe aber stand das Siechenhaus von St. Jakob, dessen Garten von einer starken Mauer umgeben war. Dahin schlugen sich die Eidgenossen durch. Die Mauer gewährte ihnen einigen Schutz, und in dem von den Aussätzigen verlassenen Hause fanden sie Speis und Trank zur Stärkung nach dem vorausgegangenen heißen Streit.

Um diese kleine Festung erhob sich nun ein grauenvoller Kampf. Rasch wurde sie von den Armagnaken umschlossen und bestürmt. Aber jeder Angriff begegnete grimmigem Widerstand. Wer die Mauer zu übersteigen versuchte, den traf der Todesstreich. Des Dauphins Armbrustschützen umzingelten den Garten; ein furchtbarer Pfeilregen ging auf die Eidgenossen nieder. Außer sich vor Wut, stürzten sie hinaus und verbreiteten mit ihren Hellebarden Tod und Schrecken. Erst vor der anstürmenden Reiterei zogen sie sich wieder hinter die Mauern zurück. Doch die feindliche Übermacht umfaßte sie immer gewaltiger. Es fuhr französisches Geschütz auf. Die Kugeln steckten das Siechenhaus in Brand und brachen die Gartenmauer nieder. Von neuem versuchte das feindliche Fußvolk einzudringen; aber es wurde blutig zurückgeschlagen. Dennoch war die Lage der Eidgenossen hoffnungslos; sie konnten sich opfern, Mann für Mann, und dem Feinde Verluste beibringen; aber das Schicksal des Tages vermochten sie nicht zu wenden. Darum meinten die französischen Hauptleute, man könne sie zur Übergabe bewegen und so dem Blutvergießen ein Ende machen. Der österreichische Ritter Burkhard Münch von Landskron erhielt den Auftrag, mit ihnen zu unterhandeln. Während der Kampf für eine Weile ruhte, ritt er, von einem Herold begleitet, an die Mauer heran und forderte sie auf, sich zu ergeben. Er aber war ein leidenschaftlicher Feind der Schweizer. Darum konnte er seine Schadenfreude über ihre Niederlage nicht verbergen.

Als er die Toten und Verwundeten in ihrem Blute liegen sah, rief er aus: «Ich sehe in einen Rosengarten (d. h. Friedhof), den meine Väter gepflanzt haben vor hundert Jahren.» Damit wollte er hinweisen auf alte Freundschaften seines Hauses mit Frankreich. Das Wort aber empörte die Eidgenossen furchtbar. Einer von ihnen, der verwundet am Boden lag – es soll der Urner Hauptmann Arnold Schick gewesen sein – raffte einen Stein von der Erde auf und schleuderte ihn mit den Worten: «Da friß auch eine der Rosen!» dem Ritter ins Antlitz. Zu Tode getroffen, sank dieser vom Pferde. Damit nahmen die Unterhandlungen ein jähes Ende, und wieder begann der Kampf. Den Feinden graute vor der Todesverachtung der immer kleiner werdenden Schar. Todwunde, die sich nicht mehr zu erheben vermochten, nahmen an dem blutigen Ringen teil. Man sah sie Pfeile aus ihren Wunden reißen und auf den Feind zurückschleudern. Erst gegen Abend erstarb der Widerstand. Zehn Stunden hatte die Schlacht gedauert. Fast alle Eidgenossen waren gefallen. Aber neben ihnen lagen auch über 2000 Armagnaken tot auf der Walstatt, und fast ebenso viele waren verwundet.

Der Dauphin erschrak über diese Verluste. Er begehrte den Krieg nicht fortzusetzen. Es kam ein Friede mit ihm zustande. Das Kriegsvolk der Armagnaken kehrte nach Frankreich zurück.

Am Abend nach der Schlacht vernahmen die Eidgenossen vor der Farnsburg und vor Zürich, was sich bei St. Jakob zugetragen hatte. Sie hoben an beiden Orten die Belagerung auf und zogen heim. Doch der Krieg gegen Zürich dauerte noch fort bis 1446. Dann erst reichten sich die entzweiten Brüder die Hand zum Frieden. Zürich mußte sein Bündnis mit Österreich aufgeben; es erhielt aber den größten Teil seines früheren Landbesitzes zurück.

Ein Kriegszug wegen eines Plapparts

Durch ihre Kriegskunst und Tapferkeit hatten die Eidgenossen oder Schweizer, wie man sie mehr und mehr zu nennen anfing, viel Ruhm erworben. Sie waren stolz darauf; aber im Gefühl ihrer Kraft wurden sie nun auch über die Maßen empfindlich und streitlustig. Es brauchte nur eine kleine Stichelei, so war bei ihnen das Feuer im Dach, und sie meinten zum Schwert greifen zu müssen. Am heftigsten loderte es auf, wenn man über ihr Bauerntum spottete, das Muhen einer Kuh nachahmte oder ähnliche Neckereien trieb.

Aus solch geringer Ursache kam es im Jahre 1458 sogar zu einem Kriegszug gegen die schwäbische Stadt Konstanz. Es hatte dort kurz zuvor ein Schießen stattgefunden, zu dem man die Schweizer als Nachbarn auch eingeladen hatte. Da trug es sich zu, daß ein Luzerner, der sich mit einem Konstanzer Bürger in der Schießkunst messen wollte, einen Berner Plappart – das war eine kleine Silbermünze – als Einsatz hinterlegte. Der Konstanzer sah das Geldstück an und sagte höhnisch, er möchte sonst nicht um einen Kuhplappart schießen. Der andere erwiderte gereizt: «Das ist kein Kuhplappart; das ist eine ehrliche Münze, von frommen Christenleuten geschlagen, das ist ein Berner Plappart.» Es entspann sich ein Wortwechsel, in den sich auch andere Anwesende, teils Schwaben, teil Schweizer einmischten. Es flogen Schmähreden hinüber und herüber, und zuletzt artete der Streit in eine bösartige Rauferei aus. Darauf verließen die Schweizer in hellem Zorn das Schießen und die Stadt und zogen heim. Da erzählten sie, wie man sie in Konstanz beleidigt habe, und meinten, man dürfe diesen Schimpf nicht auf sich sitzen lassen.

Und was geschah? – Ein paar Tage darauf brachen die Fähnlein von Luzern, aus den Waldstätten, von Zürich und Glarus auf, im ganzen 4000 Mann, um sich für die erlittene Unbill zu rächen. Zuerst zogen sie in den Thurgau und nahmen die Konstanz gehörende Herrschaft Weinfelden an sich; dann drohten sie, diese Stadt selber anzugreifen. Da vermittelte der Bischof von Konstanz einen Frieden. Die Stadt entrichtete ein Sühnegeld von 5000 Gulden an die Eidgenossen. Diese gaben

ihr dafür Weinfelden zurück und kehrten heim. So kam dieser recht mutwillig unternommene Plappartkrieg ohne Blutvergießen zu seinem Ende.

Die Belagerung von Winterthur

Im Jahre 1460 wurde der Herzog Siegmund von Österreich wegen einer unbesonnenen Handlung mit dem Kirchenbann belegt, und Papst Pius II. forderte die Eidgenossen auf, ihn mit Krieg zu überziehen. Sie folgten diesem Gebote nicht ungern; denn sie gedachten Österreich nun die letzten Stücke seines Herrschaftsbesitzes diesseits des Rheins bis an den Bodensee zu entreißen.

Fast mühelos gewannen sie den Thurgau. Das Landvolk ergab sich ihnen gutwillig, die Stadt Frauenfeld nach geringem Widerstand; das Städtchen Dießenhofen fiel nach mannhafter Gegenwehr. Auch das Sarganserland mit Walenstadt wurde unterworfen.

Nur die Stadt Winterthur, die treu zu Österreich hielt, trotzte jedem Angriff während einer Belagerung, die volle vier Wochen dauerte. Vom Heiligenberg aus beschoß man sie mit Wurfmaschinen; es wurden bis achtzig Pfund schwere Steine gegen die Mauern geschleudert, doch richteten sie wenig Schaden an.

Die Winterthurer hatten sich wohl vorgesehen und hielten tapfer stand. Männer und Frauen wachten auf den Mauern, wo Steine, ungelöschter Kalk und heißes Wasser in Menge zur Abwehr des Feindes bereit gehalten wurden. An Getreide für das tägliche Bot war kein Mangel. Die Bevölkerung konnte nicht leicht ausgehungert werden.

Da hatte die Stadt aber das Unglück, daß eine Mühle verbrannte und eine zweite durch feindliche Geschosse zerstört wurde. Allein man ließ sich dadurch nicht entmutigen. So schnell als tunlich errichtete man zwei ganz einfache Mühlen, die von Rossen betrieben werden mußten, dazu noch eine dritte, die von Hand zu bedienen war. Die Besorgung dieser dritten Mühle vertraute man den Frauen der Stadt an. Alle, reich und arm, hatten dabei mitzuhelfen. In Gruppen von je zwanzig waren sie einer Hauptmännin unterstellt. Jede Gruppe hatte die

Mühle drei Stunden lang zu treiben. Geiger und Lautenschläger mußten den Frauen während ihres strengen Dienstes aufspielen. Im Takt ihrer fröhlichen Melodien wurde die Arbeit leichter und rascher verrichtet. So ging es Tag und Nacht, bis die beschädigten großen Mühlen wieder instand gesetzt waren.

Da die Beschießung der Stadt fast wirkungslos blieb, wollten es die Zürcher noch mit einem Haupttrumpf versuchen. Sie besaßen ein Wurfgeschütz, das an Größe und Gewalt alle andern übertraf. Das holten sie von Zürich herbei. Es waren aber zu seiner Fortschaffung vierundzwanzig Rosse notwendig. Allein als sie mit diesem Ungetüm über die Brücke bei Töß fahren wollten, brach diese unter der Last ein, und das schwerfällige Geschütz stürzte in den Fluß. Man brauchte drei volle Tage, um es wieder aufs Trockene zu bringen.

Inzwischen aber hatten die Eidgenossen mit Österreich einen Waffenstillstand abgeschlossen und sich verpflichtet, die Belagerung aufzuheben. So war alle Müh und Arbeit umsonst gewesen, und die tapfere Stadt Winterthur blieb einstweilen bei Österreich.

Wie es zum Burgunderkriege kam

In der Schlacht bei St. Jakob an der Birs hatte der französische Kronprinz Ludwig die unerhörte Tapferkeit der Eidgenossen kennen gelernt. Seither war er König geworden. Er gedachte Frankreich mit starker Hand zu regieren. Allein das ging nicht so leicht; denn unter den großen Adelsherren des Landes, die ihm als Vasallen unterstanden, war einer, der ihn an Macht und Reichtum weit übertraf und sich wenig um den Willen des Königs kümmerte. Das war der Herzog von Burgund, Karl der Kühne. Er herrschte auch über die Niederlande und hatte den ehrgeizigen Plan, sich von Frankreich unabhängig zu machen, sein Herzogtum zu einem Königtum zu erweitern, ja sich einmal vielleicht die Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen.

König Ludwig hätte die Macht dieses Fürsten gerne vernichtet; aber er fühlte sich zu schwach dazu. Darum suchte er andere Völker zum

Kriege gegen Burgund aufzureizen, vor allem die Schweizer. Und da diese von dem herrschsüchtigen und kriegsgewaltigen Karl, der ihr nächster Nachbar im Westen war, nichts Gutes zu erwarten hatten, gaben sie den schönen Worten und Versprechungen des Königs nach. So kam es zum Burgunderkrieg. Als aber der Streit ausbrach, ließ der König die Eidgenossen gewissenlos im Stich. Er hoffte, sie werden siegen; aber schlau und treulos, wie er war, wollte er sie die ganze Last des Krieges allein tragen lassen und in den Augen des Herzogs nicht als Feind dastehen.

Dagegen schlossen sich den Schweizern die Städte im Elsaß an, die Karl der Kühne stets bedrohte, und später auch der Herzog Renat von Lothringen, dem er kurz zuvor sein Land entrissen hatte.

Die Berner hatten am meisten zu diesem Krieg getrieben. Um gegen Burgund und das mit ihm verbündete Savoyen gesichert zu sein, eroberten sie, gleich nachdem sie Burgund den Krieg angesagt hatten, zahlreiche Burgen und Städte im Jura und im Waadtland; doch ließen sie nur in Grandson, am obern Ende des Neuenburgersees, eine stärkere Besatzung zurück.

Gegen diesen Ort rückte im Februar 1476 Karl der Kühne heran. Er hatte ein Heer von 15 000 bis 20 000 Mann mit Hunderten von Geschützen und einer gefürchteten Reiterei. Zudem führte er voll Siegeszuversicht auch den größten Teil seines Hofstaates und Hofschatzes mit sich. Vor Grandson schlug er sein Lager auf. Es war eine prunkvolle Zeltstadt, mit einer Wagenburg, die einem großen hölzernen Dorfe glich.

Der Besatzung von Grandson, die sich auf das Schloß zurückgezogen hatte, versprach ein burgundischer Edelmann freien Abzug, wenn sie sich ergebe. Da sie nicht wußte, ob rechtzeitig Hilfe zu erwarten sei und da die Lebensmittel auszugehen drohten, öffnete sie das Burgtor. Doch in schmachvoller Weise ließ der Herzog die mehr als 400 Mann an den nächsten Bäumen aufhängen oder im See ertränken.

Während diese Greueltat begangen wurde, war das Heer der Eidgenossen, etwa 18 000 Mann stark, bereits im Anzug. Am 3. März nahte es von Neuenburg her. Die Vorhut schlug einen Weg ein, der sich an den Jurahängen hinzog. Der Gewalthaufe rückte dem See entlang vor. Karl

der Kühne hatte sein festes Lager verlassen und war voll Kampfbegier dieser Kriegsmacht entgegen gezogen. Als die Vorhut der Eidgenossen seines Heeres ansichtig wurde, stellte sie sich in Schlachtordnung auf, vorn und an den Seiten die mit langen Speeren Bewaffneten, im Innern die Hellebardiere. Nach altem Brauch warfen sich alle Schweizer zum Gebet auf die Knie. Die Burgunder meinten, sie wollen sich ergeben und flehen um Barmherzigkeit. Sie brachen in ein höhnendes Gelächter aus. Ihre Artillerie gab Feuer. Die ersten Schüsse rissen da und dort Lücken; doch die Eidgenossen hielten mutig stand. Sie ließen sich auch nicht erschrecken, als die burgundischen Bogenschützen sie mit einem Hagel von Pfeilen überschütteten, und sie wichen nicht vor dem Angriff der gepanzerten Reiterei. Mit eingestemmten Spießen wiesen die Vordersten Roß und Reiter zurück.

Der enge Raum zwischen dem See und den nahen Jurahängen erlaubte dem Herzog nicht, seine ganze Reiterei und Artillerie einzusetzen. Darum befahl er seinen Truppen, sich etwas weiter in die Ebene zurückzuziehen. Das verursachte Verwirrung. In diesem Augenblick brach der Gewalthaufe der Eidgenossen am Seeufer aus dem Wald hervor. Laut brüllte der Stier von Uri; die Harsthörner von Luzern ertönten. Da kam mit einem Schlag ein wilder Schrecken über das burgundische Heer. Es erscholl der Ruf: «Rette sich, wer kann!» und alles wandte sich zur Flucht. Umsonst versuchte Karl, das bloße Schwert in der Hand, seine Leute zum Stehen zu bringen. Er wurde selber vom Strom der Fliehenden mitgerissen. In erstaunlich kurzer Zeit ging die Schlacht für ihn verloren.

Großer Jubel herrschte unter den siegreichen Eidgenossen. Aber er verwandelte sich in Jammer und Grimm, als sie bei der Verfolgung des Feindes die Leichen der unglücklichen Besatzung an den Bäumen hängen sahen. Sie nahmen grausame Rache. Die burgundische Besatzung, die noch im Schlosse lag, und wer von den Fliehenden ereilt wurde, war dem Tode verfallen.

Die Beute von Grandson

Die Burgunder waren in solcher Eile bei Grandson geflohen, daß ihr Lager mit all seinen Schätzen, seinem Kriegszeug und seinen Vorräten in die Hände der siegreichen Eidgenossen fiel. Das war eine Beute von schier unermeßlichem Werte.

Es standen da über 400 Zelte, alle bespannt mit schwerer Seide. Das prunkvollste war dasjenige des Herzogs. An seiner Außenseite hingen glänzende Wappenschilde, eingefaßt von Gold und Perlen. Im Innern befanden sich Kostbarkeiten von einzigartiger Pracht: der mit Goldblech bedeckte Stuhl des Herzogs; sein festlicher Hut aus gelbem Sammet, bestickt mit ganzen Reihen der herrlichsten Juwelen; sein Prachtschwert, in dessen Handgriff sieben große Diamanten, zahlreiche andere Edelsteine und fünfzehn Perlen von seltener Größe und Schönheit eingesetzt waren.

Ein als Kapelle hergerichtetes Zelt enthielt wundervolle, in Gold gearbeitete und von Rubinen blitzende Kästchen mit Überresten oder Bildnissen von Heiligen; in goldverziertem Kristall den Arm des heiligen Andreas; eine große goldene Monstranz; das Gebetbuch des Herzogs, reich geschmückt mit Gold und köstlichen Malereien.

In einem Zelt, das als Staatskanzlei gedient hatte, fand sich das Hauptsiegel des Herzogs, an Gold ein Pfund schwer, nebst vielen andern Dingen von hohem Werte.

Im Speisezelt schimmerte es von goldenen und silbernen Pokalen, Schüsseln, Tellern und Schalen, zum Teil Meisterwerke der damaligen Goldschmiedekunst.

Aus 400 Reisekisten nahm man unvergleichliche Stoffe, die aus Gold- und Silberfäden gewirkt waren, auch fertige Gewänder der gleichen Art, dazu herrliche Seiden- und Sammetstoffe, kunstvoll gefertigte Wolletücher und edelste Leinwand. Man verteilte alles stückweise oder nach der Elle wie beim Krämer.

Schwere Truhen bargen den Kriegsschatz des Herzogs. Da lag das Geld in solcher Menge, daß man es nicht zählte, sondern mit den Sturmhauben ausmaß.



Ungeheuer war auch die Beute an Ehrenzeichen und Kriegszeug: Über 600 Fahnen, darunter 27 Hauptbanner; mehr als 400 Geschütze; 800 schwere Handgewehre, sogenannte Hakenbüchsen, zahlreiche andere Feuerwaffen, auch das mit Elfenbein eingelegte Handrohr, eine Art Pistole, des Herzogs, dazu 300 Tonnen Schießpulver und ganze Haufen von Spießen, Hellebarden, Streitäxten, Armbrüsten, Handbogen und andern Waffen.

Aus der Wagenburg führte man ungezählte Fuhrwerke aller Art und an die 10 000 Zugpferde weg.

Endlich fand man auch gewaltige Vorräte an Lebensmitteln: Getreide, Wein, gesalzenes Fleisch, getrocknete Fische, edles Obst, Spezereien. Vieles davon war feilgeboten worden durch Tausende von Krämern und Krämerinnen, die dem Heere folgten und in zahllosen Marktbuden ihre Waren zum Verkaufe angelegt hatten.

Man kann sich denken, wie die Eidgenossen über diese fast unerschöpfliche Beute staunten und jubelten. Aber dieser Reichtum ist dem Lande nicht zum Segen geworden. Er verführte die Leute zu Hoffart und Übermut.

Einzelne Beutestücke, so Fahnen, Waffen, Rüstungen, Siegel, kann man heute noch in unseren Zeughäusern und Museen sehen. Die schönsten aber sind außer Landes gekommen und zum Teil spurlos verschwunden. Manche davon haben ihre eigenen, sonderbaren Geschicke gehabt, so insbesondere drei Diamanten des Herzogs, die zu den berühmtesten Kleinodien jener Zeit gehörten. Den größten von ihnen fand ein Schweizer am Wege. Er erhielt von einem welschen Geistlichen dafür einen Gulden, und dieser gab ihn weiter an die Berner um drei Franken. Aus dem bernischen Staatsschatz erwarb ihn ein reicher Kaufmann um 5000 Gulden und verkaufte ihn mit bescheidenem Gewinn nach Genua. Von dort kam er um mehr als die doppelte Summe an den Herzog von Mailand, und von diesem ging er um 20 000 Dukaten – einen Millionenwert in heutigem Gelde – an Papst Julius II. über. Später gelangte das Kleinod an die Familie Medici in Florenz und endlich durch die Kaiserin Maria Theresia nach Wien. Auf ähnliche Weise kam der zweite in die spanische, der dritte in die französische Königskrone.

Die Schlacht bei Murten

Trotz der schweren Niederlage bei Grandson gab Karl der Kühne das Spiel nicht verloren. Wenige Tage nach der Schlacht ritt er in Lausanne ein. Dort betrieb er mit Feuereifer die Rüstungen für die Fortsetzung des Krieges. Bald hatte er ein Heer von etwa 20 000 Mann beisammen. Mit diesem wollte er gegen Bern ziehen, das nur zwei bis drei Tagemärsche entfernt lag. Auch diesmal gab er sich übermütiger Siegeszuversicht hin. Es soll in seiner Umgebung davon gesprochen worden sein, die Stadt müsse dem Erdboden gleichgemacht und an ihrer Stelle ein Stein gesetzt werden mit der Inschrift: Hier war einst eine Stadt, die hieß Bern.

In den meisten Orten der Eidgenossenschaft war man der Meinung, der Schlag bei Grandson habe den Herzog so getroffen, daß er keinen neuen Angriff wagen werde. Die Berner aber blieben auf der Hut; denn sie kannten den Starrsinn und die Rachsucht Karls und sahen voraus, daß er alles daran setzen werde, die Schmach von Grandson auszutilgen. Sie besetzten das Städtchen Murten, das an der Straße von Lausanne nach Bern liegt, mit 1500 Mann unter ihrem Mitbürger Adrian von Bubenberg. Das war ein kriegserfahrener, hochgemuter Mann. Er stellte seinen Leuten dar, wie wichtig es sei, daß Murten als ein Bollwerk Berns gehalten werde, und ließ sie schwören, es bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen.

Am 9. Juni erschien das burgundische Heer vor Murten. Die Stadt wurde belagert und auf der Seeseite durch Schiffe abgeschlossen. Am Tage darauf fing man an, sie zu beschießen und zu bestürmen. Aber die Besatzung hielt mutig stand. Wohl riß das Geschütz große Lücken in die Ringmauern und brachte einen der stärksten Türme zum Einsturz. Doch zur Nachtzeit wurden die Schäden so gut als möglich ausgebessert und neue Befestigungswerke angelegt. Und immer von neuem entflammte Bubenberg die Besatzung zum äußersten Widerstand.

Die Berner vernahmen, wie schwer das Städtchen bedrängt sei. Sie waren deswegen in Sorge und mahnten ihre Miteidgenossen zu raschem Zuzug. Es kam aber ein Bote aus Murten; der hatte sich in der Dunkel-

heit auf einem Ruderboot durch die burgundischen Wachtschiffe durchgestohlen und brachte einen Brief Bubenbergs. Darin stand geschrieben: Übereilt euch nicht, erwartet die Eidgenossen! Solange eine Ader in uns lebt, gibt keiner nach.

Von Mitte Juni an rückte Kriegsvolk aus allen eidgenössischen Orten zum Entscheidungskampfe ein. Als Sammelpunkt war das Dorf Gümmenen, halbwegs zwischen Bern und Murten, bestimmt. Auch die Verbündeten schickten Hilfe. Aus den Städten im Elsaß kamen 1800 Mann Reiterei, und der Herzog Renat von Lothringen führte 200 Ritter heran. Ja auch aus den benachbarten österreichischen Landen erhielten die Eidgenossen Zuzug. Denn zwischen der Schweiz und Österreich war im Jahre 1474 ein Frieden, die ewige Richtung, geschlossen worden. Man wollte einander beistehen im Kampfe gegen den eroberungssüchtigen Herzog von Burgund.

Dieses Heer, das ungefähr gleich stark war wie das burgundische, zog in der Nacht zum 22. Juni bei strömendem Regen aus gegen Murten. Die Vorhut führte der aus dem bernischen Aargau stammende Ritter Hans von Hallwil, den Gewalthaufen der Zürcher Bürgermeister Hans Waldmann, die Nachhut Kaspar von Hertenstein, der Schultheiß von Luzern. Den Oberbefehl hatte man dem Ritter Wilhelm Herter von Straßburg anvertraut.

Um die Mittagszeit stand die Vorhut dem feindlichen Lager gegenüber. Es war ein regnerischer, trüber Tag. Doch als die Eidgenossen sich nach altem Brauch zum Schlachtgebet niedergelassen hatten, brach die Sonne durch das Gewölk und schimmerte auf Waffen und Rüstungen. Da erhob sich Hans von Hallwil, schwang sein Schwert und rief: «Auf, Eidgenossen! Gott leuchtet uns zum Siege.»

So ging es in die Schlacht. Aber das burgundische Geschütz, das durch ein starkes Verhau von Pfählen und Baumstämmen gedeckt war, brachte den ersten Angriff zum Stehen. Da führte der Schwyzer Landammann Dietrich in der Halden eine Abteilung der Vorhut um einen Hügel herum dem Feinde in die Seite. Zur gleichen Zeit griff auch die Hauptmacht der Eidgenossen in den Kampf ein. Jetzt wurde das Verhau erstürmt, das burgundische Geschütz genommen und der Widerstand des Feindes ge-

brochen. Alles floh, Geschützknechte, Reiterei und Fußvolk, und riß die weiter hinten stehenden Truppen mit sich. Allein die Burgunder hatten den See im Rücken. Sie mußten versuchen, seitwärts zu entweichen. Einem Teil der Fliehenden gelang es. Die andern wurden gegen den See gedrängt. Viele suchten schwimmend zu entkommen; doch die meisten von ihnen ertranken. Indessen hatte auch Bubenberg mit der Besatzung zweimal einen Ausfall gemacht. Das vermehrte die Verwirrung unter den Burgundern und vollendete ihre Niederlage. Mit knapper Not konnte sich der Herzog retten. Bleich und verstört traf er am Nachmittag in dem Waadtländer Städtchen Moudon ein. Bis über das Südende des Sees hinaus wurden die Fliehenden verfolgt. Es gab keine Schonung. Wer nicht entkam, fand den Tod. So wurde Karls Heer bis zur Vernichtung geschlagen. Etwa 10 000 Burgunder lagen tot auf dem Schlachtfeld oder waren im See ertrunken. Die Eidgenossen hatten einige Hundert Mann verloren.

Allüberall im Schweizerlande verkündete Freudengeläute den großen Sieg. Die Gefallenen wurden auf dem Schlachtfeld begraben. Ihre Gebeine sammelte man später in einem Beinhaus; darauf stand im 18. Jahrhundert die von dem Berner Dichter Albrecht von Haller verfaßte Inschrift:

> Steh still, Helvetier! Hier liegt das kühne Heer,
> Vor welchem Lüttich fiel und Frankreichs Thron erbebte.
> Nicht unsrer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,
> Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
> Lernt, Brüder, eure Macht, sie liegt in eurer Treu.
> O würde sie noch jetzt in jedem Herzen neu!

Aber als die Franzosen im Jahre 1798 in die Schweiz einbrachen, zerstörten sie das Denkmal, weil es an die Niederlage des burgundischen, also eines französischen Heeres erinnerte.

Der tapfere Neuenburger

Die Grafen von Neuenburg standen zur Zeit des Burgunderkriegs in einem Bündnis, einem Burgrecht, wie man es nannte, mit der Stadt Bern. So nahmen die Leute der Grafschaft denn auch teil an den Kämpfen gegen Karl den Kühnen. Sie zogen mit nach Grandson. Ihr Banner trug Jakob Baillod aus dem Travers-Tal. Das war ein Mann von seltener Größe und Körperkraft und einem unerschütterlichen Mute.

Als der Herzog danach vor Murten lag, wollten eines Tages beutegierige Burgunder ins Juragebiet einfallen, um zu plündern. An der Brücke über die Zihl, die vom Neuenburger- zum Bielersee fließt, hielt Jakob Baillod Wache. Obwohl er ganz allein war, stellte er sich unerschrocken auf die Brücke und zog sein Schwert, um dem Gesindel den Übergang zu verwehren. «Oho», lärmten die räuberischen Kriegsgesellen, «seht den Prahlhans! Ergib dich, sonst –», und ungestüm drangen sie auf ihn ein. Aber der beherzte Neuenburger handhabte sein Zweihänderschwert mit solcher Wucht und Sicherheit, daß einer der Angreifer nach dem andern zu Tode getroffen zusammenbrach.

Da packte die andern das Grauen. Sie meinten, der riesenhafte Streiter sei mit Zauberkräften ausgestattet und gegen Hieb und Stich gefeit. In aller Eile suchten sie das Weite.

Jakob Baillod aber steckte ruhig das Schwert wieder in die Scheide. Es war nicht Zauberkraft, was ihm den Sieg verliehen hatte, sondern seine Tapferkeit und seine Liebe zur Heimat, die er vor einem Überfall bewahren wollte. Als Anerkennung für diese Heldentat überreichte ihm der Graf von Neuenburg eine goldene Denkmünze mit der Inschrift: Ein Mann, ein Heer.

Das Ende Karls des Kühnen

Als es Karl dem Kühnen bei Grandson und Murten so übel ergangen war, eroberte der Herzog Renat sein Land zurück. Aber noch fühlte sich Karl der Kühne stark genug, mit diesem Gegner fertig zu werden. Er

fiel mit starker Heeresmacht in Lothringen ein, brach allen Widerstand und belagerte die Hauptstadt Nancy.

In seiner Bedrängnis wandte sich Herzog Renat an die Eidgenossen und rief sie um Hilfe an. Er erhielt von ihnen die Erlaubnis, 6000 Söldner anzuwerben. Von Dorf zu Dorf ging die Werbetrommel, und in hellen Haufen sammelte sich kriegslustiges Schweizervolk in Basel.

Über 8000 Eidgenossen unter Hans Waldmann zogen bei durchdringender Kälte in den ersten Tagen des Jahres 1477 gen Nancy und rückten, zusammen mit dem Kriegsvolk Herzog Renats, dem Heere Karls des Kühnen entgegen. Dieser nahm den Kampf sogleich an und ordnete sein Kriegsvolk.

Unter seinen Hauptleuten war auch der lombardische Graf Campobasso, den er besonders hochschätzte und der von ihm mit Wohltaten und Geld gar reichlich bedacht worden war. Aber dieser italienische Graf war treulos an dem Herzog. Er ging verrätischerweise zu Renat von Lothringen über.

Aber da sagten die Eidgenossen: «An der Seite eines Verräters kämpfen wir nicht. Unsere Väter haben so etwas nie getan, und wir wollen unsere Ehre auch nicht schänden.» So mußte Campobasso das Schlachtfeld mit seinen Reitern verlassen.

Die Eidgenossen bedurften der Hilfe des Italieners nicht. Schon als der Uristier zu brüllen anhob und die Rolandshörner der Luzerner erschollen, wurde es den Burgundern unheimlich. Dieses eigentümliche Tuten war ihnen wie ein Echo von Grandson und Murten. Ihr Mut wurde erschüttert. Sie verloren nach kurzem Kampfe die Schlacht und flohen. Karl der Kühne, der einst so gefürchtete, tapfere Herzog von Burgund, wurde auf der Flucht erschlagen; arm und bloß fanden ihn die Eidgenossen in einem vereisten Graben. So verlor er, wie eine alte Chronik sagt: bei Grandson das Gut, bei Murten den Mut und bei Nancy das Blut.

Das törichte Leben

Das ungebundene Leben auf den Kriegszügen und die reiche Beute hatten die Schweizer, besonders das Jungvolk, übermütig gemacht. Es war ihnen nicht mehr wohl bei der harten ländlichen Arbeit, die so wenig einbrachte. Sie sannen auf Gelegenheit, wieder auszuziehen, Abenteuer zu erleben und mit der Waffe in der Hand sich leichten Gewinn an Geld und Gut zu verschaffen. Auch ging die Rede unter ihnen, die Herren in den Städten, die großen Hansen, wie man sie schalt, hätten sich durch Geldgeschenke bestechen lassen, die Siege im Burgunderkrieg nicht voll auszunutzen. So sei die Freigrafschaft jenseits des Juras, die Karl dem Kühnen gehört hatte, statt an die Schweiz an Frankreich gekommen und die Stadt Genf das große Lösegeld, das sie versprochen hatte, wenn man sie im Kriege schone, die Brandschatzung, wie man es nannte, schuldig geblieben.

An einer Fastnacht kamen junge Burschen, die als angeworbene Söldner oder Reisläufer, wie man sie auch hieß, vor Nancy gewesen waren, auf den Einfall, auf eigene Faust auszuziehen und dieses Lösegeld in Genf zu holen. Ein großer Haufe verwegenen Kriegsvolks rottete sich zusammen und machte sich unverweilt auf den Weg. Dieses meisterlose Geläuf nannte sich die Bande vom törichten oder tollen Leben. Die Buben führten ein eigenes Banner; es stellte ein Schwein mit Jungen dar, die ein mit einem Knüttel bewaffneter Schellennarr mit Eicheln füttert. Deswegen nannte man ihren Zug den Saubannerzug.

Erst fastnachteteten sie noch in Zug; alsdann zogen sie am Aschermittwoch 1477 über Luzern nach Bern, wo man sich mit einer starken Besatzung gegen sie versehen hatte. Sie erklärten den Boten der Stadt, sie wollen nach Genf ziehen, um die Brandschatzungssumme zu holen, haben aber nicht im Sinn, jemandem in der Eidgenossenschaft Übles anzutun. So ließ man sie in die Stadt Bern einrücken und übte Gastfreundschaft. Danach zogen sie weiter, gegen Freiburg. Dort hatten sich inzwischen Abgeordnete aus der Eidgenossenschaft und aus elsässischen Städten mit Gesandten der Stadt Genf zu einem «Tag» zusammengefunden, um zu beraten, wie man diesem zügellosen Treiben ein Ende

machen könne; denn es war den Obrigkeiten weit im Lande herum nicht mehr wohl bei der Nachricht vom Anzug der tollen Jugend.

Nach langen Unterhandlungen ließen sich die meisterlosen Kriegsläufer zur Heimfahrt überreden. Man gab einem jeden zwei Goldgulden und allen miteinander vier Fässer Wein. Genf mußte acht Bürgen für die Erlegung der 24 000 Gulden Brandschatzung stellen, die Herzogin von Savoyen ihre Juwelen zu Pfande setzen. Die Geiseln wurden nach Uri abgeführt.

Diesen Raubzug hätten die Eidgenossen ihrem allzuüppig gewordenen Jungvolk nicht durchlassen sollen. Aber es war eben eine wilde, kriegslustige Zeit, da jung und alt an solchen Abenteuern Freude hatte.

Das verhängnisvolle Schlachtfeld

Im Ausgang des Jahres 1478 hatten die Eidgenossen wieder einmal Krieg mit dem Herzog von Mailand, dem sie die Talschaften am obern Tessinfluß weggenommen hatten, um sich einen sichern Weg zu den Märkten im Mailändischen zu verschaffen; denn gar zu oft war es vorgekommen, daß Urner und Schwyzer, die dorthin ihr Vieh zum Verkaufe führen wollten, überfallen und beraubt worden waren. Beide Heere näherten sich einander am 28. Christmonat bei dem Dorf Giornico, schweizerdeutsch Irnis genannt, im Livinental.

Während der Nacht nun leiteten die Eidgenossen auf den Rat ihres tessinischen Mitstreiters, des Hauptmanns Stanga, die Wasser des Tessin über Wege und Wiesen, so daß alles von einer spiegelglatten Eisdecke überzogen wurde, auf der man jeden Halt verlor. Die Eidgenossen aber versahen ihr Schuhwerk mit Fußeisen und hatten so auf der blanken Fläche einen guten Stand.

Als nun die Mailänder zögernd und unsicher, immer wieder ausgleitend, über die vereisten Felder anstiegen, fuhren unversehens die Eidgenossen über sie her. Da ging es den überraschten Welschen, die wie auf einem frischeingeseiften Tanzboden gehen mußten, gar übel. Die eisigen Matten wurden zwar auch ein Tanzboden; aber die Heer-

hörner machten die Musik, und die Hellebarden schlugen den Takt dazu auf die Blechhauben der Mailänder. Es dauerte nur eine kurze Weile, da mußte das Heer der Italiener sich zur Flucht wenden, und hinter ihm drein kamen auf sichern, bodenguten Sohlen die Eidgenossen mit ihrem Zuzug aus dem Tessin, den Livinentalern, geführt vom Landeshauptmann der Luzerner, Frischhans Theiling; sie brachten den Feind in wilde Verwirrung und verfolgten ihn bis weit ins Tal hinab.

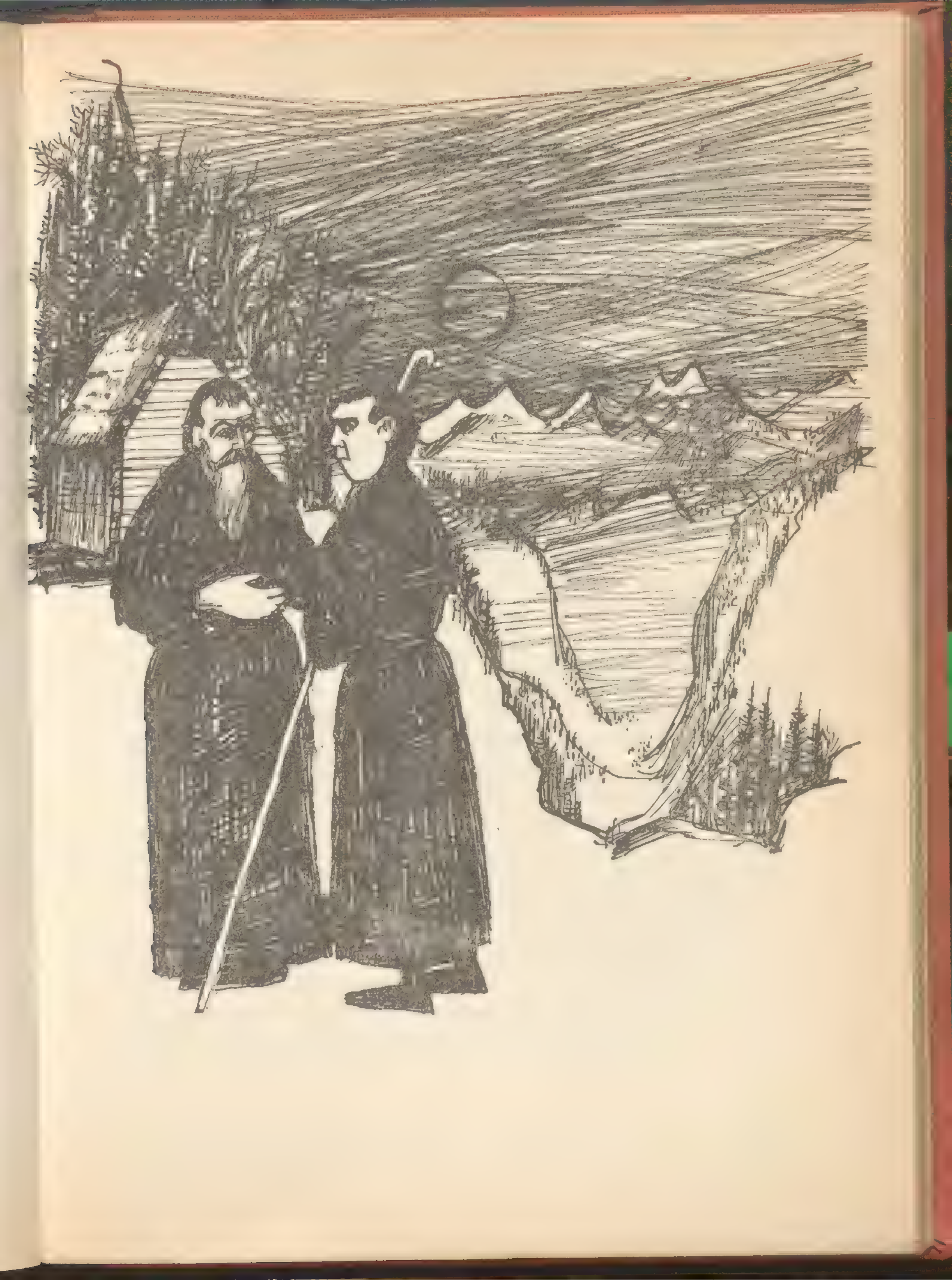
Da hatte nun das glatte Schlachtfeld fast ein Wunder gewirkt; denn ein Haufe von sechshundert Eidgenossen besiegte ein wohlausgerüstetes Heer von mehr als zehntausend Italienern. Davon fanden gegen anderthalbtausend Mann den Tod. Die Eidgenossen dagegen verloren nur zehn der Ihren, darunter den wackern Hauptmann Stanga. Der Herzog von Mailand aber schloß mit der Eidgenossenschaft einen für sie vorteilhaften Frieden ab.

Bruder Klaus

Im stillen, heimeligen Lande Unterwalden ob dem Kernwald lebte um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ein frommer Einsiedler, Niklaus von der Flüe, den die Leute nur den Bruder Klaus nannten. Er hieß eigentlich Niklaus Leuenbrugger und hatte sich einst im Krieg und Ratssaal für seine Heimat vielverdient gemacht. Nun aber widmete er sich als alternder Klausner ganz dem Dienste Gottes und der hochgebenedeiten Mutter Maria. Im Ranft, einer abseitigen Tobelwildnis im Melchtal, stand seine einfache Zelle, daneben ein schmuckloses Kapellchen. Bruder Klaus ging barhäuptig und barfuß, und sein Gewand war ein grauer, rauhwolliger langer Rock, eine Kutte.

In den vier Waldstätten, aber auch in allen eidgenössischen Talschaften und Städten verbreitete sich der Ruf seines heiligmäßigen Lebens. Und siehe da, eines Tages zeigte es sich, daß Bruder Klausens Frömmigkeit und Einsiedlerleben wahrhaft gottgefällig waren. Es war doch wohl ein Wunder, was er damals unter den Eidgenossen zu wirken vermochte.

Hört nur! Im Jahre 1481 war's. Da entstand zwischen den acht eidgenössischen Orten ein tiefgrabender Streit. Seine Ursache ging auf den



Burgunderkrieg zurück. Die Städte Zürich, Bern und Luzern verlangten, daß die gemachte reiche Beute verteilt werde nach der Zahl der Mannschaft, die jeder Ort gestellt hatte. Die Länderstände aber wollten jedwedem Ort, ob groß oder klein, den gleichen Anteil zuerkennen. Ferner, und das war das Wichtigste, hatten die genannten Städte, die auch erbittert waren durch den Saubannerzug des Jungvolks aus der Innerschweiz, ein besonderes Bündnis mit Freiburg und Solothurn abgeschlossen und begehrten nun die Aufnahme dieser beiden Städte in die Eidgenossenschaft. Aber dem entgegen behaupteten die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden, es gezieme sich nicht für die Städte, neben dem eidgenössischen Bunde noch besondere Bündnisse zu haben, ja der Stadt Luzern sei es durch den Bundesbrief ausdrücklich untersagt, und sie forderten die Auflösung dieser Verbindung. Ob alledem entzweiten sich Städte und Länder, und beide Seiten taten immer feindlicher gegeneinander. Um jedoch nichts zu unterlassen, was die bösen Händel gütlich auszutragen vermocht hätte, setzte man eine Tagsatzung nach Stans in Nidwalden an. Hier kam man kurz vor Weihnachten 1481 zusammen. Da wurde nun mit großer Leidenschaftlichkeit hin und her gestritten. Aber man konnte sich nicht einigen; im Gegenteil, man geriet immer mehr auseinander und war schließlich hart daran, im größten Unfrieden auseinander zu gehen und es auf einen Bruderkrieg ankommen zu lassen.

Als nun der Pfarrer von Stans, Heinrich Imgrund, ein frommer Priester, dies alles hörte und sah, eilte er noch nachts in den Ranft zum Bruder Klaus, legte ihm den schwierigen Streithandel vor und flehte ihn um Christi willen an, sein Mögliches zur Aussöhnung der erzürnten Gemüter zu tun. Und Bruder Klaus, dem der Unfriede und die drohende Auflösung des alten Bundes ans Herz griff, erteilte ihm nach reiflicher Überlegung seine schlichten Ratschläge zur Einigung.

Raschen Fußes kehrte Pfarrer Imgrund wieder nach Stans zurück, suchte die zur Abreise gerüsteten eidgenössischen Boten in ihren Herbergen auf und beschwor sie unter Tränen, sich noch einmal zu versammeln. So kamen sie denn des folgenden Tages wieder zusammen, und er berichtete ihnen mit bewegten Worten, daß der fromme Klausner

im Ranft inständig in allem zum Frieden rate und sie bitte, die beiden Städte Freiburg und Solothurn in den eidgenössischen Bund aufzunehmen, ihre Sonderbündnisse dagegen abzutun. Die Botschaft des allverehrten Einsiedlers erschien den Tagherren wie eine Stimme vom Himmel. Im Verlauf einer Stunde war aller Streit beigelegt. Sie einigten sich brüderlich, die beiden Städte in den allgemeinen Bund einzuschließen, und fanden auch in allen andern Streitfragen rasch einen Ausgleich. Ihre Beschlüsse legten sie nieder in einer Urkunde; diese heißt das Stanser Verkommnis. Frohen Herzens konnten sie nun heimkehren zum Weihnachtsfeste.

In der ganzen Eidgenossenschaft läutete man zu diesem glücklichen Ende des Unheil dräuenden Zwistes die Glocken. Alles Volk war erfüllt von tiefem Dank an Gott und seinen mit voller Einsicht begnadeten Diener, den Einsiedler Niklaus von der Flüe im Obwaldnerländchen.

Hans Waldmann

Auch Hans Waldmann war ein seltener Mann, aber wieder von einem ganz anderen Faden als Niklaus Leuenbrugger, der nachmalige Bruder Niklaus von der Flüe. Er suchte nicht den Frieden und die Einsamkeit. Nein, sein hochstrebender Geist trieb ihn aus ländlicher Stille in die Stadt hinein; dort erlebte er einen glänzenden Aufstieg; aber er endigte in einem erschreckend jähen Fall.

Er kam von Blickenstorf aus dem Zugerland und erlernte in Zürich das Gerberhandwerk. Es gefiel ihm wohl in der regsamen Stadt, wo so viel zu sehen und zu hören war. Um vier Gulden erwarb er sich das Burgerrecht, und nun wollte er es in der neuen Heimat zu etwas bringen; denn er erkannte bald, daß er das Zeug dazu hatte. Wenn die Gerber am Abend auf ihrer Trinkstube saßen, dann hörten sie am liebsten dem jungen Waldmann zu. Er wußte wie keiner in allen Dingen Bescheid und konnte reden, daß man kein Auge von ihm abwendete; dazu war er ein stattlicher, lebenslustiger junger Mann. Auch rühmte man ihm nach, er sei des Schreibens kundig wie ein Geistlicher oder Ratsherr. –

Das war damals eine gar wichtige Kunst. Sie bedeutete für manchen den ersten Stiegentritt in den Ratssaal.

Das Fellgerben scheint ihm aber nicht recht behagt zu haben. Lieber übte er sich mit gleichgearteten jungen Leuten in allerlei tollen Streichen, was ihn mehr als einmal ins Gefängnis brachte. So beteiligte er sich auch an mancherlei Streithändeln und kleinen Kriegsläufen. Einst unternahm ein Söldnerfahrer von Einsiedeln, namens Heini Eberli, als Hauptmann von dreihundert kriegslustigen Burschen, ganz auf eigene Faust einen Kriegszug gegen den Abt von Kempten im Bayrischen, um diesen wegen eines Streitfalles mit einem Bürger der Stadt Kempten zu einer Brandschatzung zu zwingen. Die Horde Jungvolks schlug ein Heer des Abts von fünfzehnhundert Mann elend in die Flucht und belagerte gar die Stadt Kempten, und alles geriet dem draufgängerischen Haufen so gut, daß das tolle Unternehmen in der ganzen Eidgenossenschaft großes Aufsehen erregte. Zu diesem gewagten Handstreich war aber auch unser Hans Waldmann und gar als Bannerträger mitgezogen.

Solche und andere Erfolge, auch eine reiche Heirat, brachten Waldmann rasch vorwärts. Er wurde Zunftmeister der Gerber, verließ aber das Handwerk bald und betrieb nun einen Handel mit Eisen, und bald gelangte er in den Rat. Da kamen sein kluger Kopf und sein gewandtes Wort erst recht zur Geltung.

Er wurde Bürgermeister der Stadt und Anführer der Zürcher in den ruhmvollen Burgunderkriegen. Bei Murten war er gar ein Haupt der gesamten eidgenössischen Macht. Der Rat von Zürich und die Tagsatzung schickten ihn als Gesandten nach Frankreich, Lothringen, Mailand und Rom. Von allen Seiten machten sich die Fürstlichkeiten an ihn heran, um sich durch Geschenke und Auszeichnungen seine Gunst und Hilfe zu sichern. Der böse Brauch, gegen Bestechungsgelder, sogenannte Pensionen, den fremden Herren gefällig zu sein, hatte eben damals überall eingerissen.

So brachte es Hans Waldmann zum reichsten und angesehensten Mann in der ganzen Eidgenossenschaft. Er ging in Samt und Seide und stattete sein Haus mit fürstlichem Prunk aus.

Aber im Geheimen hatte er grimmige Feinde. Die alten Herrengeschlechter der Stadt konnten es ihm nicht vergessen, daß er als armer

junger Bursche aus dem Zugerlande eingewandert war und einen der Ihrigen, den vornehmen Heinrich Göldli, aus dem Bürgermeisteramte verdrängt hatte. Auch waren sie ihm nicht wohlgesinnt, da er ihre Vorrechte mutig beschränkte und gar abzuschaffen trachtete, die Rechte der Handwerker dagegen ständig zu mehren suchte.

Hans Waldmann kümmerte sich wenig um diese heimliche Feindschaft. Die große Masse des Zürchervolkes hielt zu ihm, und er glaubte, seine Macht sei unerschütterlich. In diesem Gefühle tat er manches, was auch seine Freunde nicht recht verstehen konnten. Er erließ strenge Verordnungen gegen Kleiderpracht und üppiges Leben, hielt sich selber aber wenig daran, sondern nahm gerne an Festlichkeiten und frohen Gelagen teil. Hinterm Zürichberg besaß er dafür ein eigenes Lust- und Jagdburglein, den Dübelstein; oft auch ging er mit fröhlichem Gefolge hinab nach Baden, wo damals unter den Badegästen immer viel Vergnügen und Kurzweil zu finden war.

Am meisten aber schadete er seinem Ansehen durch eine Gewalttat gegen den Luzerner Söldnerhauptmann Frischhans Theiling, den Helden der Schlacht bei Giornico. Dieser hatte dem Zürcher Bürgermeister den Vorwurf gemacht, er habe sich von den Mailändern bestechen lassen, daß er den Innerschweizern bei ihren Unternehmungen jenseits des Gotthards keine rechte Hilfe leiste; Waldmann sei ein meineidiger Bösewicht und das Zürcherbanner ein Bettelsack.

Das sollte der kecke Luzerner büßen.

Als er einige Jahre später nach Zürich auf die Herbstmesse kam, wurde er gefangen gesetzt und enthauptet, weil er die Ehre der Stadt Zürich und ihres Bürgermeisters schmählich verletzt habe.

Das Urteil erregte weit in der Eidgenossenschaft herum Erbitterung, besonders in Luzern und in der Innerschweiz.

Umso leichteres Spiel bekamen damit die Feinde Waldmanns in Zürich. Es gelang ihnen, das Landvolk gegen den Bürgermeister aufzubringen. Man war ihm ohnehin auf dem Lande in letzter Zeit nicht günstig gesinnt, weil er bestimmt hatte, daß Handwerk und Gewerbe nur in der Stadt betrieben und nur dort die Erzeugnisse der Landwirtschaft verkauft werden dürften. Nun erließ Waldmann – wie man sagt, auf

den Rat seiner heimlichen Feinde – unvorsichtigerweise noch ein Gebot, wonach die großen Bauernhunde abgeschlachtet werden sollten, weil sie der Jagd schadeten. Das führte zur offenen Empörung. Die Bauern zogen bewaffnet vor die Stadt. In der Bürgerschaft selber erhoben sich die Unzufriedenen. Es kam zu einem Auflauf vor dem Rathaus. Der einst so mächtige zürcherische Bürgermeister wurde herausgeholt und im Wasserturm der Limmat, im Wellenberg, eingekerkert.

Und nun ging es rasch mit ihm zu Ende. Die eidgenössischen Boten, die eben in Zürich waren, taten wenig oder nichts zu seiner Rettung, da sie ihm wegen des Theilinghandels noch gram waren. Er wurde zum Tode verurteilt, obgleich man ihm kein todeswürdiges Verbrechen zur Last legen konnte. Am 6. April 1489 bestieg er die Richtbühne. Trotz der ausgestandenen Folterung war sein Gang aufrecht und seine Haltung stolz wie zuvor. Er segnete die Stadt und empfahl sie und seine Seele der Gnade Gottes. Dann fiel sein Haupt.

Eidgenössische Freudentage

So leicht die Eidgenossen aneinder geraten und gegeneinander heftig werden konnten, so rasch vergaßen sie auch wieder. Kaum waren die «Stöße und Späne» abgetan, so hielten unsere Ahnen gleich wieder ein Fest ab.

Im Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts, zu Waldmanns Zeiten, machten sich die Urner und Schwyzer, an die zweihundert angesehene Männer nach Zürich auf, wohin man sie freundeidgenössisch eingeladen hatte.

Rat und Bürgerschaft der Stadt empfingen ihre bergländischen Gäste feierlich. Die Stadt hatte auch ihr Landvolk zu diesem Feste eingeladen. Und nun lebte man drei volle Tage lang wahrhaft hochzeitlich, und Faß und Pfanne kamen zu keiner Rast. Am vierten Tag gab man den Gästen noch das Geleite bis nach Wollishofen, wo sie mit einem Ehrentrunk dickroten Welschweins verabschiedet wurden.

Ein Jahr darnach luden Landammann und Rat von Uri die Zürcher auf ihre Kirchweih im Herbst 1487 zu Gast. Also zogen diese, über achtzig Berittene und hundertunddreißig zu Fuß, nach Altdorf. Auf dem Weg bewirtete man sie zu Zug und Schwyz aufs beste. Die Urner aber lagen mit ihren Nauen vor Brunnen und Küßnacht, und so konnten die Gäste zu Schiff über den herrlichen Bergsee nach Flüelen fahren. Zu Altdorf empfing sie darnach der regierende Landammann auf einer offenen Matte, und in seiner Begrüßungsansprache sagte er unter anderm: «Und so geben wir jetzt in euere Gewalt, was wir haben und vermögen, es sei Haus, Hof und anderes, nichts ausgenommen.» Das war noch rechte Gastfreundschaft.

Die Zürcher blieben drei Tage. Da gab es auch für die verwöhntesten Zungen Wohlbekömmliches. Man tischte den Gästen Wildbret von Gemsen, Hirschen, Rehen, Steinböcken, Wildsäuen und Bären auf, soviel jeder davon wünschen mochte; auch bewirtete man sie mit köstlichen Weinen aus eigenen und fremden Landen. Schon in aller Morgenfrühe begann das Fest, und bei Schmaus und Trunk ließ man einander den ganzen Tag hindurch und bis in alle Nacht hinein hochleben. Zum Schlaftrunk spendeten die Gastgeber noch Welschwein, und die Tische überschüttete man mit Zuckerwerk.

Beim Abschied überreichten die Zürcher dem Landammann ein Säcklein, das zweihundert Gulden enthielt, und auch die Weiber und Dienstboten bekamen reichliche Geschenke. Darauf führten die Urner ihre Gäste wieder nach Brunnen zurück.

In Schwyz empfing man sie ebenso gastlich, und nun ging dort das Wohlleben und Heissajuheien wieder an; denn die Schwyzer hatten ein gar üppiges Mahl gerüstet, und darnach gab's Tanz, daß es stob und jauchzte bis an die beiden Mythen hinauf.

Unterdessen waren aber die Urner über das Säcklein der Zürcher Gäste gegangen, und da fanden sie zu ihrer Bestürzung das große Geldgeschenk. Flugs sollten es zwei Ratsherren den Zürchern nach Schwyz wieder zutragen. Doch diese nahmen es nicht mehr zurück. Die Schwyzer aber wollten die Zürcher noch nicht ziehen lassen. Sie baten sie, noch einen Tag zu bleiben. Aber das wollten die Herren von Zürich nicht,

da sonst ihre Stadt zu lange ohne Behörden hätte sein müssen. Man geleitete sie also von Schwyz aus nach Arth, und so ritten sie bald darnach wieder in Zürich ein.

Ein hochherziger Regent

Das von hohen Bergen umstandene Tal von Engelberg, in das der weißköpfige Titlis so schön hineinwundert, war durch das im zwölften Jahrhundert gegründete Kloster urbar gemacht und bevölkert worden. So blieben die Talleute der Abtei untertänig und zu gewissen Steuern und Dienstleistungen pflichtig.

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts jedoch weigerten sich die Engelberger, ihre Abgaben zu entrichten, und erklärten sich unabhängig. Die Orte Luzern, Schwyz und Unterwalden, die doch selber einst alles drangesetzt hatten, sich frei zu machen, verstanden sich als Schirmer des Stifts dazu, die freiheitsfreudigen Engelberger zu unterwerfen und ihnen ihren Ausruf «Wir wollen unsere eigenen Herren sein!» abzugewöhnen, was ihnen bei ihrer großen Übermacht ein Leichtes war. Dreitausend Mann aus diesen Ländern machten sich nachts von Stans auf, fielen ins Engelberger Tal ein und bemächtigten sich der Häupter des Aufstandes. Der Hauptrebell wurde durch ein Kriegsgericht der drei Waldstätte zum Tode verurteilt.

Dieses Urteil nun mußte die Bestätigung durch den regierenden Abt des Klosters haben. Aber als man es ihm vorlegte, verweigerte Ulrich Stadler, so hieß der Abt, seine Unterschrift. «Da sei Gott vor», sagte er, «daß ich ein Todesurteil mit der nämlichen Hand bestätige, die im Namen des barmherzigen Gottes den Segen spendet.»

So wurde das Urteil in Gefängnis und Geldbuße umgewandelt.

Vom Schwabenkrieg

Die Mannszucht der alten Eidgenossen

Im Jahre 1499 entstand zwischen Kaiser Maximilian und den Eidgenossen aus allerlei Streitursachen ein Krieg. In der Hauptsache handelte es sich darum, ob die Schweizer noch zum Deutschen Reiche gehören, sich seinem obersten Gericht unterstellen und dem Kaiser im Kriegsfall Hilfe an Geld und Mannschaften leisten sollten. Weil der Krieg auf seiten des Kaisers besonders durch die schwäbische Ritterschaft und die schwäbischen Städte geführt wurde, nannten ihn die Schweizer den Schwabenkrieg. Er kostete beidseitig viel Volk. Auch ging es dabei grausam und wahrhaft unchristlich zu. Es gab Gefechte und Schlachten; Städte wurden geplündert, Dörfer verbrannt und Schlösser zerstört, ja ganze Gegenden verheert.

Es war bei Beginn der bösen Fehde; da wollten die Schweizer den Rhein bei seiner Einmündung in den Bodensee durchwaten, um ins Vorarlberg einzufallen. In Reih und Glied wagten sie sich in den Fluß, der höher ging als sonst. Das Wasser soll den Durchziehenden oft bis an die Schultern und noch darüber gegangen sein. Trotzdem kamen sie vorwärts, und schon hatten die Vordersten das andere Ufer erreicht, als es plötzlich hieß, der Feind rücke an.

Es hatten sich nämlich berittene feindliche Beobachter dem Fluß genähert, um so die Anzahl der herankommenden Eidgenossen auszukundschaften. Diese Reiter hielt man für die Vorhut des Feindes.

Jetzt befahlen die Hauptleute ihren Waffengenossen, im Wasser anzuhalten. Sie hielten es für vermessen, weiterzugehen, bevor sie über den Feind Kundschaft eingezogen hätten, aber für schändlich, zurückzukehren, ohne das kaiserliche Heer gesehen zu haben. So blieben die Eidgenossen denn im Rheinlauf stehen, jeder da, wo er eben sich befand, alle jedoch in guter Ordnung.

Es war aber im Februar, und der Rhein führte Eisschollen mit, gegen die sie sich mit ihren Spießen beständig wehren mußten. Fast zwei Stunden standen sie also im Strom, bis endlich die Nachricht kam, es sei kein Hinterhalt zu befürchten, worauf sie den schwierigen Übergang vollendeten.

Der tapfere Glarner

In demselben Kriege machte ein kaiserliches Heer von fünfzehntausend Mann zu Roß und zu Fuß von Feldkirch her einen Einfall über den Rhein in das Schweizergebiet und verbrannte das Dorf Gams am Wege ins Toggenburg und andere kleinere Ortschaften.

Jetzt eilten die in jenen Gegenden weilenden eidgenössischen Besatzungsmannschaften zusammen und setzten dem Feind kräftigen Widerstand entgegen. Sie waren aber zu sehr in der Minderheit und mußten sich mit einem Verlust von siebzig Mann ins Städtchen Werdenberg zurückziehen.

Auf diesem Rückzug zeichnete sich Hans Schuler von Glarus, der Wala genannt, besonders aus. Im Getümmel des Gefechtes war er von den Seinigen getrennt worden, und unversehens sah er zwanzig Reiter um sich, die ihn einschließen und niedermachen wollten. Aber er wehrte sie mit seiner Lanze mannhaft von sich ab. Es gelang ihm sogar, drei seiner Feinde aus dem Sattel zu stechen. Dennoch – er blutete schon aus vielen Wunden – schien er verloren. Aber mutig stritt er fort.

Jetzt bemerkte ihn der schwäbische Ritter Niklaus von Brandis. Von Bewunderung ergriffen, rief er: «Laßt ab von dem Helden!» Und ohne weiteres ritt er auf den Glarner zu und sicherte ihm das Leben zu, wenn er sich ergebe. Und als Wala nun einwilligte, da er sehr erschöpft war, nahm ihn der edelmütige Ritter hinter sich aufs Pferd, und also ritten sie nach Feldkirch. Dort erzählte der Herr von Brandis die Tat des Glarners und lobte sie hoch vor allem Volk. Ja, er stellte seinem Schützling einen Brief aus über seine große Tapferkeit und ließ ihn in allen Ehren heimziehen.

Die Eidgenossen wollten sich aber in der Großmut nicht beschämen lassen und setzten den Sohn des Ritters von Brandis, den sie bei Vaduz gefangen hatten, sogleich und ohne Lösegeld in Freiheit.

Die getreuen Hauptleute

Die Eidgenossen lagerten, siebentausend Mann stark, zu Azmoos am Rhein. Kaiser Maximilians Heer stand nicht weit von ihnen bei Feldkirch, und zwar zählte es vierzehntausend Krieger. Die Schweizer, die es liebten, den Feind immer so rasch als möglich anzupacken, beschlossen. die festen Stellungen der Kaiserlichen anzugreifen und zu überrumpeln.

Das war aber nicht so leicht getan. Um sich für den Angriff vor einem überraschenden feindlichen Zuzug zu sichern, wollte nun der Urner Hauptmann Heinrich Wolleb den Berg Lanzengast mit zweitausend Mann ersteigen und besetzen, während sich der Gewalthaufe geradenwegs gegen die verschanzten Feinde wenden sollte.

Also stieg Wolleb mit seinen Mannschaften in aller Frühe und so still als möglich bergan. Der Weg ging durch Stauden und Gestrüpp, über Felsen steil hinauf. Da, auf einmal, ganz unversehens, erblickten die stillen Berggänger feindliche Truppen, die sogleich ein lebhaftes Feuer auf sie eröffneten. Flink warfen sich die Schweizer nieder und krochen nun, so rasch es sich tun ließ, auf allen Vieren durch den Busch, während die Kugeln über sie hinwegfegten. Und kaum waren sie am Feind, so sprangen sie auf und warfen die Schwaben im ersten Anlauf über den Haufen, und zwar so, daß sie auf das unten am Berg vorrückende eidgenössische Heer hinunter getrieben wurden, das sie gar übel empfing und vernichtete.

So konnten sich Wolleb und seine Gesellen mit dem eidgenössischen Gewalthaufen vereinigen, und nun rückten sie vereint auf die Hauptmacht Kaiser Maximilians los, nachdem die Verschanzungen ziemlich leicht genommen worden waren.

Jetzt brannten die Schwaben ihr Geschütz los; aber die Kugeln strichen über die Schweizer hinweg, und nun wollten diese im Sprung an den Feind. Aber obwohl damals das Laden einer Kanone eine gute Weile dauerte, traute Hauptmann Wolleb der Sache doch nicht. Er gebot also, man solle sich niederwerfen. Er allein blieb stehen, um Ordnung zu halten. Auf einmal krachten alle feindlichen Kanonen: allein die Kugeln

flogen über die auf dem Boden liegenden Eidgenossen hinweg, ohne jemanden zu treffen. Nur der wackere Urner Hauptmann Wolleb fiel sterbend nieder. «Tapfer dran, liebe Eidgenossen!» rief er noch aus, «mit euch ist Gott, der Sieg kann euch nicht fehlen.» Dann verschied er.

Wie der Blitz stürmten die Schweizer nun in den Feind, bevor er die Geschütze wieder zu laden vermochte. Schrecklich war der Angriff und vollständig der rasche Sieg.

Das war im April 1499. Um die gleiche Zeit bezog ein österreichisches Heer in der Calven vor Graubünden ein sehr festes Lager. Es war zwölftausend Mann stark und mit Geschützen wohlversehen. Die Kriegsleute fielen von dort aus ins Engadin ein, plünderten die Dörfer und schleppten Geiseln mit sich weg.

Da brachen die Bündner, an die achttausend Mann, in zwei Abteilungen gegen das feindliche Lager auf. Der eine Heerhaufen sollte unter Benedikt Fontana das Lager von Calven über den Schleinigerberg umgehen, während der stärkere Heeresteil unter Freuler auf geradem Wege an den Feind rücken wollte.

Fontana erreichte unter großen Anstrengungen den Berggipfel, wo er, zum Zeichen seiner Ankunft, ein Haus anzünden ließ. Dann führte er, nach einem Gebet, seine Truppen an den Feind, dessen Heer in drei Haufen aufgestellt war. Fontana, in der Meinung, die Hauptmacht der Bündner müsse jeden Augenblick von der anderen Seite her den Kampf eröffnen, wagte sogleich den Angriff. Aber die Geschütze der Österreicher richteten große Verheerung unter seinen Leuten an. Diese hielten stand; doch im beginnenden Nahkampf wurde Fontana selber schwer verwundet. Ein ganzer Mann, drängte er die hervorquellenden Eingeweide zurück und rief aus: «Wacker dran, liebe Bundesgenossen! Erschrecket nicht über meinen Fall! Ich bin ja nur e i n Mann. Rettet das Vaterland und eure Bünde!» Dann brach er zusammen.

Fünf lange Stunden rang Fontanas Haufen mit dem Feind. Endlich kam die erlösende Hauptmacht der Bündner an. Wie nun die Österreicher ihre Heerhörner vernahmen, wurde es ihnen unheimlich, und sie gaben die Schlacht verloren. Sie ließen viertausend Tote zurück. Auch auf Seite der Bündner waren außer Fontana noch viele gefallen.

Die unglücklichen Kinder

Auch der Schwabenkrieg zeigte, was der Krieg für ein schweres Kreuz ist und wie viel besser die Völker täten, einen großen, ewigen Frieden über die ganze Welt zu schließen. Welch unermeßliches Glück wäre das! Der Krieg ist ja etwas so Schreckliches.

Hört nur, was der kaiserliche Feldherr Pirkheimer, der das Engadin hätte erobern sollen, erzählt: «Wir kamen durch verheerte Dörfer und verwüstetes Land zu einem großen abgebrannten Dorf. Am Ende desselben traf ich auf zwei alte Weiber, welche einen Haufen von etwa vierzig Kindern, Knaben und Mädchen, vor sich hertrieben. Alle waren vor Hunger so eingefallen und abgezehrt, daß sie schrecklich anzuschauen waren. Ich fragte die Weiber, wohin sie den elenden Haufen treiben wollen. Sie waren wie verwirrt; vor Schmerz und Hunger konnten sie kaum reden. Endlich sagten sie: ‚Du wirst es bald sehen, wohin wir die unglücklichen Kinder führen.'

Sie kamen nun auf eine Wiese. Da fielen sie auf die Knie nieder und fingen an, fast wie das Vieh im Grase zu weiden, indem sie die schmackhaftesten Kräuter auslasen. Dieser schreckliche Anblick machte mich stumm. Wie sinnlos stand ich lange da. Eine von den Alten sagte dann: ‚Siehst du nun, warum die unglücklichen Geschöpfe hieher geführt wurden? Es wäre ihnen besser, sie wären nie geboren worden, als daß sie solches Elend ausstehen müssen. Ihre Väter fielen durchs Schwert, ihre Mütter starben vor Hunger, ihre Habe raubte der Feind, und ihre Wohnungen sind verbrannt. Nur wir Elenden sind noch übrig, um die armen Kinder wie das Vieh auf die Weide zu treiben und sie mit Gras zu füttern. Ach, wir hoffen, wir werden bald mit ihnen vom Elend erlöst. Vor wenigen Tagen waren ihrer noch einmal so viel; sie starben vor Hunger und Elend, glücklicher durch ihren frühen Tod als durch ein längeres Leben.'

Da brach ich in Tränen aus, erbarmte mich des jammervollen Schicksals der Menschen und verfluchte die Wut des Krieges.»

Also berichtet dieser brave, gutherzige Feldherr.

Das herzhafte Thurgauermägdlein

Die Eidgenossen waren endlich des langen Krieges mit dem Kaiser Maximilian und seinen österreichischen und schwäbischen Truppen müde, und sehnlichst wünschten sie Frieden zu schließen. Da hatten sie nun doch einmal Krieg genug bekommen. Sie schrieben daher an den Kaiser, der mit seinem Heer in Konstanz lag: «Wir führen ungern Krieg und wollen lieber die Streitigkeiten mit Recht als mit Gewalt ausmachen. Es ist schade um das kostbare Menschenblut, welches so in Menge vergossen wird. Wird aber unsere Friedensliebe verachtet, so trauen wir auf Gottes Hilfe, die wir schon erfahren haben. Wir verteidigen nur unsere uralte väterliche Freiheit, und immer werden wir, wie es Männern geziemt, lieber ehrenvoll sterben als einen schmählichen und schändlichen Frieden machen.»

Diesen gar schön gesetzten Brief brachte anfangs Heumonat ein Mägdlein aus dem Thurgau zum Kaiser nach Konstanz. Denn so erbittert war man gegeneinander, daß man keine Männer mehr als Boten zu verwenden wagte.

Als das Mägdlein nun vor dem Hause, wo der Kaiser Max Hof hielt, auf Antwort wartete, und zwar mitten unter geharnischten Kriegsleuten, fragte es ein Geselle der kaiserlichen Leibwache: «He du, was machen die Eidgenossen in ihrem Lager?» Gleich antwortete das Mägdlein: «Seht ihr denn nicht, daß sie euren Angriff erwarten?» – Als jener nun noch wissen wollte: «Wie viele sind dort beisammen?» gab es zurück: «Genug, um euere Angriffe abzutreiben.» Die Krieger drangen nun heftiger darauf, daß es die Zahl der Schweizer angebe. «Wenn's mir recht ist», sagte keck die Kleine, «so hättet ihr die Eidgenossen in dem Treffen, das neulich vor den Toren dieser Stadt vorfiel, zählen können, wenn die Flucht euch nicht blind gemacht hätte.» Als sie gar noch fragten: «Haben die Schweizer auch zu essen?» entgegnete sie: «Wie könnten sie denn leben, wenn sie nichts zu essen und zu trinken hätten?»

Diese träfen Antworten belustigten den ganzen Vorhof des kaiserlichen Lagers gar sehr. Jedoch einer der Haudegen gedachte die wohl-



beschlagene kleine Thurgauerin zu erschrecken, und so bedrohte er sie mit dem Schwert. «Wahrhaftig», sagte das Mägdlein zu ihm, «du bist mir ein rechter Held, daß du ein junges Mädchen umbringen willst. Wenn du so großes Verlangen trägst, zu streiten, warum stürmst du nicht an das feindliche Lager? Du wirst dort gewiß einen finden, der dir zum Kampfe steht. Aber es ist leichter, ein wehrloses, unschuldiges Mädchen zu bedrohen als dem bewaffneten Feind zu begegnen, welcher nicht mit Worten, sondern mit dem Schwert seine Sache zu führen versteht.»

Von dieser herzhaften Art Mägdlein wachsen uns hoffentlich auch heute noch recht viele im Schweizerlande auf.

Zwei edelmütige Hauptleute

Als im Sommer dieses Kriegsjahres 1499 die Zürcher und Unterwaldner an der schwäbischen Grenze dem Kaiser Max gegenüber lagen, waren unter ihnen zwei Hauptleute, die sich gegenseitig schwer beleidigt hatten und einander nun auf den Tod haßten. Der Zürcher hieß Heinrich Zurkinden und der Unterwaldner Arnold Winkelried. Die andern Heerführer kannten diese Feindschaft und befürchteten Böses. Sie ermahnten deshalb die zwei Männer ernstlich, zu bedenken, daß sie beide Schweizer seien, die für das gemeinsame Vaterland zu kämpfen hätten; sie sollten sich also hüten, die Eintracht im Lager zu stören.

Eines Tages nun zog ein Haufe dieses Schweizer Kriegsvolkes gegen die Kaiserlichen, und die beiden verfeindeten Hauptleute waren als Anführer mit dabei. Da geriet Winkelried im Gefecht so ins Gedränge, daß er verloren schien.

Das sah Zurkinden. Blitzschnell sprengte er mit seiner Schar herzu und befreite den vom Tode bedrohten Nidwaldner. Als der Feind verjagt war, ritten beide Hauptleute mit ihrem Kriegsvolk wieder ins Lager.

Kaum aber war Arnold Winkelried dort angekommen, so bestieg er sein schönstes Roß und ritt vor die Zelte der Zürcher. Mit weithin vernehmbarer Stimme rief er nach dem Hauptmann Zurkinden.

Erschrocken eilten andere Hauptleute, die nichts von dem Vorgefallenen wußten, herbei; sie glaubten nichts anderes, als der Unterwaldner wolle den Zürcher zum Zweikampf herausfordern.

Als aber Zurkinden aus seinem Zelte trat, stieg Winkelried vom Pferd, begrüßte ihn herzlich und dankte ihm mit warmen Worten dafür, daß er ihn aus den Kaiserlichen herausgehauen und gerettet hatte. Und vor aller Augen umarmten sich die beiden Eidgenossen. Danach schenkte Winkelried dem Zürcher Hauptmann seinen prächtigen Hengst, und von der Stunde an waren die einstigen Feinde, zur Freude aller, die treuesten Freunde.

Der Tag von Dornach

Die letzte große Schlacht im Schwabenkrieg wurde bei dem Juradorfe Dornach geschlagen. Die Mehrzahl der eidgenössischen Kriegskräfte lag damals bei Schwaderloh, in der Gegend von Konstanz, um kaiserliche Truppen, die den Thurgau bedrohten, abzuwehren.

Das wollte sich der schwäbische Graf Heinrich von Fürstenberg zunutze machen, indem er die eidgenössischen Lande an einer weit entlegenen Stelle angriff. Mit einem Heere von 15 000 Mann zog er an Basel vorbei ins Solothurner Gebiet, verheerte die Gegend und begann das feste Schloß Dorneck zu belagern. Es wurde aber tapfer verteidigt durch eine Besatzung unter dem mannhaften Benedikt Hugi.

Gleich rückten die Solothurner ins Feld und mahnten die Miteidgenossen zu schleunigem Zuzug. In Liestal stießen Hilfsvölker aus Bern, Zürich und Luzern zu ihnen. Am 22. Juli zog das Heer, 5000 Mann stark, über die Jurahöhen gegen den Feind. Als sich der Blick ins Tal der Birs und nach Dornach öffnete, da sahen die Eidgenossen, daß das schwäbische Kriegsvolk sich ganz der Sorglosigkeit hingab. Wie auf einer Kirchweih ging es im Lager zu. Die einen saßen bei Schmaus und Trunk, die andern beim Würfelspiel. Waffen und Harnisch hatte man beiseite gelegt. Manche benützten den warmen Sommertag zu einem Bad in der Birs. Es schien niemand daran zu denken, daß Schweizer in der Nähe sein könnten. Zwar soll ein erfahrener Kriegsmann den

Feldherrn gewarnt haben, er möge vor einem Überfall auf der Hut sein; aber er habe die höhnische Antwort bekommen: «Es wird doch nicht Schweizer schneien; sie sind ja alle bei Schwaderloh.»

Und doch – es schneite Schweizer. Als ein grimmiger Schneeschauer fuhren sie vom Berge herab und fegten zunächst die Belagerungstruppen vor der Burg Dorneck weg. Der Graf von Fürstenberg selber fiel. Dann ging der Sturm weiter zu Tal, dem feindlichen Hauptlager entgegen.

Jetzt waren Schmaus und Würfelspiel rasch vergessen. Eilends schlüpften die schwäbischen Kriegsleute in den Harnisch, griffen nach den Waffen und suchten sich zu ordnen. Und da sie bald inne wurden, daß sie in der Übermacht waren, wuchs ihnen der Mut und sie stellten sich mannhaft zur Wehr. Es wurde ein wildes, blutiges Ringen. Aber als es den Eidgenossen heiß werden wollte, da zeigten sich auf den Höhen, woher sie gekommen waren, die Banner der Luzerner und Zuger, die zur Hilfe herbeieilten.

Nun schneite es erst recht Schweizer. Und es wurde ein so böses Gestöber, daß die Schwaben den Kampf aufgaben und flohen. Sie ließen 3000 Tote und das ganze Lager zurück.

Als Kaiser Maximilian den schlimmen Ausgang der Schlacht vernahm und einsehen mußte, daß er selber am Bodensee nichts gegen die Eidgenossen auszurichten vermochte, nahm der grausame Krieg ein Ende. Am 22. September 1499 schloß er mit ihnen Frieden. Von da an fühlten sich die Schweizer nicht mehr als Deutsche, als Angehörige des Reiches, sondern als ein freies Volk und schalteten und walteten, ohne sich je mehr um den Willen des deutschen Kaisers zu kümmern.

Etwa 150 Jahre später, 1648, nach dem Dreißigjährigen Kriege, wurde in den Urkunden über den Westfälischen Frieden in aller Form festgelegt, daß die Schweiz hinfort vom Deutschen Reiche völlig unabhängig sei.

Basels Aufnahme in den Schweizerbund

Die Stadt Basel stand seit langem mit den Eidgenossen in gut nachbarlicher Freundschaft. Es war ihr dabei immer wohl ergangen, beim Einfall der Armagnaken, im Burgunderkrieg, im Schwabenkrieg. Darum trat die Stadt im Jahre 1501 als neuer Ort, als elfter, der Eidgenossenschaft bei. Am 8. Juni wurde sie aufgenommen; am 13. Juli, am Feste des Basler Schutzheiligen, des Kaisers Heinrich, sollte der Bund feierlich beschworen werden.

Als am Morgen des Festtages die Gesandten der eidgenössischen Orte der Stadt nahten, wurden sie von den Basler Bürgern am Aeschentor feierlich empfangen. Man reichte ihnen den Ehrentrunk. Dann ritten Gäste und Ratsherren würdevoll in die Stadt ein. Buben und Mädchen jubelten ihnen zu: «Hie Basel! Hie Eidgenossenschaft.»

Die Feier wurde durch ein Hochamt im Münster eröffnet. Darauf ging der Zug der eidgenössischen Boten, des Rats und der Bürger von Basel auf den Marktplatz, die Zünfte im Festzug mit ihren Fahnen, Trommler und Pfeifer an ihrer Spitze.

Vor dem alten Rathaus war auf Fässern eine Holzbühne errichtet worden. Hier stellten sich die Gesandten und der Basler Rat auf. Rings im Kreise standen dicht gedrängt die Basler Bürger, alle, die über 15 Jahre alt waren, dazu auch die Abgeordneten der Landschaft. Der Bundesbrief wurde verlesen. Dann sprach der Bürgermeister von Zürich den Eid vor, den die Basler zu leisten hatten. Alle hoben die rechte Hand mit ausgestreckten Schwurfingern hoch, wiederholten die Worte des Schwures und gelobten damit der Eidgenossenschaft ihre Treue. Darauf sprach der Bürgermeister von Basel den eidgenössischen Gesandten den Eid vor, den diese Basel gegenüber abzulegen hatten, und im Namen der Eidgenossenschaft taten auch sie den Treueschwur. Nun fingen die Glocken der Stadt an zu läuten, und alsbald ging's zu einem großen Festmahl und Becherlupfen. Den ganzen Tag herrschte in den Straßen und auf den Zunfthäusern ein freudiges Leben. Alle Tore der Stadt blieben geöffnet. In eines derselben setzte der Rat gar statt der zwanzig geharnischten Kriegsleute, die sonst hier Wache hielten, eine

Frau mit einer Kunkel, die da den Zoll abnehmen sollte. Damit wollten die Basler kundtun, wie sicher sich nun die Stadt im Bunde mit den Eidgenossen fühle.

Dem ersten Kinde, das nach der Feier des Bundesschwurs in Basel geboren wurde, standen die eidgenössischen Boten zu Gevatter. Es war ein Knabe. Beim Klang der Trommeln und Pfeifen brachte man ihn zur Taufe. Und aus diesem Knaben wurde später der weitberühmte Buchdrucker Hieronymus Froben.

Der Aufnahme Basels folgte am 9. August desselben Jahres diejenige der Stadt Schaffhausen, die schon lange mit einzelnen Orten der Eidgenossenschaft Bündnisse abgeschlossen hatte. Zwölf Jahre später, 1513, wurde auch Appenzell als vollberechtigtes Glied in den ewigen Bund der Eidgenossenschaft aufgenommen, und so war man zu der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft gekommen, die nun bis zum Jahre 1798 unverändert fortbestand.

Die Mailänderzüge und Marignano

Durch ihre Siege über Burgund und über das Deutsche Reich waren die Schweizer ein mächtiges Kriegsvolk geworden, dessen Ruhm durch das ganze Abendland ging. Wenn ein Fürst sich schützen oder mit Gewalt sich etwas erobern wollte, suchte er um schweres Geld die angesehensten Leute in der Eidgenossenschaft samt ihrem Volk zu gewinnen, auf daß sie ihm zuzögen. Mit Hilfe der angriffigen und kriegsgewohnten Schweizer meinte man alles durchsetzen zu können. Der Ruf ihrer Kriegskunst machte die Eidgenossen immer selbstsicherer und stolzer, aber auch begieriger nach Geld und Gut. Also liefen sie allen hohen Herren zu, denen die Mittel es erlaubten, Schweizersöldner zu halten. Allein das konnte auf die Dauer nicht gut werden. Im steten Kriegsdienst verloren die Leute alle Lust zu bäuerlicher oder handwerklicher Arbeit. Sie gewöhnten sich an ein wildes, abenteuerliches Leben, und wenn sie wieder in die Heimat zurückkehrten, gar manche als

Krüppel, dann fielen sie oft ihren Angehörigen oder der Gemeinde zur Last, und man mußte in Sorge sein wegen ihrer rauhen Sitten, ihres jähen, rauflustigen Wesens.

Um jene Zeit zogen die Schweizer Reisläufer besonders dem König von Frankreich und dem Herzog von Mailand zu, die miteinander im Kriege lagen. So kam es dazu, daß einmal bei dem Städtchen Novarra Schweizer einander auf dem Schlachtfeld gegenüberstanden. Da weigerten sich aber diejenigen im Dienste des Mailänders, gegen ihre Landsleute im französischen Heere zu kämpfen. Es wurde unterhandelt, und man gewährte ihnen freien Abzug. Sie versuchten den Herzog Ludwig, der selber bei dem Heere war, vor der Gefangennahme zu retten, indem sie ihn, als Reisläufer verkleidet, in ihren Reihen verbargen. Aber als die Franzosen für die Auslieferung eine Summe Geldes versprachen, da fand sich doch ein habgieriger Schweizer, der ihn verriet. Wohl wurde dieser später in Altdorf hingerichtet; aber der Verrat von Novarra blieb lange ein Fleck auf der Schweizerehre.

Der König von Frankreich hatte es verstanden, die Schweizer mit glatten Worten für sich zu gewinnen, aber nach siegreichem Feldzug blieb er ihnen einen großen Teil des wohlverdienten Soldes schuldig. Darüber waren sie erbittert, und als einige Zeit hernach der Bischof von Sitten, Matthäus Schiner, im Namen des Papstes, der die Franzosen wieder aus Italien verdrängen wollte, die Schweizer um Hilfe anrief, da zogen sie, ein stolzes Heer, über die Berge, eroberten das Herzogtum Mailand und schenkten es dem Sohne des bei Novarra verratenen Herzogs Ludwig.

Umsonst bot der König von Frankreich seine besten Feldherren und eine starke Kriegsmacht auf, um das verlorene Gebiet wieder zu gewinnen. In einer blutigen Schlacht, wiederum bei Novarra, errangen die Schweizer durch ihre Kriegskunst und Tapferkeit einen ihrer gewaltigsten Siege.

Aber auf den Feldern um Mailand sollte zuletzt doch das Kriegsglück der Schweizer untergehen. Das war bei Marignano im Jahre 1515, wo König Franz I. von Frankreich ihnen ein großes, glänzend gerüstetes Heer entgegenstellte. Wohl stritten sie zwei Tage lang mit heldenhaftem

Mut. Sie brachten am ersten Tag die feindlichen Geschütze zum Schweigen, ohne sie aber, der Nacht wegen, völlig gewinnen zu können. Sie kämpften am zweiten Tage gegen die Übermacht der Franzosen und ihrer deutschen Landsknechte wie die Löwen, denn sie wußten eben nur von Sieg. Sie unterliefen sogar die Rosse und überwarfen sie samt den Reitern. Es nützte alles nichts; denn als sie meinten, sie wären endlich am Geschütz, das ihnen den größten Schaden tat, da ertönte der Ruf: «San Marco, San Marco!» Das war das Feldgeschrei der Venetianer, die dem französischen König in letzter Stunde noch zu Hilfe kamen. Jetzt gaben die ermüdeten Eidgenossen die Schlacht verloren.

Sie mußten den Rückzug antreten. Sie taten es aber wie ein rechtes Volk von Männern. Sie bildeten ein gewaltiges Viereck und nahmen in ihre Mitte alle Toten und Verwundeten, die sie erlangen konnten, und auch ihr Geschütz. Und so zogen sie, unter fortwährendem Ansturm der feindlichen Reiterei, hinter den großen Graben nach Mailand, wohin man ihnen nicht zu folgen wagte. Gar viele hochangesehene Häupter der Eidgenossenschaft lagen unter den Opfern der unglücklichen Schlacht, an der auch der Walliser Kardinal Matthäus Schiner und Ulrich Zwingli als Krieger und Tröster teilgenommen hatten.

Wahre Wunder der Treue und Tapferkeit wurden in dieser gewaltigen Schlacht verrichtet. Als man den Bannerträger von Appenzell tot antraf und mitnahm, fand man in seinem Wams die gerettete Landesfahne. Dem Basler Landesvenner gar gelang es noch, seines Standes Banner den Seinigen zu überreichen, als er, beider Beine durch eine Kanonenkugel beraubt, sich nur mehr am Boden hinzuwälzen vermochte. Ein Unterwaldner Kaplan holte das verlorene Fähnlein seines Landes mit Todesverachtung aus einem Knäuel Feinde heraus. Der Ruhm fehlte den Schweizern nicht, aber der Sieg; auch das Heerhorn der Urner, der berühmte Uristier, der den feindlichen Völkern in so mancher Schlacht das Entsetzen ins Gebein geblasen, ging für immer verloren.

Es waren böse Tage, diese Schlachttage von Marignano. Die ganze Schweiz wurde von einer nachhaltigen Trauer überschattet wie von einer Sonnenfinsternis. Und es waren doch auch gute Tage; denn sie

verleideten weit herum dem Volke das Kriegsgeläuf für fremde Händel und Eroberungssucht.

Zwar stiegen im Jahre 1522 schon wieder sechstausend Eidgenossen über die Gebirge, um, diesmal nun grad umgekehrt, dem französischen König Franz I. das Herzogtum Mailand erobern zu helfen, das sie doch sieben Jahre vorher gegen ihn so todesmutig verteidigt hatten. Es war aber schon nicht mehr ein Kriegszug des ganzen Volkes um Ruhm und Macht, sondern eher ein Reislaufen um Sold und Beute. Es erging den Schweizern denn auch nicht gut auf jener Kriegsfahrt. Bei Bicocca wurde das Heer des französischen Königs geschlagen, und tief gedemütigt mußten sie wieder heimziehen. Unter den dort Gefallenen war auch jener Arnold von Winkelried, der langbewährte Kriegsmann und Anführer, von dem früher bereits hier erzählt worden ist.

Der Kardinal Matthäus Schiner

Matthäus Schiner war einer der berühmtesten Männer seiner Zeit. Und doch war er einst nur ein armes Büblein aus dem Oberwallis gewesen. Aber ein tiefsichtiger alter Pfarrherr erkannte die ungewöhnlichen Geistesgaben des Kleinen und er brachte es dazu, daß Matthäus studieren konnte. Man schickte ihn nach Bern, wo er, nach der Sitte jener Tage, sich sein schmales Brot durch Singen vor den Häusern der Reichen zu verdienen trachtete. Eine Frau, die selber nicht viel hatte, lernte das bleiche Bürschlein kennen und erbarmte sich seiner. Sie nahm den kleinen Matthäus auf in ihr dürftiges Heim und sah zu ihm, als wäre er ihr eigenes Kind. Des Abends während sie spann, saß er nun bei ihrer Lampe bis tief in die Nacht hinein über seinen Büchern. Er war ein fleißiger Schüler. Er wurde aber auch ein vorbildlicher Priester, ein ausgezeichneter Bischof, und endlich weihte ihn der Heilige Vater in Rom gar zu einem der höchsten Würdenträger der Kirche, zum Kardinal. Matthäus Schiner ließ sich dann auch die Größe der Kirche sehr angelegen sein, tat sein möglichstes in ihrem Dienst und zog auch die

Eidgenossen auf die Seite des Papstes, als dieser in den Mailänderkriegen Italien von den Franzosen zu befreien versuchte.

Nach Jahren kam er als Gesandter des Vatikans mit großem Gefolge nach Bern, wo er studiert hatte. Sogleich erkundigte er sich nach seiner einstigen Beschützerin und vernahm mit großer Freude, daß sie noch lebe.

Da schickte er einen Diener hin. Der mußte ihre bescheidene Behausung mit allerlei schönen Gerätschaften ausschmücken. Er befahl auch, daß man köstliche Speisen und Weine zu ihr trage und dort ein Mahl rüste. Alsdann begab er sich in Begleitung hochwohlmögender Ratsherren der Stadt, die er hiefür eingeladen hatte, in die Wohnung der stillen braven Frau, die ihm vorzeiten soviel Gutes erwiesen hatte.

Das arme, altgewordene Mütterlein mußte sich an den mit wohlschmeckenden Gerichten bedeckten Tisch und zwar neben den Kirchenfürsten setzen. Vor allen den vornehmen Herren bezeigte er ihr nun die größte Hochachtung, also daß die gute Alte ganz verwirrt wurde. Er nannte sie Mutter, wie er sie als Studentlein genannt hatte, und er wollte, daß sie ihn Sohn heiße wie einst. Als er sich verabschiedete, mußte sie durchaus das kostbare Geschirr und alles, was er in die einfache Häuslichkeit hatte bringen lassen, behalten. Auch schenkte ihr der Kardinal noch zweihundert Dukaten dazu. Er besuchte sie während seines Aufenthaltes in Bern immer wieder. Als er verreiste, gab er ihr seinen Segen und empfahl sich ihrem Gebete.

Über diese edle Handlungsweise freute sich jedermann. Man lobte den Kardinal, der aller Welt ein schönes Beispiel von Dankbarkeit gegeben hatte.

Viel tatest du für Christi Reich;
Dein Name glänzt in der Geschichte;
Doch zeigt dein Herze nichts so weich,
Nichts deinen Geist so schön im Lichte
Als jener Dank aus hohem Sein
Ans arme alte Mütterlein.



Die Glaubensspaltung und Ulrich Zwingli

Um jene Zeit, da der Kardinal Schiner als Gesandter des Papstes nach Bern kam, war diese Stadt und waren Zürich und Basel noch des gleichen Glaubens wie Luzern und die Länder am Vierwaldstättersee. Das ganze Schweizerland gehörte damals noch der katholischen Kirche an. Man betete zu Gottvater und seinem Sohne Jesus Christus. Man verehrte aber auch die Mutter des Heilands, die Jungfrau Maria, und die großen Männer und Frauen der Christenheit, die um ihres frommen Lebens und ihrer guten Taten willen zu Heiligen erhoben worden waren. Man weihte ihnen Kirchen und Kapellen und feierte ihre Gedächtnistage, zum Teil durch hohe kirchliche Feste. Das Haupt der Christenheit war der Papst, der Heilige Vater in Rom. Erzbischöfe und Bischöfe leiteten nach seinem Willen das kirchliche Leben in allen christlichen Ländern. Es gab Einsiedler, die ihr Leben ganz im Gebet und im Dienste Gottes verbrachten, und zahlreiche Klöster, die gestiftet worden waren, um guten Menschen ein Leben in Frieden und Frömmigkeit zu gewähren.

Allein eben um diese Zeit war manches in der christlichen Kirche nicht, wie es sein sollte. Einzelne Päpste dachten mehr daran, ihren Besitz an Land und Geld zu vermehren und Rom zu einer Stätte des höchsten Prunks zu machen, als dem Volke ein Vorbild schlichter Frömmigkeit zu sein. Auch in manchen Klöstern und bei vielen Weltgeistlichen fehlte die rechte christliche Gesinnung und ein reines, gottgefälliges Leben. Das bekümmerte alle ernstgesinnten Christen. Besondern Unwillen erregte es, als der Papst, um die Peterskirche in Rom auf das prächtigste zu erneuern, einen großen Ablaßhandel anordnete. Wer eine Summe Geldes an diesen Bau beisteuerte und sich verpflichtete, seine Sünden zu bereuen, dem sicherte er die Vergebung dieser Sünden zu. Mit diesem Ablaß wurde nun ein unwürdiger Handel getrieben. Dagegen und gegen andere Mißbräuche erhob sich ein heftiger Widerstand. Es kam zu einem erbitterten Glaubensstreit, und das Ende war daß große Teile der christlichen Welt sich von der bisherigen allgemeinen, der katholischen Kirche loslösten, den Papst nicht mehr als

ihren geistlichen Oberherrn anerkannten und aus dem Gottesdienst alles beseitigen, was nicht streng durch die Bibel begründet war, so die Verehrung der Jungfrau Maria und der Heiligen, die Ausschmückung der Kirchen mit Bildern, die Wallfahrten und Prozessionen, die Beichte und die lateinische Messe.

Für diese Glaubenswandlung, die Reformation, setzte sich in der Schweiz mit besonderem Eifer der Pfarrer Ulrich Zwingli ein. Er war am 1. Januar 1484 zu Wildhaus im Toggenburg geboren. Sein Vaterhaus ist dort heute noch zu sehen. Die ersten Schulkenntnisse gewann er bei seinem Oheim, dem Pfarrer in Weesen. Dann kam er nach Basel, wo er alle seine Mitschüler an Fleiß und Talent übertraf, später auf die Hochschulen zu Bern und Wien. Mit achtzehn Jahren wurde er Lehrer in Basel. Unablässig trachtete er danach, seine Bildung zu erweitern, und gewann sich dadurch Freunde und Gönner. Im Jahre 1506 kam er nach Glarus als Pfarrer. Dort gründete er eine Lateinschule, der er selber vorstand. In den Mailänderkriegen begleitete er die Glarner als Feldprediger. Dabei sah er, wie die Jahrgelder und Söldnerdienste Herren und Volk schädigten. Deshalb bekämpfte er dieses Unheil. Allein er zog sich dadurch so viele Feinde zu, daß er von Glarus wegziehen mußte. Er kam als Leutpriester in die Waldstatt Einsiedeln. Auch da studierte er fleißig. Vor allem beschäftigte ihn die Heilige Schrift und zwar vorzugsweise das Neue Testament. Um diese wunderbaren Bücher im Urtext lesen zu können, erlernte er mit Begeisterung die griechische Sprache. Er war aber kein weltabgeschiedener Gelehrter, sondern er liebte die Geselligkeit und pflegte vor allem gerne die Musik.

Damals schon kamen alljährlich Tausende von Wallfahrern nach Einsiedeln. Viele von ihnen hörten Zwingli predigen und erzählten daheim von dem Glaubenseifer des Geistlichen und von seiner hinreißenden Rede. So wurde sein Name weit umher bekannt. An einem Pfingstmontag wohnten auch zahlreiche Wallfahrer aus Zürich seiner Predigt bei. Sie wurden mächtig davon ergriffen, und da eben damals am Großmünster eine Pfarrstelle zu besetzen war, erwirkten sie, daß Zwingli dahin berufen wurde.

Am Neujahrstage 1519 trat Ulrich Zwingli sein neues Amt an. Lange schon hatten ihn die Übelstände in der Kirche beschäftigt. Nun wollte

er Ernst machen mit ihrer Beseitigung. Er verkündigte, daß der christliche Glaube und Gottesdienst einzig und allein auf der Bibel beruhen müsse und daß alles abzuschaffen sei, was damit nicht in Einklang stehe.

Der Rat in Zürich schenkte ihm willig Gehör, und so vollzog sich hier die Glaubensumwälzung; Zürich wurde reformiert. Bald folgten Bern und Basel nach.

In den innern Orten aber, wo man über die Geistlichen wenig zu klagen hatte, ja, in dem Einsiedler Niklaus von der Flüe ein Vorbild innigster Frömmigkeit im alten Glauben besaß, wo man auch an der Verehrung der Jungfrau Maria und der Heiligen und an den alten Kirchenbräuchen mit Liebe und Ehrfurcht hing, blieb das Volk dem katholischen Glauben treu.

So kam es zur Kirchentrennung in unserem Vaterlande. Das führte zu viel Haß und Streit und mehr als einmal zu blutigen Bruderkriegen. Möge das für alle Zeiten vorbei sein! Wir müssen einander, Katholiken und Protestanten, verstehen und achten und dürfen nie vergessen, daß wir alle doch gemeinsam Christen und Schweizer sind.

Die Kappeler Milchsuppe

Als einst im Jahre 1529 die Eidgenossen des Glaubens wegen gegeneinander ins Feld rückten, bezogen sie an der Grenze zwischen dem Zürcher- und Zugergebiet beidseitig ihr Lager. Nun war es so, daß man auf Seite der Katholischen starken Mangel an Lebensmitteln hatte, vorab gab's kein Brot mehr, während die Reformierten Brot und anderes im Überfluß besaßen.

Was taten nun die katholischen Eidgenossen aus der innern Schweiz? – Eine Schar von ihnen begab sich nahe ans Lager der Reformierten. Dort stellten sie eine umfängliche Mutte voll köstlicher Milch so haargenau auf die Grenze, daß sie halb auf katholischem Zuger- und halb auf reformiertem Zürcherboden stand. Jauchzend riefen sie die Zürcher herbei. Und im Handumdrehen hockte ein Schärlein der reformierten Eidgenossen mit ihnen um das Milchgefäß. Diese aber hatten ein großes

Brot mitgebracht, das sie nun emsiglich in die Milch einbrockten, so daß rasch eine gar schmackhafte Milchsuppe draus wurde.

Jetzt begann man beiderseitig die runden Holzlöffel, die bei der Mutte lagen, handlich zu gebrauchen und aß nach Herzenslust. Wenn aber ein reformierter oder ein katholischer Löffel gar zu umtunlich wurde und die Landesgrenze nach einem besonders ausgiebigen Brocken übermarchen wollte, schlug eine andersgläubige Hand den Träger auf die Finger, daß es pfiff, mit dem Mahnruf: «Blyb uf dynem Erdrych!»

Also war um diese Milchmutte ein gar fröhliches Leben und ein altschweizerisch offenes, weitumgehendes Gelächter. Es sah ganz so aus, als ob man im tiefsten Frieden wäre und nur so ein wenig freundnachbarlich sich necken wollte.

Als nun der Stadtmeister Jakob Sturm von Straßburg, der im Lager war, um Frieden zu stiften, herankam und dieses lustige Milchsuppen-Gelage sah, sprach er, mit Tränen in den Augen: «Ihr Eidgenossen seid doch wunderliche Leute; bei aller Zwietracht seid ihr eins und vergeßt der alten Freundschaft nicht.»

Zwinglis Tod

Nach der Begegnung bei Kappel hatten die katholischen und reformierten Eidgenossen durch Vermittlung des Standes Glarus und seines biedern Landammanns Hans Aebli einen Frieden geschlossen. Aber es war ein fauler Friede; gar bald, schon im Jahre 1531, entbrannte der Haß von neuem und grimmiger als zuvor.

Und eines Tages zogen die Zürcher aus, den aus den Ländern der innern Schweiz heranziehenden katholischen Eidgenossen entgegen.

Auch Ulrich Zwingli zog als Feldprediger und als Seele des Ganzen kriegsmäßig ausgerüstet mit. Bedrückten Herzens verabschiedete er sich von Weib und Kind. Sein Pferd wollte nicht vorwärts. Er spornte es und ritt dann ernst und schweigend fort in den Kampf.

Unter dem Hauptbanner Johann Kaspar Lavaters ging's wiederum nach Kappel. In der Nähe des Dorfes, von Wäldern verdeckt, lagerten

die Katholischen. Da es der Tag der Unschuldigen Kindlein war, hätten sie gerne den Kampf auf den nächsten Morgen verschoben. Aber plötzlich brach einer ihrer Führer, der Landvogt Jauch, mit seinen Urnern ganz auf eigene Faust aus dem Holz hervor und warf sich auf die Zürcher, und da er allein ihrer Übermacht nicht Meister geworden wäre, mußten ihn nun, wohl oder übel, die andern Mannschaften von Unterwalden, Schwyz, Luzern und Zug, zu Hilfe eilen. Also hob eine blutige Schlacht an, wobei die Zürcher, nun völlig in die Verteidigung gedrängt, bald den kürzern zogen, so verzweifelt sie sich auch wehrten. Sie mußten fliehen und vermochten mit Not das Banner zu retten.

Unter den vielen Gefallenen lag auf der Walstatt auch Ulrich Zwingli. Seine Feinde fanden ihn, mit gefalteten Händen, auf dem Rücken liegend. Sie kannten ihn nicht. Man fragte ihn, ob er beichten wolle. Er schüttelte das Haupt und blickte himmelauf. Da erstach ihn ein Hauptmann aus Unterwalden. Erst am folgenden Tag erkannte man Zwingli unter den Toten. Da sagte der Chorherr Hans Schönbrunner angesichts des gefallenen Gegners tiefbewegt: «Welches auch dein Glaube gewesen sei, ich weiß, du warst ein redlicher Eidgenoß. Gott sei deiner Seele gnädig!»

Ein Baum bezeichnete bis um die Mitte des letzten Jahrhunderts die Stelle, auf der Ulrich Zwingli am 11. Herbstmonat 1531 das Leben verlor. Am 16. Wintermonat gleichen Jahres wurde dann zwischen den katholischen und reformierten Eidgenossen Friede geschlossen.

Paracelsus, der Hexenmeister

Es war im Jahre 1493, da kam unter den Waldleuten zu Einsiedeln, in einem unscheinbaren Tätschhäuschen bei der Teufelsbrücke an der Sihl, hinterm Hochetzel, ein Büblein zur Welt, das später ein weltberühmter Mann werden sollte.

Dieser Waldmann von Einsiedeln, als welchen er sich allezeit stolz bekannte, hatte einen gar langfädigen Namen: denn er hieß Theophrastus Bombastus Philippus Aureolus Augustinus Paracelsus von Hohenheim.

Schon als blutjunges Bürschlein zog er in die Welt. Er bildete sich aus zum Arzt und Alchimisten und kam nach und nach gar weitherum, auch an viele Jahrmärkte, wo er, wie's damals bräuchlich war, seine Heilkunst ausübte. Landauf und landab kannte man den Doktor Paracelsus. Er wurde aber mehr als nur ein Arzt und Chemiker, der wie andere Gelehrte seiner Zeit nach dem Stein der Weisen, nach Gold suchte. Er wuchs sich aus zum großen Denker und Forscher, suchte die Geheimnisse der Natur zu ergründen und machte manche Entdeckung, mit der sich die Wissenschaft heute noch beschäftigt.

Da muß man sich nicht wundern, daß die Leute seiner Zeit den Paracelsus für einen Hexenmeister hielten; denn was sie nicht gleich einigermaßen verstehen konnten, nahmen sie in ihrer Einfalt und völligen Unbildung gar schnell für Hexerei und Zauberei. So redete man diesem Theophrastus, wie ihn das Volk nannte, nach, er habe einmal einen lästigen Spielmann aus der Stadt St. Gallen auf einem Schimmel durch die Luft mitten unter die Herren der Tagsatzung zu Baden reiten lassen. Auch erzählte man sich, Theophrastus trage im Knopf seines Schwertes, das er immer mit sich führte, alle vier Elemente, Erde, Wasser, Luft und Feuer; alles was er mit diesem Knopf berühre, verwandle sich daher in Gold.

Gar wunderlich, unheimlich soll's bei seinem Tod zugegangen sein. Es heißt, der Hexenmeister hätte einen Schwager gehabt, der auf ihn so neidisch gewesen sei, daß er ihn mit drei Diamanten vergiften wollte. Aber Paracelusus erkannte, was ihm drohte, und wußte auch von wem. Er nahm also flink eine Kreide und zeichnete seines bösen Schwagers Bild an die Wand. Darauf schoß er mit einem Pfeil darnach, und im selben Augenblick fiel der Schwager tot nieder. Aber, so wird weiter berichtet, auch der Hexenmeister mußte an dem Gifte sterben, weil ihm seine Nachbarn bei der Zubereitung des Gegengiftes in seiner Zauberwerkstatt zugesehen hatten.

Als er nun zum Sterben kam, da rief er seinen treuen Diener und fragte ihn, was er sich zum Andenken lieber wünsche, sein Schwert mit dem zauberkräftigen Knopf oder seine Bücher. Und siehe – da wünschte sich der Diener die Bücher. Wie er dann aber einsah, daß er

besser das Schwert begehrt hätte, da behielt er auch dieses und versteckte es, wiewohl ihm befohlen war, es in die wilde Sihl zu werfen, da niemand es erben sollte. Unversehens aber stellte ihn der Herr zur Rede und fragte ihn: «Hast du nach meinem Wort getan?» Als der Diener log und antwortete: «Ja, Herr», da ergrimmte Paracelsus und drohte ihm, er werde ihn auf gleiche Art umbringen wie seinen neidischen Schwager. Da aber machte sich der erschrockene Diener rasch davon, holte das verborgene Schwert und warf es so geschwind, als wäre es in seiner Hand weißglühend geworden, hinein in die Sihl.

Jetzt, berichtet die Sage, fing dieser Bergfluß zu brausen und zu sieden und anzuschwellen an; Steine sprangen auf, und die Erde bebte, samt des Hexenmeisters Haus. Da sagte der sterbende Paracelsus zu dem Diener: «So, nun weiß ich, daß du getan hast, wie ich befahl, und daß niemand das Schwert bekommen wird, aber ich weiß auch, daß die Stunde, in der ich sterben muß, da ist.» Und also sei er gestorben.

So erzählt die Sage. In Wirklichkeit aber ist Paracelsus in der Stadt Salzburg, wo er seine letzten Lebensjahre verbrachte, 1541 gestorben. Man kann dort heute noch sein einstiges Wohnhaus und seine Grabstätte sehen.

Niklaus Wengi

Als die Reformation sich in der Schweiz ausbreitete, entstanden auch in der Bürgerschaft der heimeligen Stadt Solothurn des Glaubens wegen heftige Streitigkeiten. Am Ende kam es gar dazu, daß man auf beiden Seiten zu den Waffen griff. Die Reformierten zogen in den kleinern Stadtteil am rechten Ufer der Aare, brachen die Brücken hinter sich ab und verschanzten sich. Die Katholiken aber fuhren in der Altstadt Geschütz auf und richteten es gegen ein Haus, das von ihren reformierten Mitbürgern besetzt war.

Als sie jedoch eine Kanone abfeuern wollten, da stellte sich Schultheiß Niklaus Wengi, ein treuer Anhänger der alten Kirche, todesmutig vor die Mündung des Geschützes und rief: «Mitbürger, wenn Bürgerblut fließen soll, so fließe das meinige zuerst!»

Dieses hochherzige Wort brachte das erregte Volk zur Besinnung. Die brennenden Lunten wurden gelöscht. Und die Katholiken und Reformierten Solothurns versöhnten sich.

Der Dulder im Schloß Chillon

Die schöne und reiche Stadt Genf war seit langem von den Herzogen von Savoyen bedroht. Aber die Genfer wehrten sich für ihre Freiheit. Einer der eifrigsten in diesem Kampfe war Franz Bonivard, der Abt des Klosters St. Viktor. Genf sollte keinesfalls mehr unter Savoyen oder überhaupt unter eine fremde Herrschaft kommen. Herzog Karl von Savoyen nahm sich daher vor, den einflußreichen Mann in seine Gewalt zu bringen.

Als sich Bonivard einst in Lausanne befand, wurde er von savoyischen Häschern überfallen und auf Befehl des Herzogs in dem Wasserschloß Chillon am Genfersee gefangen gesetzt. Groß war die Bestürzung der Genfer über diese Gewalttat; aber all ihre Bemühungen, den hochgeehrten Mitbürger freizubekommen, waren umsonst.

Der Streit mit Savoyen flammte von neuem auf, als die Stadt Genf im Jahre 1535 zur reformierten Lehre übertrat. Der Herzog von Savoyen und der Bischof von Genf befehdeten sie aufs heftigste. Da wandte sich Genf an die Stadt Bern, mit der es seit längerer Zeit befreundet war. Und die Berner schickten ihm Hilfe. Im Januar 1536 zog unter dem tapfern und beliebten Hauptmann Hans Franz Nägeli ein Heer von 6000 Mann aus, eroberte einen großen Teil des Waadtlandes und rückte mit wehenden Bannern in Genf ein, wo es von den Bürgern jubelnd begrüßt wurde. Da der Herzog die Feindseligkeiten fortsetzte, unternahmen die Berner einige Wochen später einen zweiten Kriegszug, diesmal nach den Gegenden am obern Genfersee. Sie ersuchten Genf, ihnen Beistand zu leisten. Es entsprach voll Eifer. Es galt ja auch die Erlösung Bonivards, der nun sechs lange Jahre in Chillon eingekerkert lag. Die Genfer bemannten eine kleine Flotte und erwarteten in der Nähe des Schlosses die Ankunft der Berner. Bald rückten diese an, und nach kurzer Belagerung wurde Chillon am 27. März 1536 erobert.

Die Genfer befürchteten, Bonivard möchte von der flüchtenden Besatzung mitgenommen oder gar ertränkt worden sein; doch als sie landeten, fanden sie ihn schon seiner Ketten entledigt. Als sie ihm zuriefen: «Nun seid Ihr frei!» fragte er gleich zurück: «Und Genf?» – «Auch Genf ist frei!» jubelten sie.

Glücklich kehrte er in seine Stadt zurück, für die er eine so lange, harte Gefangenschaft mannhaft, als ein edler Dulder ertragen hatte.

Das eroberte Gebiet machten die Berner zu Untertanenland. So reichte die Schweiz nun bis an den Genfersee und umfaßte auch Landschaften, wo die französische Sprache geredet wurde.

Wie Geist und Wissen geehrt wurden

Heinrich Loriti, als Gelehrter unter dem Namen Glareanus – der Glarner – bekannt, gehörte einer kinderreichen Familie an. Er hütete als Knabe auf den Weiden oberhalb Mollis seines Vaters Herden. Da er sehr begabt war, konnte er die Lateinschule zu Bern besuchen. Später kam er an die Kölner Universität, wo er im Jahre 1510 die Würde eines Magisters, das heißt eines Meisters der Künste und Wissenschaften, erhielt. Er studierte Theologie, widmete sich aber daneben mit großem Eifer der Dichtkunst. Das sollte ihm eine seltene Auszeichnung verschaffen.

Im Jahre 1512 nämlich befand sich Kaiser Maximilian I. auf einem Reichstag in Köln. Da verfaßte unser Glareanus ein lateinisches Lobgedicht auf den hohen Herrn, das er ihm in der Versammlung der Reichsfürsten vorsang. Großer Beifall wurde dem Dichter zuteil. Der Kaiser aber ließ sich einen Lorbeerkranz bringen und krönte ihn damit. Ja, er steckte ihm gar einen goldenen Ring mit Diamanten an den Finger und entließ ihn in großer Gnade.

Von diesem Glareanus, der später als ein weitherum berühmter Gelehrter an der Basler Hochschule tätig war, erzählte man sich folgende schöne kleine Geschichte, die zeigt, daß er auch leibliche Selbstzucht übte. Er war bei einem Gastmahl, als ihn ein Tischgenosse immer wieder zum Essen und Trinken drängte. Dieser Zudringlichkeit endlich satt,

wandte sich Glareanus an ihn und fragte: «Für wen hälst du mich denn?» – «Nun», antwortete der andere, «für einen gelehrten und braven Mann.» «Dennoch», sagte Clareanus freundlich, aber mit ernsten Augen, «soll ich ungelehriger sein als mein Hund, der doch weiß, daß er nur solange Speise und Trank zu sich nehmen darf, als ihn hungert und dürstet.»

Zu jenen Zeiten der Glaubenskämpfe in der Schweiz lebte des fernern in Zürich ein Mann, von dem es hieß, er sei an Wissen ein Wunder seiner Tage. Er hatte sich als Sohn eines dürftigen Handwerkers mit größtem Fleiße emporgearbeitet und lehrte nun in seiner Vaterstadt Philosophie, Naturwissenschaften und gute Sitten. Dieser Mann hieß Konrad Geßner. Er war auch Stadtarzt. Als solcher bezeigte er so recht seine edle Gesinnung, seinen Mut und seine Pflichttreue, als die Pest ausbrach. Da hielt er am Lager der unglücklichen Seuchenkranken aus, selbst wenn jedermann sie der Ansteckung wegen verlassen hatte.

Von diesem prächtigen Zürcher hörte nun der deutsche Kaiser Ferdinand I. Er ließ ihn zu sich nach Augsburg kommen, wo er eben Hof hielt, und zog ihn zur Tafel. Und siehe da, der Fürst, der das Gute wie das Schöne zu schätzen wußte, erteilte ihm den Adel, mit einem besondern Adelsbrief und Wappen.

In seinem letzten Willen vermachte Geßner diesen Adelsbrief je dem Ältesten seines Geschlechts für solange, als er sich ehrenhaft halte. Auch legte er seinen Nachfahren ernstlich ans Herz, sich durch die kaiserliche Auszeichnung nie zum Hochmut verführen zu lassen. Und endlich bestimmte der seltene Mann, daß der Älteste des Geßnergeschlechts die Verwandtschaft alljährlich einmal zu einem Gastmahl einlade, das man «die Liebe» zu nennen hätte; denn es sollten dabei alle zu Einigkeit und brüderlicher Gesinnung ermahnt werden.

Eine Helferin der Kranken

Im Jahre 1502 wurde dem Junker Hans von Roll zu Solothurn ein Kind geboren, das man Barbara taufte. Diese Barbara wuchs sich zu

einem schönen und frommen Fräulein aus, das eine ganz besondere Freude an der Natur hatte, vorab an allem Pflanztum, das Berg und Tal hervorbringt. Und nachdem dieses Fräulein von Roll sich viele Kenntnisse angeeignet hatte, widmete es sich aus all seinen Kräften der Erforschung der Pflanzen aller Art, um deren Heilkräfte herauszufinden. Man wußte ja schon seit grauer Heidenzeit, daß der Schöpfer gar viele Blumen, Kräuter, ja auch dies und das, was man leicht für ein Unkraut hält, zu einem Heilmittel für Menschen und Tiere bestimmt hatte.

Als Barbara später ihren Mann verlor, gab sie sich ganz ihrer Pflanzenforschung hin. Sie wanderte allezeit sommerlang durch Wald, Weid und Feld nach Kräutern. So wurde ihre Wohnung eine Apotheke, in der sie aus den Pflanzen Arzneien zubereitete, die sie allen Leuten gab, ohne Entgelt. «Was ich umsonst empfangen habe», sagte sie, «gebe ich auch umsonst weg. Habt ihr mir etwas zugedacht, so gebt's den Armen.» Selbst aus dem Ausland kamen Kranke zu ihr, um Rat und Hilfe zu finden. Sie besuchte auch, so oft sie konnte, die Kranken der Stadt Solothurn. Kurzum, sie dachte nur daran, andern zu helfen, und heilte Hunderte und aber Hunderte, selbst von schweren Übeln, mit ihren Tränklein und Salben. Als sie starb, trauerte man allgemein um sie, da diese Wohltäterin auch fromm und rein, ja heiligmäßig gelebt hatte. Der gelehrte Glareanus schrieb von ihr: «Die Nachkommen sollen es wissen, daß die Schweiz und Solothurn insbesondere Grund haben, sich dieser bewunderungswürdigen Frau, die ich eine Heldin der Güte nenne, zu freuen.»

Es ist kein Pflänzlein so gering,
Und keines wächst so tief im Graben,
Das nicht von Gott ein heilend Wunder
In seinem Schößlein könnte haben.

Eine gute Herrin

Die Gräfin von Vallengin im Neuenburgischen war eine leutselige, mildherzige Frau. Sie sorgte für ihre Untertanen wie eine Mutter für ihre

Kinder, unterhielt sich gerne mit ihnen und nahm jedes Anliegen wohlwollend entgegen. Als sie einmal so mit den Frauen von Gézard ins Gespräch kam, baten sie diese um gnädige Verringerung des Zehnten auf ihren Grundstücken, der ihnen eine gar schwere Last sei. «Gerne, meine Kinder», erwiderte die alte Dame, «die Hälfte davon soll euch auf allem Land, das ich in einem Tag werde umgehen können, erlassen werden.»

Am nächsten Tage, in der Morgendämmerung begann die Achtzigjährige, von einem Weibe geleitet, ihren Umgang. Ein einziges Mal hielt sie an, um etwas zu rasten und ein einfaches Mahl zu sich zu nehmen. So gelang es ihr, ein ausgedehntes Stück ihrer Grafschaft zu umwandern. Wie sie nun abends todmüde in ihr Schloß kam, versammelte sie die Leute ihrer Herrschaft, um ihnen die gemachte Zusage zu bestätigen. Sie sagte ihnen auch, wie froh sie wäre, wenn ihr die Kräfte erlaubt hätten, einen noch größeren Weg zurückzulegen. Sie sei aber doch glücklich, redete sie weiter, und danke Gott, daß ihre Beine das noch hätten leisten können.

«Wir auch, edle Frau», antwortete ein Bauer, «sind Eure Füße auch alt, Euer Herz ist jung. Ihr habt es uns bewiesen. Gott segne und vergelte es Euch für uns und unsere Kinder, in dieser und in der künftigen Welt!»

Ein guter Sohn

Das Reislaufen war eine üble Sitte und brachte den Schweizern wenig Glück. Doch wahrte es ihnen den alten Ruf der Treue und Tapferkeit, und manch rühmliche Tat wird von Schweizer Söldnern berichtet.

Einst zogen aus dem Städtchen Zug zwei Männer aus. Es waren Vater und Sohn aus dem altangesehenen Geschlecht der Zurlauben. Sie kamen nach Paris, wo sie dem König von Frankreich ihre Dienste anboten.

Der König nahm sie gerne in seine Armee auf und schickte sie bald ins Feld; denn er hatte stets irgendwo Krieg zu führen. Die beiden Schweizer standen immer Seite an Seite: nichts brachte sie auseinander, wiewohl sie immer da fochten, wo das Kampfgewühl am grimmigsten

war. Einmal war ein besonders heißer Tag. Der Vater Zurlauben blutete schon aus mehreren Wunden. Da hob ein Feind seinen Säbel, um ihn niederzuhauen. Aber wie der Blitz warf sich Zurlaubens Sohn Erasmus dazwischen, so daß der feindliche Säbel auf ihn niedersauste. «Gott sei Dank», rief er aus, «der Vater ist gerettet!» Und also starb er einen wahren Heldentod.

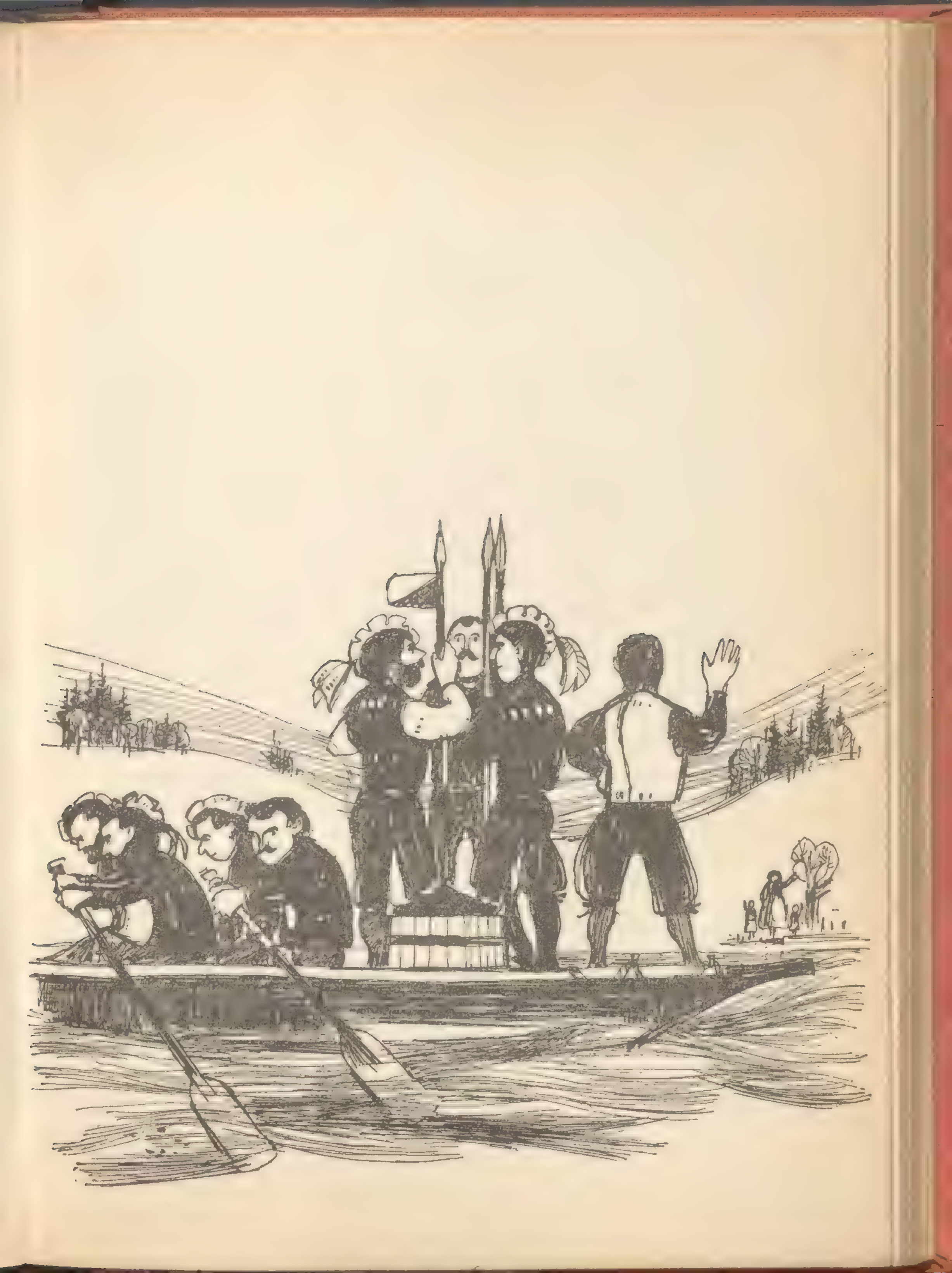
Das Straßburger Schießen und der Hirsebrei

Die Stadt Straßburg im Elsaß stand mit den Eidgenossen als ein zugewandter Ort, wie man das nannte, gleich Mülhausen und Kolmar, in freundschaftlicher Verbindung. Besonders gut verstanden sich die Straßburger aber mit den Zürchern und Bernern. Allein es gab ihren Ratsherren immer zu denken, daß man so weit von einander weg war; sie fürchteten, wenn ernstliche Hilfe nottun sollte, wäre es unmöglich, einander rechtzeitig beizustehen.

Als sich nun die Herren aus Straßburg einstmals hierüber bekümmert äußerten, antworteten die Zürcher: «Macht euch deswegen keine Sorgen! Straßburg ist nicht so weit von uns weg, daß wir nicht imstande wären, euch einen Hirsebrei, der in Zürich gekocht wird, noch warm in euere Stadt zu bringen.» Das wollten die Straßburger nicht glauben; sie hielten es fast für eine Prahlerei.

Heutzutage nun freilich wäre das keine große Sache mehr; mit dem Flugschiff schon gar nicht. Damals aber hatte man noch gar schlechte Straßen und ungefederte Wagen, und der Wasserweg nach Straßburg hatte auch seine Tücken. So war es wirklich schier nicht zu glauben, daß man einen Hirsebrei noch warm dorthin sollte bringen können. Aber die Zürcher versuchten es, denn sie hatten den Grundsatz: «Wer will, der kann, drum munter dran!»

Es war im Jahre 1576, da lud die freie Reichsstadt Straßburg die Eidgenossen zu einem Schützenfest ein. Diese schossen schon damals gern und gut. Also sagten sie schönen Dank für die Einladung und versprachen in stattlicher Zahl zu kommen.



Was aber taten nun die Zürcher? Aha, dachten sie, nun haben wir eine gute Gelegenheit, den Straßburgern zu zeigen, was wir an Schnelligkeit vermögen. Ihrer fünfundzwanzig wackere Männer taten sich also zusammen. Sie kleideten sich hoffärtig in Wämser von schwarzem Sammet. Auch trugen sie kecke, mit Federn geschmückte Barette. Und nun ließen sie einen Hirsebrei kochen, an die vierzig Pfund, stellten ihn siedendheiß im Kessel in einen großen Holzeimer und brachten ihn auf ein Ruderboot.

Auf diesem Fahrzeug ging's die Limmat hinunter in die Aare und weiter in den Rhein. Da und dort war es der Stromschnellen wegen eine mühsame und gefährliche Fahrt. Aber die starken Arme und der eiserne Wille zwangen es. Nach Überwindung vieler Schwierigkeiten kamen die Zürcher mit ihrem Brei an der verbündeten Stadt Basel vorbei, wo zu ihrer Begrüßung Trompeten schmetterten und die Geschütze abgefeuert wurden. Und nicht lange danach, denn nun ging's bequemer und rascher auf dem breiten Rheinstrom, landeten sie glücklich in Straßburg.

Das ganze Volk hatte sie hier erwartet. Stürmisch wurden sie bewillkommt. Der Führer der Zürcher, namens Thomann, rief laut: «Teuere Bundesbrüder, wir haben euch zeigen wollen, daß, wenn Gott einem Feinde gestattet, euch anzugreifen, unsere Stadt nahe genug ist, euch Hilfe zu bringen.»

Nun wurde der Brei aufgetischt und noch völlig warm befunden, und alles wollte ihn kosten.

Diese geschwinde freundschaftliche Fahrt machte weitherum von sich reden und verband Zürich und die Eidgenossenschaft noch enger mit der altehrwürdigen Stadt am Rhein im Elsaß.

Schweizer gegen Schweizer

Auch nach den Mailänderkriegen dauerte das Reislaufen fort. Umsonst mahnten einsichtige Schweizer von dem unheilvollen Brauche ab; umsonst suchten ihn die Regierungen einzelner Orte durch Verbote abzustellen. Immer wieder zogen Männer, die es nach Sold und Beute

und Abenteuern gelüstete, fremden Herren zu, am meisten dem König von Frankreich, doch auch andern Fürsten. So kam es manchmal vor, daß Schweizer gegen Schweizer kämpfen mußten. Von einem solchen Treffen soll hier erzählt werden.

Es war am 14. März 1590; da fand im Kriege zwischen dem hugenottischen, d. h. reformierten König Heinrich IV. von Frankreich und dem katholischen Herzog von Mayenne bei Ivry in der Normandie eine gewaltige Schlacht statt. Auf beiden Seiten standen Schweizersöldner; die katholischen halfen dem Herzog, die reformierten dem König Heinrich. Nach blutigem Kampf flohen die französischen Truppen Mayenne's; nur die Eidgenossen hielten stand. Es waren Reisläufer aus Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug.

Da rief Birra, des Königs erster Feldherr: «Die Schweizer sind eine lebendige Mauer; an ihnen verfängt weder Schwert noch Speer. Schafft die Geschütze heran! Man muß diese Mauer mit Kanonenkugeln zerreißen.»

So drohte ihnen der Untergang. Doch König Heinrich war ein echter Edelmann und ein kluger Kopf dazu; der dachte: Vielleicht vermag ich diese katholischen Schweizer eines Tags auch noch in meinen Dienst zu bringen. Daher hörte er willig auf die Hauptleute seiner reformierten Schweizer, die ihn baten, er möchte sie doch davor bewahren, ihre eigenen Landsleute weiter bekämpfen zu müssen. Der König befahl also dem Feldherrn Birra, die Geschütze ruhen zu lassen. Zu den katholischen Schweizern aber schickte er Boten, die ihnen mitteilen sollten, der König wolle den Kampf gegen sie einstellen, wenn sie's auch so zu halten gedenken.

Die arg in der Zange befindlichen katholischen Eidgenossen gingen auf diesen Vorschlag ein. Aber zur Beunruhigung des Königs rückten sie jetzt in guter Ordnung langsam gegen ihn und sein Heer heran. Jedoch unversehens machten sie Halt, und vor ihre eisernen Reihen trat ein Unterwaldner, ein baumstarker Mann, und forderte einen der gegenüberstehenden Eidgenossen zum Zweikampfe heraus.

Da trat auch aus den Scharen der reformierten Schweizer einer hervor, ein gewaltiger Solothurner war's; der erklärte sich bereit, den Kampf

mit dem Unterwaldner aufzunehmen. Also drangen die beiden unter den Augen des erstaunten Königs und seiner Edelleute mit gezückten Schwertern auf einander ein und wechselten Hieb um Hieb. Schon floß ihnen das Blut über Gesicht und Gewand. Da auf einmal, wie auf einen Befehl, ließen sie die Schwerter fallen, warfen sich einander entgegen und umarmten sich herzlich. Bei diesem Anblick jauchzten die Schweizer hüben und drüben hell auf. Sie folgten dem Beispiel der beiden, stürmten auf einander zu und reichten sich die Hände zu Frieden und Freundschaft.

Das alles betrachtete König Heinrich mit höchster Verwunderung, ergriffen von diesem unvermuteten Ausbruch des Brudergefühls unter den Schweizern, die einander eben noch als Feinde gegenübergestanden hatten.

Die Escalade zu Genf

Im Bunde mit dem starken Bern hatte die Stadt Genf fast siebzig Jahre lang in Frieden und Sicherheit gelebt. Da drohte ihr im Jahre 1602 noch einmal eine große Gefahr von ihrem alten Erbfeind Savoyen. Der Herzog Karl Emanuel meinte, die schöne Stadt doch noch an sein Haus bringen zu können. Da er aber voraussah, daß es mit offener Gewalt nicht so leicht gehen würde, wollte er es mit einem nächtlichen Überfall versuchen, den er in allen Teilen sorgfältig ausdachte und vorbereitete.

Für die Ausführung des Anschlags bestimmte er die Nacht des 21. Christmonats, des kürzesten Tages. Da schlichen sich ein paar tausend Savoyarden in mitternächtlicher Dunkelheit an die schlafende Stadt heran. Sie führten geschwärzte Leitern mit; die wurden an die Mauern angelegt, und einer nach dem andern stieg die Sprossen hinan und kletterte über die Mauerkrone. Schon waren auf diesem Wege 300 Mann in die Stadt eingedrungen. Da hörte ein Soldat der Nachtwache Geräusch und sah im Dunkel verdächtige Gestalten. Es mußte Gefahr im Anzug sein! Er feuerte einen Schuß in die Nacht hinein und machte Lärm. Andere Soldaten von der Wache eilten herbei und liefen nach den Toren, um zu verhüten, daß sie von innen geöffnet würden. Die Bürger sprangen aus den Betten,

griffen zu den Waffen und stürmten auf die Straße. Fackeln leuchteten auf. Man sah, was im Tun war. Geschütze wurden auf die Wälle geschleppt. Ein Schuß – eine der schwarzen Leitern brach zusammen. Wer darauf stand, stürzte in die Tiefe. Die andern gaben das Klettern auf. Die Kriegsleute des Herzogs, die schon in der Stadt waren, wehrten sich verzweifelt: aber sie waren nach kurzer Zeit überwältigt. Der Überfall war vereitelt, die Stadt gerettet. Noch in der Nacht feierten die Genfer in der Kathedrale von St. Peter einen Gottesdienst zum Dank für die glückliche Bewahrung ihrer Stadt.

Herzog Karl Emanuel aber mußte nach dem mißlungenen Handstreich fürchten, er bekomme es wieder mit den Bernern zu tun. Er war bereit, die Verpflichtung einzugehen, daß er Freiheit und Sicherheit der Stadt Genf nie mehr gefährden wolle. Damit gaben sich auch die Eidgenossen zufrieden.

Seither feiert man in Genf alljährlich die Escalade oder Sturmleitern-Nacht als ein Sieges- und Freudenfest, und da singt man das Lied:

«A la belle escalade, Savoyard, gare, gare!» Zu deutsch:
«Auf, zur schönen Escalade, Savoyard, nimm dich in acht!»

Hartmann zu Hartmannis

Der neue Glaube hatte in manchen Tälern Graubündens Eingang gefunden, besonders im Engadin und im Prätigau. Dagegen blieb das Oberland, das Tal des jungen Rheins, katholisch. Das führte zu einer verhängnisvollen Spaltung des Volkes. Statt einig und geschlossen zu den alten Bünden zu stehen, ließen sich die beiden Glaubensparteien dazu verleiten, über Bündnisse und Verträge mit fremden Mächten zu verhandeln. Diese hatten es auf die wichtigen Alpenwege des Landes abgesehen. Die nächsten Nachbarn Graubündens waren Österreich und Spanien, dem damals das Herzogtum Mailand gehörte. Die hielten seit der Reformationszeit fest zusammen und trachteten danach, im Kriegsfalle für ihre Truppen freien Durchgang über diese Pässe zu erlangen. So wäre es ihnen möglich ge-

worden, in zwei Tagen aus dem Mailändischen ins Österreichische oder in umgekehrter Richtung einander zu Hilfe zu eilen.

Das aber suchten Frankreich und die Republik Venedig, die mit Österreich und Spanien in Feindschaft standen, um jeden Preis zu verhüten. Um ihre Ziele zu erreichen, warben diese vier Mächte eifrig um die Gunst der Bündner, und da sie es an Geschenken und schönen Versprechungen nicht fehlen ließen, lieh man ihnen nur allzu willig Gehör. Die Katholiken neigten zu Österreich und Spanien, die Reformierten zu Frankreich und Venedig.

Vaterländisch gesinnte Männer warnten davor, daß man sich in Bündnisse mit dem Ausland einlasse. Zu ihnen gehörte auch Herr Hartmann von Hartmannis in Parpan. Als im Jahre 1602 ein Gesandter der Stadt Venedig nach Chur kam und den eben dort versammelten Abgeordneten der drei Bünde ein Bündnis mit seiner Stadt antrug, mahnte Hartmann von Hartmannis von der Annahme dieses Vorschlags ab. «Hütet euch vor solchen Bündnissen», sagte er, «sie werden euch Frieden und Eintracht kosten und das Land ins Unglück stürzen.»

Da der Herr von Hartmannis in ganz Bünden großes Ansehen genoß und das Volk auf ihn zu hören pflegte, versuchte der schlaue Venetianer ihn durch Geld zu gewinnen. Er bot ihm 7000 Dukaten – das sind etwa 120 000 Schweizerfranken – an, wenn er helfe, das Bündnis zustande zu bringen oder sich wenigstens verpflichte, seine Stimme nicht dagegen zu erheben. Aber der edeldenkende Mann ließ sich nicht bestechen. Er wies das große Geschenk entrüstet zurück und erklärte dem Gesandten, er werde zwar immer dafür einstehen, daß die Bündner gute Freunde Venedigs bleiben, aber niemals ein solches Bündnis befürworten, da nur Unheil davon zu erwarten wäre.

Allein die Mehrheit des Bündnervolkes folgte seinem weisen Rate nicht. Sie ließ sich durch den Gesandten doch überreden, das Bündnis abzuschließen. Das erfüllte den Herrn von Hartmannis mit tiefem Gram, und der zehrte so an seinem Herzen, daß er noch im gleichen Jahre starb.

Und es kam darauf, wie er vorausgesehen hatte. Im Jahre 1618 brach in Deutschland zwischen Katholiken und Protestanten ein furchtbarer Krieg aus, der volle dreißig Jahre dauerte. In diesen Krieg mischten sich bald auch andere Mächte ein, darunter Spanien und Frankreich. Die

dreizehn Orte der alten Eidgenossenschaft hielten sich abseits; sie blieben neutral. Graubünden aber wurde in die Feindseligkeiten hineinverwickelt. Das brachte blutige Parteikämpfe und unermeßliches Elend über das Land.

Von Hungersnot und bösen Krankheiten

Man redet manchmal von der guten alten Zeit. Gewiß, die vergangenen Jahrhunderte hatten ihre guten Seiten. Das Leben war einfacher, heimeliger und, wenn Friede im Lande war, auch ruhiger als heute. Aber wie oft erschreckte der Krieg die Leute, und wie rauh, wie unmenschlich wurde er zumeist geführt. Wo er durchging, da ließ er verbrannte Dörfer, Jammer und Elend zurück. In den Städten, hinter Wall und Graben, war man wohl etwas sicherer. Dafür aber dräuten da, unter den dicht beisammen wohnenden Menschen, andere gefürchtete Plagen und Nöte. Die schlimmsten davon waren Hungersnot und Seuchen.

Damals gab es ja noch keine Eisenbahnen und Dampfschiffe, die aus fremden Ländern und Erdteilen Lebensmittel, soviel man brauchte, zu uns brachten. Man mußte das Nötige selber zu erzeugen suchen. Wenn nun in zu nassen oder zu trockenen Sommern Mißwachs eintrat, dann fehlte es bald an dem und jenem, besonders am lieben täglichen Brot. Der Preis des Getreides stieg; es kam zu einer Teuerung; die armen Leute, deren es damals so viele gab, vermochten keines zu kaufen und gerieten in Mangel und Not. In der guten Jahreszeit konnten sie das Leben kümmerlich noch mit Baumfrüchten, Beeren und Wurzeln fristen. Im Winter aber wurde der Hunger Meister über sie, und viele starben eines traurigen Todes.

In solchen Zeiten besonders brachen dann oft noch schwere Krankheiten aus. Man wußte sich nicht dagegen zu wehren. Die Ärzte kannten die menschliche Natur und die Ursache dieser Krankheiten noch zu wenig. Dazu fehlte es an Sauberkeit. Denken wir nur daran, daß man damals noch überall in den Städten Schweine hielt und sie tagsüber in den Gassen herumlaufen ließ.

So konnten sich diese Seuchen unter der eng beeinander wohnenden Bevölkerung rasch ausbreiten und in kurzer Zeit Hunderte, ja Tausende von Menschen dahinraffen.

Schon früh hören wir von solchen großen Sterben. Im Jahre 1349, also damals, als die Zürcher daran dachten, eidgenössisch zu werden, ging wie ein unheimliches, grausiges Gespenst eine Krankheit durch die Welt, die man bei uns den schwarzen Tod nannte. Wer von ihr ergriffen wurde, den plagten heftige Fieber und verzehrender Durst, und fast immer trat schon nach kurzer Zeit der Tod ein; dabei wurde der ganze Körper fahl und schwarz.

Beinahe jedes Geschlecht machte einmal einen Seuchenausbruch durch. Bald äußerte sich die Krankheit so, bald anders. Das einemal zerstörte sie die Lunge, das anderemal bedeckte sie den Leib mit ekligen Geschwüren. Gewöhnlich nannte man sie kurzweg die Pest. Besonders fürchterlich wütete eine solche Seuche im Jahre 1611. Längere Zeit vorher hatte die Witterung ungewöhnlich schnell gewechselt. Auf eine drückende Hitze folgte auffallende Kälte, und gleich darnach wurde es wieder heiß. Auch gab es eine Unmenge von Raupen, wie man es seit Menschengedenken nicht erlebt hatte.

Und nun begann ein großes Sterben im Schweizerland. In jeder Gasse, in jedem Hause ging der Tod um. Unablässig machten die Totengräber die Runde. Sie bedeckten die Leichen mit einem schwarzen Tuch und brachten sie zu Grabe. Bald reichten die Friedhöfe nicht mehr aus für die Beerdigungen. Man fing an, draußen vor der Stadt Gruben auszuheben, um die Toten zu bestatten. Da und dort zeigt man heute noch in unserem Lande einen solchen alten Pestfriedhof.

In Bern starben damals bei zweitausend, in Zürich viertausend, im Thurgau über dreißigtausend Menschen. Ein furchtbarer Schrecken ging durch das Land. Viele Leute verbargen sich auf dem Dachboden ihrer Häuser, andere flohen in unwegsame Wälder, und wieder andere stiegen gar in die Berge hinauf, wohin man sich sonst kaum wagte. Aber überallhin folgte ihnen der Tod. Auch im Bergland brachte er damals gar viele Menschen ums Leben. Es gab Weiler, die fast alle Bewohner verloren. Der verheerende Pesthauch ging über Berg und Tal. Selbst die Vögel

sollen leblos aus der Luft gefallen sein. Wilde Tiere, die sich über solches Aas hermachten, gingen daran zugrunde.

In dieser erschreckenden Not aber zeigte sich manch guter Mensch in seinem ganzen Werte, indem er nicht daran dachte, sein eigenes Leben zu retten, sondern nur bemüht war, den andern zu helfen. So erzählt man vom damaligen Oberpfarrer Breitinger in Zürich, daß er das Grauen vor der Pest heldenhaft überwand und in einem fort, Tag und Nacht, die Pestkranken besuchte. Nie ließ er die Furcht im Herzen aufkommen. Er betete inbrünstig und ergab sich in den Willen Gottes. Ihm ähnlich handelte der Abt zu Pfäfers, Jost Hösli von Glarus. Auch er besuchte und pflegte die Pestkranken seiner Gegend, und auch er blieb von der Seuche verschont.

Der blutige Palmsonntag im Prätigau

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hatten die Herzoge von Österreich die Herrschaft über das Prätigau im Bündnerland gekauft. Die Leute dieser Talschaft besaßen aber von altersher viele Freiheiten und Rechte. Die behielten sie auch als österreichische Untertanen. Sie mußten keine Steuern entrichten und keinen Kriegsdienst leisten. Auch blieben sie nach wie vor beim Zehngerichtenbund. Ohne Scheu vor Österreich traten sie zur Reformationszeit zum neuen Glauben über. Ja in den Wirren, die der Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs im Bündnerland verursachte, stellten sich die Prätigauer auf die Seite der Gegner Österreichs und Spaniens und halfen deren Anhänger bekämpfen. Jetzt entschloß sich Österreich, das widerspenstige Völklein zu bestrafen und wenn möglich in harte Untertanenschaft zu bringen.

Im Spätherbst 1621 rückte ein österreichisches Heer in dieses Hirtenland ein. Die Bauern wehrten sich tapfer, vermochten aber gegen die wohlausgerüsteten Truppen nicht aufzukommen. Die fremden Eindringlinge plagten nun das Volk bis aufs Blut. Sie nahmen ihm das Brot vom Munde weg, so daß es bittere Not litt. Ja es kam vor, daß zuchtlose Soldaten die Bauern in rohem Scherz wie Reittiere benützen wollten und mit Peitsche und Sporen mißhandelten.

Alles das ertrug das Volk, wenn auch mit heimlichem Grimm. Als man ihm aber auch den reformierten Glauben gewaltsam nehmen und es zwingen wollte, den katholischen Gottesdienst zu besuchen, da rüstete es sich im ganzen Tale zum Widerstand auf Tod und Leben. Da man den Männern alle Waffen weggenommen hatte, gingen sie in die Wälder, schnitten sich dort Keulen und machten daraus Morgensterne.

Alsdann, am Palmsonntag 1622, wagten sie den Kampf. Nach geheimer Abrede versammelten sie sich in den Wäldern. Unversehens brachen sie daraus hervor und stürzten sich auf ihre Bedrücker.

Da ging es nun heiß her, und die österreichischen Kriegshorden bekamen den Lohn für ihre Übeltaten. Am blutigsten wurde der Kampf auf dem Friedhof zu Schiers. Vor den Morgensternen und Knütteln der grimmigen Bündner flüchteten sich die fremden Krieger in die Kirche hinein. Darin aber lagen ihre Vorräte an Schießpulver aufbewahrt. Diese entzündeten sich: es kam zu einer furchtbaren Explosion: die Kirche stürzte brennend zusammen und begrub viele von ihnen unter ihren Trümmern. Wer aber herauskam, der fiel unter den wütenden Streichen des Bergvolks. Frauen und Männer kämpften mit dem gleichen Mute der Verzweiflung. Als der Abend ins Land kam, war das Prätigau wieder frei.

Aber im Hochsommer darauf fielen die Österreicher von neuem in das Tal ein. Die Prätigauer erlagen ihrer Übermacht und mußten sich einem Frieden unterziehen, in dem sie fast alle Freiheiten und Rechte verloren. Es folgten traurige Zeiten bis 1647. Dann aber kaufte sich das Tal von Österreich los. Es mußte dafür die ungeheure Summe von 123 000 österreichischen Gulden bezahlen. Doch für die Freiheit war ihm kein Opfer zu groß.

Der edle Fürst

Ums Jahr 1650 lebte zu Neuenburg ein edler und wohltätiger Fürst, Heinrich II. von Longueville. Von ihm wird berichtet, er habe sich nie am Abend zum Schlafe hinlegen wollen, ohne vorher etwas Gutes getan zu haben. Er achtete und liebte seine Untertanen und sorgte für sie wie ein braver Vater.

Besonders gütig zeigte er sich einst gegen die Gemeinde Colombier, der er vordem bereits, wie den andern Gemeinden auch, ihre alten Freiheiten erneuert und vermehrt hatte. Diese Gemeinde Colombier hatte sich für ihren Schatzmeister Mouchet mit der großen Summe von siebenzigtausend Taler verbürgt, und sie sollte nun zahlen. Das war eine gar harte Sache. Da sich die Leute nicht anders zu helfen wußten, gingen sie zu ihrem Fürsten aufs Schloß und baten ihn, er möchte ihnen doch die Schuld oder wenigstens einen Teil davon erlassen.

Der Herr von Longueville hörte sie freundlich an. Darauf ermahnte er sie, sich doch ja nicht mehr für so hohe Summen zu verbürgen, und alsdann schaute er hinunter auf das grüne Wiesland und setzte bei: «Es fällt mir etwas ein. Ihr könntet da unten eine dreifache Reihe schöner Fruchtbäume pflanzen; wenn ihr das getan habt, ist euere Schuld getilgt.»

Die Bürger von Colombier erstaunten hierüber nicht wenig; ja, sie wußten gar nicht, was sie dazu sagen sollten. Der Fürst aber sprach: «Geht geschwind, meine Kinder, macht eure Werkzeuge bereit, die Baumreihen zu pflanzen. Ich werde auch mit euch arbeiten.»

Jetzt erwachten die Bürger aber, und rasch verließen sie das Schloß. In gar kurzer Zeit waren die Bäume gepflanzt, und die Quittung für die erlassene Schuld lag in den Händen der hocherfreuten Leute von Colombier.

Der Bauernkrieg und der Bauernkönig

Von altersher liebte das Volk unserer Heimat die Freiheit als ein besonders hohes Gut. In dem denkwürdigen Jahre 1291 hatten sich die Waldstätte von der Herrschaft der Österreicher losgesagt. Ein paar Jahrzehnte darauf waren nacheinander Luzern, Zürich, Glarus, Zug, Bern der freien Eidgenossenschaft beigetreten. Noch später schlossen sich ihr Freiburg und Solothurn, dann Basel und Schaffhausen und zuletzt das Ländchen Appenzell an. Alle trachteten nur danach, sich selber zu regieren und niemandem untertan zu sein. Aber leider gar bald vergaßen sie, daß auch andere, die Nachbarn, sich gerne dieser Freiheit erfreut

hätten. Sie fingen selber an, sich Ländereien zu unterwerfen, das Volk zu Untertanen zu machen und Landvögte darüber zu setzen, die sich gnädige Herren nennen ließen und manchmal schalteten und walteten, wie es ihnen beliebte.

So machten besonders die Städte das umliegende Land zu Untertanengebiet. Die Herrschaft Berns erstreckte sich auch über den Aargau und die Waadt. Aber auch die Länderorte scheuten sich nicht, sich benachbarte Talschaften zu unterwerfen. Wir erinnern uns, daß die Waldstätte über den Gotthard hinübergriffen und das Volk am obern Tessin unter ihre Herrschaft brachten.

Schon zur Reformationszeit hatten sich da und dort die Untertanen frei zu machen versucht. Sie wiesen auf die Bibel hin, wo geschrieben steht, daß keiner den andern zu seinem Knecht machen dürfe. Aber diese Erhebungen wurden rasch unterdrückt.

Viel gefährlicher für die Herren war ein Aufstand, der im Jahre 1653 ausbrach und in kurzer Zeit einen großen Teil der schweizerischen Bauernschaft ergriff.

Zuerst erhoben sich hinten im Lande Luzern die starken Entlebucher; dann folgten die bedächtigen, mannhaften Berner, und bald griff die Bewegung auch auf den Aargau, die Solothurner Landschaft und das Baselbiet über. Die Bauern hielten große Versammlungen ab, um miteinander zu bereden, welche Forderungen man an die Herren richten und wie man vorgehen wolle, wenn sie nicht nachgäben. In den Scharen der Luzerner sah man immer drei mächtige Entlebucher, die in alte Trachten gekleidet waren. Man nannte sie die drei Tellen. Sie sollten darstellen, daß die Bauernschaft das Land von bösen Vögten und drückenden Lasten befreien wolle, wie das einst Wilhelm Tell auch getan.

Noch aber fehlte der Bewegung ein Führer. Nun wohnte da auf einem schönen Hofe zu Rüderswil im Emmental Niklaus Leuenberger. Er war ein tüchtiger, rechtschaffener Bauer und hatte die Gabe, in wohlgesetzten, klugen Worten mit den Herren und zum Volke zu reden. Ihn machte man zum Obmann, und er leitete die großen Zusammenkünfte des aufständischen Landvolks. In einem roten Mantel, den ihm die Luzerner Bauern geschenkt hatten, das gewichtige Schwert an der Seite, ritt der

stattliche Mann durch Dorf und Land, überall mit Jubel willkommen geheißen.

In den bedrohten Städten Luzern und Bern herrschte große Besorgnis. Die Räte schickten anfangs Boten an die Bauernversammlungen und suchten das Volk durch Ermahnungen und Versprechungen zu beruhigen. Aber es half nichts. Als der Luzerner Schultheiß Dulliker in der Kirche zu Schüpfheim den Bauern zusprach und ihnen vorstellen wollte, die Obrigkeit sei von Gott eingesetzt und wer sich gegen sie auflehne, der versündige sich an Gott, da rief ihm ein stämmiger Entlebucher zu: «Ja, ja, Herr Schultheiß, ihr seid von Gott, wenn ihr gerecht, aber vom Teufel, wenn ihr ungerecht regiert!»

Die Herren von Luzern und Bern wären bereit gewesen, ein Stück weit nachzugeben; aber soviel Freiheit, wie die Bauern verlangten, wollten sie ihnen nicht gewähren. Eher ließen sie es zum Kriege kommen. In Baden versammelten sie sich mit den Boten der andern eidgenössischen Orte zu einer Tagsatzung. Da wurde beschlossen, den Aufstand zu unterdrücken. Die Zürcher und die Ostschweizer versprachen den bedrängten Regierungen ihren Beistand; auch die Innerschweizer, die sonst den Städten nicht besonders gewogen waren, stellten sich diesmal auf ihre Seite. Dazu konnte sich Bern auf seine Untertanen in der Waadt verlassen. Bereits wurde auch ein Kriegsplan entworfen.

Das alles stärkte den Mut der Städter wieder. Sie fuhren zwar fort, mit den Bauern zu unterhandeln; aber der Friede machte keine Fortschritte. Im Gegenteil, die Spannung wuchs immer mehr. Bereits boten die Regierungen ihre Kriegsmannschaften auf.

Da entschloß sich Leuenberger, der Bauernkönig, wie man ihn nannte, den Herren zuvorzukommen. Mit 16 000 Bauern legte er sich vor die Stadt Bern. Die Leute hielten stramme Mannszucht. Man sah, es war mit diesem Heere nicht zu spaßen. Die gnädigen Herren zu Bern erschraken. Sie sandten Abgeordnete in das Bauernlager, die Leuenberger annehmbare Vorschläge zu einem Ausgleich machten, und es kam ein Friedensvertrag zustande. Allein er wurde von keiner Seite recht gehalten. Zwar zog Leuenberger von Bern ab und fing an, sein Heer zu entlassen; die Luzerner Bauern aber, die in den Aargau eingerückt

waren, mißtrauten den Herren und zögerten heimzukehren. Und die Regierungen setzten ihre Rüstungen fort. Aus der Ostschweiz war der Zürcher General Werdmüller mit einem ansehnlichen und kriegsmäßig ausgerüsteten Heere im Anzug; schon stand er an der Reuß bei Mellingen.

Jetzt mußten doch die Waffen den Streit entscheiden. Rasch sammelte Leuenberger seine Leute wieder, um sie in den Aargau zu führen. In allen aufständischen Gebieten erging der Landsturm. Obwohl es die Zeit der Heuernte war, eilten die Bauern von allen Seiten herbei und schlossen sich dem Heere an.

Bei Wohlenschwil, nahe bei Mellingen, kam es zu Schlacht. So tapfer sich das Landvolk hielt, der Kriegskunst Werdmüllers und dem Eisenhagel seiner Geschütze vermochte es nicht standzuhalten. Die Schlacht ging für die Bauern verloren. Die Aargauer, Solothurner und Basellandschäftler begehrten Waffenstillstand und zogen heim. Leuenberger aber mit den Bernerbauern und die Luzerner Landleute unter ihrem Feldhauptmann Christian Schybi traten in guter Ordnung den Rückzug an, bereit, den Kampf noch einmal aufzunehmen.

Allein inzwischen war man der Stadt Luzern aus den Waldstätten zu Hilfe geeilt. An der Reußbrücke bei Gisikon wurden die Entlebucher zersprengt und ihr Widerstand gebrochen.

Unterdessen hatten sich auch die Herren in Bern von ihrem Schrecken erholt. Aus dem welschen Untertanenland, der Waadt, waren regierungstreue Hilfsvölker eingetroffen. General Sigismund von Erlach führte sie den aus dem Aargau kommenden Bauernscharen Leuenbergers entgegen. In einem Treffen bei Herzogenbuchsee wurden diese völlig geschlagen.

Jetzt war alles verloren, und es folgte ein grausames Strafgericht. Die Bauern sollten es büßen, daß sie sich wider die gnädigen Herren erhoben und ihnen solche Furcht eingejagt hatten. Die bernischen Häscher fahndeten vor allem nach Leuenberger, der sich nicht hatte flüchten wollen. Mit Hilfe eines elenden Verräters gelang es, ihn festzunehmen. In Ketten brachte man den unglücklichen Bauernkönig nach Bern. Dort hängte man ihm einen hölzernen Säbel um, setzte ihm einen Strohkranz aufs Haupt und führte ihn so durch die Gassen. Dann machte man ihm

den Prozeß. Er wurde zum Tode verurteilt und enthauptet, seine Leiche gevierteilt und an den Hauptstraßen der Stadt zur Schau gestellt.

Auch die andern Bauernführer im ganzen aufständischen Gebiet wurden gefangen gesetzt und hingerichtet, manche, so der Luzerner Schybi, nach grausamer Folterung. Da gab es kein Erbarmen. Ja, man glaubte mit diesem Strafgericht nach dem Willen Gottes zu tun; denn die Herren waren ganz der Meinung, die der Schultheiß von Luzern in Schüpfheim ausgesprochen hatte: Die Obrigkeit sei von Gott eingesetzt, und wer sich gegen sie auflehne, der versündige sich an Gott.

Von wackeren Schweizersöldnern

Die Schweizersöldner waren wegen ihrer Treue und Tapferkeit weit umher berühmt. Die fremden Fürsten ließen sich etwas kosten, Schweizer in ihren Heeren zu haben. Besonders viele standen immer im Dienste des Königs von Frankreich.

Ludwig XIV., den man seines glänzenden Hofes wegen den Sonnenkönig nannte, hatte ganze Regimenter von Schweizern in seiner Armee. Sie schlugen für ihn die Schlachten; sie hielten aber auch treue Wache vor seinen Palästen und Schlössern.

Eines Tages nun wollte er, von einem Spaziergang zurückkehrend, durch eine kleine Pforte in sein Schloß zu Versailles eintreten. Vor dieser Türe aber stand ein Schweizer Wache, und weil er strengsten Befehl hatte, niemanden da hineinzulassen ohne Erlaubnis seines Vorgesetzten, verweigerte er dem König den Eintritt.

Da sagte ein Bedienter des Königs zu der Wache: «Kamerad, siehst du nicht, daß es der König ist?» – Aber der Schweizer erwiderte: «Freilich, ich kenne ihn wohl; aber ich habe von meinem Wachtmeister den Befehl, niemanden durch diese Pforte einzulassen.»

Diese Antwort und die Festigkeit des Schweizers freuten den König; denn er liebte größte Zuverlässigkeit im Dienst. Daher sprach er: «Der Mann hat recht. Gehe jemand zu seinem Wachtmeister; man ersuche ihn, den Befehl aufzuheben.»

Geduldig wartete der König, bis der Wachtposten die Erlaubnis erhielt, ihn durch die Pforte einzulassen.

Im Dienste dieses Königs Ludwig XIV. stand auch ein Graubündner, namens Peter Stuppa, als Oberst eines schweizerischen Garderegiments. Es trug sich nun eines Tages zu, daß er bei dem König um den Sold für die schweizerischen Offiziere nachsuchen mußte, da die königliche Kasse mit der Auszahlung, wie so oft schon, seit längerer Zeit im Rückstand war.

Da sagte der eben anwesende Minister Louvois zum König: «Sire wenn Eure Majestät alles Geld hätte, das Ihr und Eure Vorfahren den Schweizern schon geschenkt habt, so könnte man von Paris bis Basel die Straße mit Talern pflastern lassen.» – «Das ist wohl möglich, gnädiger Herr», erwiderte Stuppa, «aber mit dem Blut, das in Eurem Dienst von Schweizern vergossen worden ist, könnte man von Basel bis Paris einen Kanal füllen.» – «Ihr habt nicht ganz unrecht», sagte darauf der König und befahl, daß man die schweizerischen Offiziere sogleich auszahle.

Die Glarner Schiefertafeln

Die Glarner sind seit alter Zeit ein unternehmendes, kluges Völklein. Sie haben früh schon in ihrem Lande mancherlei Gewerbe ins Leben gerufen, durch die sie zu schönem Wohlstand gekommen sind. Ihnen verdanken wir auch die ersten Schiefertafeln, und damit war es so:

Der Plattenberg im Sernftal besteht, wie sein Name besagt, aus einem dunkelfarbigen Schiefergestein, das sich leicht in blanken, flachen Platten ablösen läßt. Das führte zwei findige Glarner auf den Gedanken, diesen Schiefer mit aller Sorgfalt herauszubrechen und ihn zu feinen Tafeln auszupolieren. Ein Schreiner rahmte diese in Holz ein, und siehe da – man hatte die Schiefer- oder Schultafel erfunden, auf der die Jugend bis in unsere Tage hinein die Kunst des Schreibens zu erlernen pflegt.

Aber die schönen, schimmernden Tafeln ließen sich auch für mancherlei andere Zwecke verwenden. Man setzte sie ein in harthölzerne Tischplatten, machte daraus Ziegel und Ofenkacheln und belegte die



Fußböden damit. Mit der Zeit blühte das Gewerbe auf. Man fing an, mit den Glarner Schieferplatten Handel zu treiben. So kamen sie in aller Herren Ländern hinaus und trugen dem Glarnervolk alljährlich ein schönes Stück Geld ein. Das war Geld, das, wie man zu sagen pflegt, am Boden gelegen hatte und nur aufgehoben werden mußte. Aber dazu braucht es eben Leute, die ein gutes Auge für solche Erwerbsgelegenheiten und einen anstelligen Sinn haben.

Auch mit dem Schabziger oder Glarner Kräuterkäse, der als eine billige, wohlbekömmliche Zukost überall in der Schweiz herum geschätzt ist, und mit dem Glarnertee, der ehedem bis nach Rußland hinein getrunken wurde, hat das gewerbige Bergvölklein sich einen Verdienst zu schaffen gewußt.

Heute stehen viele große Fabriken in den Dörfern des Glarnerlandes. Von dort aus haben schön bedruckte Gewebe den Weg in die ganze Welt hinaus gefunden und der Glarner Industrie einen weitbekannten, geachteten Namen erworben.

Der edle Unterwaldner

Die Reformation hatte die Schweizer für lange Zeit entzweit. Wenn es um Glaubensdinge ging, konnten sie sich schwer einigen. So war es 1656 zu einem Kriege zwischen reformierten und katholischen Orten gekommen, und diese trugen in einem Treffen bei dem Aargauer Dorfe Villmergen den Sieg davon. 1712 brach noch einmal ein Glaubenskrieg aus. Da die entscheidende Schlacht, die diesmal zugunsten der Reformierten ausging, wiederum bei Villmergen stattfand, nennt man ihn den Zweiten Villmergerkrieg.

Da überfiel eine Schar aus den fünf katholischen Orten eine Abteilung Berner, die in dem Freiämter Dorfe Sins lagen. Diese wehrten sich tapfer, zogen sich aber allmählich in den Friedhof zurück und von da in die Kirche, wo sie sich nach einigem Widerstand ergaben.

Die ergrimmten Kriegsgesellen aus den katholischen Ständen wollten nun erst recht über sie herfallen. Aber da trat Johann Jakob Ackermann

aus Unterwalden, mit dem die Berner die Übergabe abgeschlossen hatten, einer der angesehensten Innerschweizer, unter seine rachsüchtigen Kriegsgenossen und sprach als ein zweiter Wengi: «Keine Hand soll die Überwundenen antasten! Ich habe ihnen das Leben zugesagt, und wer es ihnen nehmen will, der hat's mit mir zu tun!»

Diese männliche und edelmütige Entschlossenheit dämpfte die Wut der wilden Krieger; sie fügten sich dem Willen ihres Feldhauptmanns, und die Berner wurden nicht weiter bedroht.

Die ehrlichen Schweizer

Im Jahre 1714 schlossen die Gesandten von Frankreich und Österreich nach einem längeren Kriege in der Stadt Baden Frieden. Der Gesandte des Königs von Frankreich wollte das glückliche Ereignis nun durch ein Freudenfest feiern. An diesem fröhlichen Anlaß ließ er auch die Einwohner der kleinen berühmten Bäderstadt teilnehmen. Es wurde also für die Gesandten und ihr Gefolge und die Geladenen am Abend im Freien eine üppige Mahlzeit an prächtig ausgestatteter Tafel gegeben. Es sollen hiefür alle Speisen in goldenen und silbernen Geschirren aufgetischt worden sein. Was nach den verschiedenen Gängen der Mahlzeit übrig blieb, ließ der freundliche französische Gesandte verteilen unter die Leute, die dem Essen zugesehen hatten. Man überreichte ihnen die Gerichte in den gleichen wertvollen Geschirren, aus denen die Festgäste gespeist hatten.

Wie nun so ein ärmlicher Zuschauer eine Schüssel oder einen Teller mit Speisen erhielt, lief er damit spornstreichs nach Hause, damit auch seine Lieben etwas von dem guten Essen hätten. So kamen nach und nach alle die goldenen und silbernen Gefäße fort, und als die Mahlzeit der hohen Herren zu Ende war, zeigte es sich, daß weder Schüsseln noch Teller mehr da waren.

Jetzt wurde es aber dem französischen Hofmeister um die kostbaren Geschirre doch ein wenig angst; er glaubte sie verloren und klagte das seinem Herrn, dem Gesandten. Dieser aber, der vornehme Graf von Luc,

sprach zu ihm: «Sei unbesorgt, mein Freund! Es ist mir in der Schweiz noch nie etwas entwendet worden.»

Das schöne Vertrauen in die Schweizer wurde denn auch gerechtfertigt. Kaum kam der nächste Tag ins Land, so erschienen die Armen von gestern bei der französischen Gesandtschaft und brachten all das glänzende Geschirr, aufs sorgfältigste gereinigt, mit vielem Dank wieder zurück. Schon um 9 Uhr morgens fehlte kein einziges Stück mehr. Die Gesandten aber und ihre Höflinge äußerten über diese für sie keineswegs alltägliche Ehrlichkeit ihre freudige Verwunderung.

Der Uhrmacher von Le Locle

Die Menschen haben sich gewiß von jeher um den Gang der Zeit gekümmert. Nicht immer aber war es ihnen so leicht gemacht wie uns heute, daß man einfach an die Kirchenuhr oder die Wanduhr in der Stube hinaufschauen konnte, um zu wissen, wie spät es sei.

In ältester Zeit wohl hielten sich die Leute an die Gestirne, vor allem an die Sonne und den wandelbaren Mond. Heute noch sieht man ja etwa einmal aus der sonnenbeschienenen Mauer eines alten Hauses einen Stab herausragen, der seinen Schatten an die Wand wirft, wo durch Ziffern die Stunden bezeichnet sind. Neben dieser Sonnenuhr gab es früh schon auch Sand- und Wasseruhren. Von diesen einfachen Zeitmessern aber bis zur heutigen kleinen, feinen Armbanduhr war ein weiter Weg.

Kirchenuhren hatte man freilich schon vor der Reformationszeit; die Taschenuhr dagegen kam bei uns erst im 17. Jahrhundert auf. Von einem der Führer im Bauernkrieg, dem Entlebucher Emmenegger, wird erzählt, daß er durch den Besitz einer Uhr bei den Leuten Verwunderung erregte. Auch wissen wir, daß ungefähr um die gleiche Zeit ein Bürger von Stein am Rhein, namens Rudolf Stadler, als Uhrmacher im Dienste des Königs von Persien stand und durch seine Geschicklichkeit dort zu hohen Ehren kam.

Heute ist die Uhrmacherkunst eines der wichtigsten und einträglichsten Gewerbe der Schweiz. Sie hat ihren Sitz besonders im Jura, wo sie auch ihren Anfang nahm.

Dort kam im Jahre 1665 zu La Sagne im Neuenburgischen ein Büblein, Richard Daniel, zur Welt, dessen Vater ein einfacher Schmied war. Und von diesem Knaben stammen, so kann man fast sagen, unsere heutigen weltberühmten Uhren ab.

Nämlich im Jahre 1679 brachte ein Roßhändler aus London eine englische Taschenuhr heim. Das war nun für die Leute im schweizerischen Jura ein gar wunderliches Ding, das man daselbst noch nicht kannte. Allein die Uhr war nicht in Ordnung; sie wollte nicht gehen. Da kam eines Tages der Roßhändler zu Meister Richard und zeigte ihm das fremdländische Kunstwerk, wobei er bedauerte, keinen Meister finden zu können, der es wieder in regelrechten Gang zu bringen vermöchte. Der Schmied rief seinen geschickten Sohn, und der Roßhändler händigte die Uhr dem vierzehnjährigen Daniel ein, er solle versuchen, sie wieder herzustellen.

Daniel Richard hatte bisher nur Kirchturmuhren zu sehen bekommen; aber dennoch begriff er bald den Sinn und die Einrichtung des kleinen Taschenuhrwerks. Er fand auch gleich den Schaden daran heraus und beseitigte ihn. Dann setzte er die Uhr geschickt wieder zusammen, und sie ging vortrefflich. Aber der findige junge Bursche begnügte sich damit keineswegs. Er hatte sich das ganze Werklein der Uhr aufs genaueste eingeprägt und einzelne Teile davon auch gezeichnet. Nun faßte er den kühnen Entschluß, selber eine Uhr zu machen. Das war schon deshalb keine leichte Sache, da ihm ja das Werkzeug fehlte, um Federn, Gehäuse und das ganze unerläßliche Drum und Dran zu verfertigen. Auch hatte er weder Vorlagen, noch Bücher, noch sonstige Anleitungen, die ihm bei seinem Unternehmen hätten helfen können. Also mußte sein eigener erfinderischer Geist für alles aufkommen. Aber sieh da, nach anderthalb Jahren konnte er seinen Landsleuten die erste Uhr zeigen, die durch seine Hand zustande gekommen war. Man bewunderte den blutjungen Meister landauf, landab, und von allen Seiten kamen nun Bestellungen für Uhren an ihn. Sie brachten ihm reichen

Gewinn, aber auch viel Arbeit, da er seine Uhren immer mehr zu verbessern und die Gehäuse zu verzieren suchte.

Da erfuhr Daniel Richard, daß es Maschinen gebe, vermittels derer man die Räder der Uhren genauer und rascher ausfeilen könne. Gleich reiste er nach Genf, wo eine solche Maschine in Tätigkeit sein sollte. Allein der Besitzer der Maschine behandelte dieselbe als Geheimnis und wollte sie ihm nicht zeigen. Der zähe Jurassier ließ aber nicht nach, bis er sein Ziel erreicht hatte. Es gelang ihm, selber eine Maschine zu erfinden, die ihm die Arbeit außerordentlich erleichterte und ihn auch befähigte, genau gehende Tafel- und Zieruhren anzufertigen. Diese machten ihn bald weit herum bekannt, und die Bestellungen mehrten sich beständig. Da siedelte der junge, gesuchte Uhrmacher nach Le Locle über. Und nun gab's Großbetrieb. Alle seine fünf Söhne bildete er in dem von ihm begründeten Feinhandwerk aus, und zu seinen Werkstätten drängten sich die jungen Burschen, die bei ihm in die Lehre treten wollten.

So wurde Daniel Richard der Stifter eines sehr lohnenden, schönen Erwerbszweiges im Schweizerland. Im Laufe der Zeit entstanden in den Juragegenden viele und zum Teil großartige Werkstätten, wo Schweizeruhren in den verschiedensten Größen und Formen angefertigt werden. Schade nur, daß diese Industrie seit den Weltkriegen oft um ihr Dasein kämpfen muß. Billigere, zumeist aber auch geringere ausländische Erzeugnisse suchen die Schweizeruhr zu verdrängen, und der Weg in fremde Länder wird ihr durch hohe Einfuhrzölle erschwert.

Major Davel

In der Reformationszeit hatten die Berner die Waadt erobert und dem neuen Glauben zugeführt. Sie schickten abwechslungsweise aus den vornehmen regierenden Geschlechtern Vögte in das schöne, rebengesegnete Land, um es zu verwalten; die nahmen auf den festen alten Schlössern Wohnsitz.

Die Waadtländer wurden treue Untertanen der Herren von Bern. Im Bauernkrieg halfen sie ihnen sogar, das aufständische Landvolk im

deutschen Bernbiet wieder zu unterwerfen. Allein ein Menschenalter später, 1723, erlebten sie einen ähnlichen Erhebungsversuch auch im eigenen Lande. Er ging von einem einzelnen Manne aus, dem Major Davel. Das war ein frommer, ernster Mensch, der gern seine eigenen Wege ging, viel las und viel über das menschliche Leben und die staatliche Gemeinschaft nachdachte. Er kam dabei mehr und mehr zur Überzeugung, es sei nicht recht und stehe mit den Geboten des Christentums in Widerspruch, daß ein Volk dem andern diene, daß die Waadt ein Untertanenland der Stadt Bern sei. So faßte er den kühnen Entschluß, seiner Heimat die Freiheit zu geben. Dabei ging er zunächst ganz allein vor, ohne irgend einem Menschen seinen Plan anzuvertrauen. Er hoffte, wenn die Stunde da sei, dann werde das Waadtländer Volk sich wie ein Mann erheben, um ihn bei seinem edlen Vorhaben zu unterstützen. In dieser Annahme aber verrechnete er sich. Seinen Landsleuten war der Gedanke, sich von der Bernerherrschaft loszulösen, so neu und fremd und verwegen, daß sie den schwärmerischen Mann völlig im Stiche ließen.

Zur Ausführung seines Planes wählte Davel die Osterzeit. Dann nämlich pflegten die Vögte sich nach Bern zu begeben, zum Ämterwechsel. Als Major eines Militärbezirks nahm er zunächst in Cully eine Musterung vor, zu der er 500 Mann einberufen hatte. Mit diesen rückte er nun aber in Lausanne ein, versammelte den Stadtrat und eröffnete ihm, daß er im Sinn habe, die Waadt von Bern zu befreien, und daß er auf seine Mithilfe zähle. Die Ratsherren heuchelten Beifall, schickten aber sogleich eine heimliche Botschaft über das Geschehene nach Bern. Auch quartierten sie die von Davel hergeführten Soldaten zumeist außerhalb der Stadt ein. Dann riefen sie die Bürger von Lausanne zu den Waffen. Und ehe Davel etwas Schlimmes ahnte, war er gefangen genommen und in sichere Verwahrung gebracht. Seine Mannschaft wurde entlassen, die gnädigen Herren sollten an der Ergebenheit der Waadtländer Truppen nicht zweifeln.

In Bern verbreitete die Nachricht von Major Davels Aufstand großen Schrecken. Man fürchtete, wenn die Waadtländer sich erheben, werden es auch die Untertanen im deutschsprechenden Landesteil noch einmal

versuchen, und dazu wäre es wohl gekommen. So atmete man auf, als die Verhaftung Davels gemeldet wurde. Doch wollte niemand recht glauben, daß er ganz mutterseelenallein den Aufstand habe wagen wollen. Für alle Fälle wurden zuverlässige Truppen nach Lausanne gesandt.

Dann begann der Prozeß gegen Davel. Man folterte ihn erbarmungslos, um ihm die Namen von Mitschuldigen abzunötigen. Aber er hielt trotz allen Martern fest an seiner Aussage, daß kein Mensch um seinen Plan gewußt habe. Ja er rief in seltsamer religiöser Begeisterung aus: «O glücklicher Tag, an dem ich zum Heile meines Vaterlandes leide!» Als die Untersuchung beendigt war, lieferte man ihn dem Gerichte von Lausanne aus, damit seine eigenen Landsleute den Spruch über ihn fällen. Das Urteil lautete, es solle ihm zuerst die treubrüchige rechte Hand abgeschlagen und dann die Enthauptung vollzogen werden. Die Herren von Bern begnügten sich mit der Hinrichtung. Major Davel ging völlig gefaßt in den Tod. Auf dem Blutgerüst mahnte er das Volk zur Umkehr von allem unchristlichem Leben und sprach die Hoffnung aus, sein Opfer werde gute Früchte tragen.

Einsamer Mann, von aller Welt verlassen,
Jedoch dir selbst bis in den Tod getreu;
Ein gläubig Kinderherz, so fromm und frei,
Ein Heldenlied in tiefverschlaf'nen Gassen.

Samuel Henzi

Wenn von der Berner Herrschaft die Rede ist, so darf man nicht glauben, es handle sich dabei um die gesamte Bürgerschaft der Stadt. Nein, die regimentsfähigen Geschlechter, die gnädigen Herren, bildeten nur einen kleinen Teil der Stadtbevölkerung; es waren gewisse vornehme Familien, die Patrizier. Sie regierten den Staat, verteilten unter sich die einträglichen Ämter, die Vogteien, und bekleideten auch die hohen Offiziersstellen, für die sie sich oft in fremden Diensten, besonders in französischen, ausbildeten. Die andern Bürger mußten mit den kleinen Posten, also mit den Brosamen vom Tische der Herren, vorlieb nehmen.

Da wagten es zwanzig Bürger im Jahre 1742, mit einer Beschwerdeschrift an den Rat zu gelangen, worin sie sich über die Bevorzugung einzelner Geschlechter beklagten. Aber die Regierenden erklärten dieses Vorgehen für Aufruhr und verurteilten die Urheber und Unterzeichner der Eingabe zu zehn- und fünfzehnjähriger Verbannung.

Unter den Verbannten war auch Hauptmann Samuel Henzi, ein belesener und gebildeter Mann. Dieser wollte den Willkürspruch nicht widerstandslos hinnehmen. Er verband sich mit siebzig Bürgern der Stadt zum Sturz des tyrannischen Regiments. Aber die Verschwörung wurde verraten. Henzi wurde mit zweien seiner Genossen eingekerkert. Er bewies hohen Mut und eine unerschütterliche Standhaftigkeit. Als man von ihm das Verzeichnis der Mitverschworenen verlangte, zog er das Schriftstück aus dem Futter seines Gewands, zerriß es und verschluckte die Fetzen vor seinen Richtern. So wurde er mit den zwei Mitgefangenen zum Tode verurteilt. Auf der Richtstätte aber sagte er zum Scharfrichter, der schon seine Genossen ungeschickt hingerichtet hatte, als er auch ihn mit dem ersten Streich nicht tödlich traf: «Du richtest, wie deine Herren urteilen!»

Die beiden Nachbaren

Das ist ein Geschichtlein aus der guten alten Zeit, das allen Lesern wohlgefallen wird, und es ist auch wahr.

Einst hatten zwei Bauern im Goldauertal im Lande Schwyz längere Zeit Streit um eine Wiese. Eines Abends kam nun Kaspar zu Franz, der eben vor seinem Hause den Heuwagen zurecht richtete. «Franz», sagte er, «du weißt, daß wir der Wiese wegen im Streit sind, und jetzt ist Heuet, da sollten wir wissen, wer drauf zu mähen hat; deshalb habe ich die Richter in Schwyz zusammenrufen lassen, auf daß sie entscheiden, wer von uns im Recht sei. Komm also morgen auch nach Schwyz vor das Gericht!» – «Nachbar», erwiderte Franz, «du siehst, daß ich meine große Wiese gemäht habe, und morgen muß ich bei gutem Wetter das Heu in Haufen bringen; ich kann also unmöglich

mitgehen.» – «Und ich», meinte Kaspar, «kann die Richter, die diesen Tag angesetzt haben, nicht wieder auseinander gehen lassen.»

Nach einigem Nachdenken sagte Franz: «Weißt du was, Nachbar. Geh morgen allein nach Schwyz und trag den Richtern deine und meine Gründe vor, dann brauche ich ja nicht dabeizusein.» – «Ich will's tun», antwortete Kaspar, «wenn du mir das Zutrauen schenkst, und ich will für dein Recht reden wie für das meinige.»

So ging denn Kaspar andern Tags nach Schwyz und trug, so gut er's vermochte, seine und seines Gegners Gründe dem Gericht vor.

Das Gericht entschied den Streithandel zugunsten des daheimgebliebenen Franz.

Als es gegen Abend ging, kam Kaspar bei seinem Nachbar im Goldauertal an und brachte ihm selber den Bescheid. «Franz», sagte er zu ihm, «die Wiese ist jetzt dein; die Richter haben sie dir zugesprochen. Ich wünsche dir Glück dazu und bin froh, daß der Streit entschieden ist.»

Kleinjogg, der Musterbauer

Vor bald zweihundert Jahren lebte zu Wermetschwil im Zürcher Oberland eine Bauernfamilie, namens Guyer. Der jüngste der Söhne hieß Jakob; weil er aber klein war, nannte man ihn nur Kleinjogg.

Dieser Kleinjogg gehörte zu den merkwürdigsten Männern der damaligen Schweiz, und doch war er nur ein schlichter Bauer. Er war klug und belesen, ungewöhnlich weitsichtig und dabei äußerst fleißig und rechtschaffen. Unablässig war er auf die Hebung der Landwirtschaft bedacht und förderte sie durch Bodenverbesserung und auf jede Weise. Darum suchte man weit herum seinen Rat nach. Auch die Herren in den Städten bemühten sich um seine Freundschaft. In der ganzen Eidgenossenschaft kannte man den ungewöhnlichen Mann.

Eines Tages kam auch ein deutscher Fürst in die Stadt Zürich, um sich zur Kur nach dem damals von den vornehmsten Herren besuchten Bad Schinznach zu begeben. Als er von dem weisen und originel-

len Kleinjogg erzählen hörte, sprach er: «Diesen Bauersmann möchte ich auch kennen lernen.» Man schickte sogleich einen Boten von Zürich an den Kleinjogg und ließ ihm sagen, er möchte doch so gut sein und nach Schinznach kommen; ein deutscher Fürst wolle mit ihm über Landwirtschaft reden.

Kleinjogg machte sich also in seinem einfachen rauhen Zwilchrock auf nach Schinznach zum Fürsten. Dieser empfing ihn freundlich; er umarmte ihn sogar und sprach: «Es freut mich sehr, Kleinjogg, dich zu sehen, nachdem ich so viel Gutes von dir gehört habe.» Kleinjogg aber antwortete frisch und frei: «Es freut mich auch, Herr Fürst, und es ist gar schön, wenn große Herren auch freundlich mit den Bauern umgehen.»

Längere Zeit redeten sie miteinander. Endlich wollte Kleinjogg Abschied nehmen. Da drückte ihm der Fürst ein Goldstück in die Hand. Kleinjogg aber schaute ihn ernsthaft an und fragte: «Was soll das sein?» – «Es ist nur ein kleines Geschenk, weil du mir soviel Freude gemacht hast.» Aber der Bauer nahm das Geld nicht an. Das machte den Fürsten sehr verlegen: «Du hast ja Unkosten gehabt», sagte er, «und die Zeit versäumt, um mich zu besuchen.» Kleinjogg erwiderte: «Ich habe von zu Hause ein Stück Brot mitgenommen, und am Brunnen habe ich frisches Wasser getrunken: also habe ich keine Unkosten gehabt.»

Der Fürst mußte das Goldstück wieder zurücknehmen; alsdann verabschiedeten sich Herr und Bauer in aller Herzlichkeit, und fröhlich kehrte Kleinjogg in seine ländliche Wohnung heim.

Albrecht von Haller

Der Kleinjogg aus dem Zürichbiet war gewiß ein bedeutender Mann in seiner Art, ja ein kleiner Fürst im Geiste unter seinen Landsleuten. Aber zu jener Zeit lebte in Bern ein Mann, der eine ganze Größe seiner Tage war und an den man sich heute noch ehrfürchtig erinnert.

Er hieß Albrecht von Haller und wurde im Jahre 1708 in Bern geboren. Er entstammte einem alten Geschlecht. In seiner Jugend war

Albrecht körperlich schwächlich: aber geistig erwies er sich sehr bald als außergewöhnlich begabt. Schon in seinem vierten Jahre trug er dem Hausgesinde biblische Geschichten vor, während er kränkelnd in seinem Lehnstühlchen saß. In seinem siebenten Jahre fing er an, alles, was er gelernt hatte, in Hefte einzutragen. Im neunten Jahre begann er unter der Leitung eines Lehrers, ein großes Wörterbuch aller griechischen und lateinischen Wörter, die im alten Testament vorkommen, samt ihrer Ableitung anzulegen. Als er zwölfjährig war, zeichnete er einige hundert Lebensgeschichten berühmter Männer auf.

Mit fünfzehn Jahren begab sich Albrecht von Haller an die Universität Tübingen und nachher an diejenige zu Leyden in den Niederlanden. In seinem neunzehnten Jahre schon erwarb er sich den Titel eines Doktors der Medizin. Darauf setzte er seine Studien fort, erst in London, dann in Paris und zuletzt in Basel, wo damals der größte Mathematiker seiner Zeit, Johannes Bernoulli, wirkte.

Haller eignete sich ein bewundernswertes Wissen und Können beinahe auf allen Gebieten an. Er war Arzt, Physiker, Mathematiker, Botaniker – alles zugleich, und ein hochbegabter Dichter dazu.

Um die Pflanzenwelt in den schweizerischen Bergen kennen zu lernen, machte er eine große Reise durch Jura und Alpen. Das war damals noch eine seltene Unternehmung. Man fürchtete die Wildheit und die Schrecknisse der Schneeberge. Nur die Rigi und andere aussichtsreiche Gipfel im Voralpenland wurden zur Sommerszeit oft besucht.

In den weltabgeschlossenen Bergtälern des Berner Oberlandes tat Albrecht von Haller einen Einblick in das einfache, gesunde und fromme Leben des Bergvolkes. Er stellte Vergleiche an mit dem Leichtsinn und der Genußsucht, die damals in den Städten herrschten, und kam zu der Überzeugung, daß es besser wäre, wieder zu einer einfachen, eng mit der Natur verbundenen Lebensweise zurückzukehren. Seine Erlebnisse und Eindrücke auf dieser Reise hat er in einem berühmten Gedicht «Die Alpen» dargestellt.

Der große Gelehrte und Dichter erlangte bald einen angesehenen Namen. Die Universität Göttingen berief ihn als Professor. Er war ein gefeierter Lehrer. Aber das Heimweh quälte ihn. Er kehrte nach Bern

zurück und nahm dort mit dem bescheidenen Amte des Rathausverwalters vorlieb. Später übertrug ihm die Vaterstadt die Leitung der bernischen Salzwerke im Rhonetal und die Geschäfte des Landvogts von Aigle. Am Ende seiner Amtszeit boten ihm die Herrscher von England, Preußen und Rußland ehrenvolle Stellen an. Doch er kehrte nach Bern zurück und wurde dort Direktor des Gesundheitswesens. Viel Gutes hat er da gewirkt. So führte er die Impfung gegen die Pockenkrankheit ein, nachdem er sie zuerst in der eigenen Familie angewendet hatte. Das Alter brachte ihm viel Krankheit und Trübnis. Doch unablässig blieb er tätig, als Forscher, als Dichter, als Helfer der Menschheit. Albrecht von Haller starb 1777. Als er den Tod nahen fühlte, verfolgte er sein Sterben bis zum letzten Atemzug. Den Finger am Puls, zählte er die Schläge und flüsterte: «Er schlägt – er schlägt – – schlägt – nicht mehr.»

Kurz vor seinem Tode hatte Albrecht von Haller, dessen Ruf durch alle Lande ging, den Besuch des österreichischen Kaisers, Josephs II., erhalten. Dieser wurde von dem hohen Geiste und der edlen Gesinnung des berühmten Berners so eingenommen, daß er ihn in den höchsten Worten lobpries. Auch die Vaterstadt Bern erwies ihrem großen Sohn die verdiente Ehre, und unter allen Menschen, die sich mit dem Geistesleben von heute und ehedem beschäftigen, bleibt sein Andenken unauslöschlich.

Das Mußewerk eines alten Soldaten

Unter den vielen Schweizern, die im Solde fremder Fürsten standen, haben manche nach ihrer Heimkehr auch dem Vaterlande treu gedient. Sie brachten reiche Erfahrungen im Kriegswesen nach Hause. Darum übertrug man ihnen militärische Aufgaben. Sie bildeten das Schweizer Jungvolk im Soldatenhandwerk aus, versahen Führerstellen im Kriegsharst ihres Landes und berieten die Regierungen in Fragen des Wehrwesens.

Einen Dienst von ganz besonderer Art aber leistete der Luzerner Franz Ludwig Pfyffer seiner Heimat. Als ein rechter Haudegen hatte er es in Frankreich zum angesehenen Söldnerfeldherrn gebracht. Dann

nahm er seinen Abschied und kehrte heim. Und nun, im Alter von fünfzig Jahren, kam er auf den Gedanken, das ganze schöne Bergland um den Vierwaldstättersee in einem Relief nachzubilden. Jeden Sommer durchwanderte er zu diesem Zwecke die ganze Gegend. Er stieg durch Wälder und Bergweiden auf die Höhen und erkletterte die Berggipfel. Überall nahm er genaue Zeichnungen auf. Zu Hause bildete er das Gelände mit all seinen Bewegungen und Erhebungen in Ton nach. Sein Werk, die erste Arbeit dieser Art, ist ein Muster geschickter, naturgetreuer Darstellung. Es umfaßt auf hundertsechsunddreißig Relieftafeln einen Raum von hundertachtzig Geviertstunden und enthält die Kantone Zug und Unterwalden, von den Kantonen Luzern, Uri und Schwyz den größten Teil und einiges der anstoßenden Gebiete von Bern, Zürich und dem Aargau. Nach zehn Jahren hatte er das mühevolle Werk in einer von ihm selbst erfundenen, erst weichen, dann zu Stein erhartenden Masse vollendet. Aber er arbeitete, solange er lebte, an seiner Vervollkommnung.

Der Untergang der Schweizergarde in Paris

Nicht nur in der Schweiz, auch in allen andern Ländern Europas gab es damals gestrenge Herren und unterdrücktes Volk. Wohl am schlimmsten war es in Frankreich. Dort herrschte der König mit voller Willkür, ohne sich um das Wohl und Wehe seiner Untertanen zu kümmern. Ihn umgab ein hochmütiger Adel, der ein schwelgerisches Leben führte und dem Staat von seinem Reichtum keinerlei Steuern bezahlte, obwohl das Land immer tiefer in Schulden geriet. Das Volk dagegen war von Abgaben aller Art schwer bedrückt und hatte ein armseliges Dasein, besonders die Bauernschaft.

Deshalb kam es im Jahre 1789 zu einem gewaltigen Aufstand. Unter der Führung leidenschaftlicher Vorkämpfer erhob sich das Pariser Volk und verlangte Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Und da auch jetzt die adeligen Herren nicht auf ihre Vorrechte verzichten wollten und den König davon abhielten, dem Lande eine neue Ordnung zu

geben und den Frieden mit dem Volke wieder herzustellen, breitete sich der Aufstand über das ganze Land aus, und es wurde daraus eine mächtige Volksbewegung, die mehrere Jahre dauerte. Man nennt sie die große Revolution.

Das Volk verlor alle Scheu und Ehrfurcht vor seinen bisherigen Herren, selbst vor der Königsfamilie. Ludwig XVI. und seine Gemahlin, die aus Österreich stammende stolze Marie Antoinette, hatten furchtbare Tage durchzumachen. Besonders verhängnisvoll wurde ihnen der 10. August 1792. Es hieß, der König unterhandle insgeheim durch geflohene französische Adelige mit den Herrschern von Österreich und Preußen und suche bei ihnen Hilfe gegen die Erhebung seines Volkes. Das erregte in Paris eine maßlose Erbitterung. In bewaffneten Haufen, darunter viel ruchloser Straßenpöbel, wälzte sich das Volk gegen den Königspalast, die Tuilerien, heran. Der König befand sich mit seiner Familie in einem anstoßenden Gebäude, wo eben die Abgeordneten der Aufständischen tagten. Da mußte er anhören, was sie mit ihm und Frankreich im Sinne hatten.

Sonst waren die Tuilerien von zahlreichen Truppen bewacht. Jetzt aber hatten fast alle französischen Regimenter den König verlassen und waren zum Volke übergegangen. Den einzigen Schutz des weitläufigen Palastes bildeten etwa 950 Söldner, die alle lange rote Waffenröcke trugen. Das war die Schweizergarde. Sie blieb dem König treu in dieser Stunde der äußersten Gefahr.

Da hörte man plötzlich in den Höfen der Tuilerien trommeln. Und als die Königin Marie Antoinette in die Nacht hinausschaute, sah sie unten bei Fackellicht ihre roten Schweizer kampfbereit den Ansturm der Pariser und ihrer Regimenter erwarten. Das war ihr ein rechter Trost; da war also doch noch jemand, der das Königshaus in der höchsten Not nicht im Stiche ließ.

Rot ist mein Banner, rot das Kleid,
Blutrot das Herz und treu dem Eid,
Den es hat zugeschworen.
Die Trommel wirbelte durchs Schloß:

Wach auf, wach auf, o Eidgenoß,
Paris steht vor den Toren.
Die Königin am Fenster stand:
Hab' ich denn keine Seel' im Land,
Die treu zu mir wollt' stehen?
Frau Königin, vielgute Nacht!
Der rote Schweizer hält die Wacht,
Kein Leid soll Euch geschehen!

Aber da brauste der Sturm des Aufruhrs in den Hof der Tuilerien herein. Man forderte die Schweizer auf, die Waffen niederzulegen und den Aufständischen den Königspalast zu übergeben. Der Kommandant der Garde antwortete, die Schweizer seien es nicht gewohnt, von ihren Posten zu weichen, ihre Waffen aber werden sie nur mit dem Leben lassen.

Jetzt ließen die Revolutionäre Geschütze auffahren und feuerten sie auf die Schweizer ab. Der Kampf begann. Nun schossen auch die Schweizer und streckten zahlreiche Angreifer nieder. Dann rückten sie in geschlossenen Reihen vor und warfen die tobenden Haufen aus dem Hofe hinaus. Ja so wuchtig war ihr Gegenstoß, daß der nachmalige berühmte Schlachtenkaiser Napoleon, der damals als junger Offizier Zeuge des Angriffs war, später schrieb, wenn die Schweizergarde eine zum äußersten entschlossene Führung gehabt hätte, so wäre sie des Aufstands Meister geworden.

Es sollte nicht sein. Die Abgeordneten in der Ratsversammlung drangen in den König, Befehl zur Einstellung des Feuers zu geben. Und der eingeschüchterte, schwache König unterzeichnete einen Zettel; darauf stand geschrieben: «Der König befiehlt den Schweizern, die Waffen niederzulegen und sich in ihre Kasernen zurückzuziehen.» Und unverzüglich gehorchten sie dem Gebote ihres Herrn, dem sie den Eid der Treue abgelegt hatten.

Das war ihr Untergang. Denn nun stürmte das tobende Volk von neuem auf sie ein; es wollte Rache nehmen für die Gefallenen. Auf einen Schweizer kamen hundert Revolutionäre. 30 bis 40 Geschütze rich-

teten ihr Feuer auf das Schloß. Der Übermacht mußten sie erliegen. Wohl wehrten sie sich mit Löwenmut ihres Lebens; doch ihr Häuflein wurde immer kleiner. So kam es, daß die Schweizergarde der Mordlust des rasenden Volkes zum Opfer fiel. Nur ein ganz kleiner Teil entrann dem Blutbad, und wenige fanden als Gefangene Schonung.

Man kann sich denken, wie es diese Überlebenden schmerzte, daß der König die Schweizergarde von der Verteidigung seines Hauses abgehalten hatte. Nun waren die meisten dennoch gefallen, und den König und die Königin Marie Antoinette hatten sie nicht schützen können.

Bald hernach wurde der König vor Gericht gestellt, zum Tode verurteilt und vermittels der Guillotine hingerichtet. Und ehe ein Jahr um war, starb auch die Königin auf dem Blutgerüst. Man konnte beiden kein todeswürdiges Verbrechen nachweisen; sie mußten büßen für die Willkürherrschaft, unter der das Volk so lange gelitten, für die Mißwirtschaft, die eingerissen hatte, und für den Eigennutz und Unverstand des französischen Adels.

Rot ist mein Banner, rot mein Kleid
Und rot die Wang vor Scham und Leid,
Daß ich sie nit kunnt' retten.

In der Stadt Luzern steht, in einen Felsen gehauen, ein Denkmal, das an den Untergang der Schweizergarde in Paris erinnert. Es stellt einen sterbenden Löwen dar. Und es mahnt die Schweizer allezeit, den Eid, den sie den Fahnen geschworen, treu zu halten bis in den Tod, doch nie mehr im Solde eines fremden Fürsten, sondern jetzt und in aller Zukunft im Dienste des Vaterlandes.

Die Trikolore im Schweizerland

Das französische Volk hatte die Fesseln der Knechtschaft gesprengt, das Königtum abgeschafft, die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit aufgehoben, den Staat umgewandelt in eine Republik, in der alle Menschen freie, gleichberechtigte Bürger sein sollten.

Nun wollten die Franzosen die Freiheit auch in andere Länder tragen. Dabei gedachten sie aber zugleich auch Eroberungen zu machen und ihre erschöpften Staatskassen mit fremdem Gelde wieder aufzufüllen.

Also erschien die Trikolore, die blau-weiß-rote Fahne des neuen Frankreich, eines Tages denn auch an der Spitze eines kriegsbereiten Heeres in der Nähe von Genf, an den Grenzen der Waadt.

Die Waadtländer hießen sie heimlich willkommen. Es war nicht mehr die Zeit, da sie den Major Davel an die gnädigen Herren in Bern auslieferten, weil er die Waadt von Bern hatte befreien wollen. Inzwischen war das Wort von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in der vertrauten französischen Sprache auch an den Genfersee gekommen und klang gar verführerisch an alle Ohren.

Und wie im Waadtland, so dachte das Volk auch in den andern bisherigen Untertanenlanden, im Aargau, im Thurgau, im Tessin, im Baselbiet.

Wie erschrak man dagegen bis ins Herz hinein im festen Bern und in den andern Herrenorten über das Nahen des gefährlichen Feldzeichens, das der alten Ordnung überall den Untergang androhte. Am Morgen des 24. Januar 1798, als die Lausanner Postkutsche in Bern einfuhr, war das Bernerwappen mit der grünen Aufschrift «Lemanische Republik» übermalt. Bald hernach kamen auch die Landvögte von ihren schönen Landsitzen überm Genfersee und berichteten, daß die Waadt sich unabhängig gemacht habe.

Was tun? hieß es in Bern. Die Waadt mußte man wohl preisgeben, wenn man nicht Krieg mit Frankreich bekommen wollte. Aber blieb es dabei, oder hatte die Trikolore noch Schlimmeres im Sinn? – Es sollte bald an den Tag kommen. Vom Genfersee rückte sie näher heran, aus dem Waadtland allmählich bis nach Freiburg. Und am gleichen Tage, da sie dort einzog, flatterte sie auch schon in Solothurn: ein zweites französisches Heer hatte sie durch den Jura dorthin gebracht. Es gab keinen Zweifel mehr: Ihr Ziel war Bern, das alte, stolze Bern, das noch nie eine feindliche Fahne in seinen Mauern gesehen hatte.

Aber ohne Kampf sollte sie es nicht erreichen. Lieber in Ehren sterben als schmählich alles aufgeben und die große Vergangenheit verleugnen –

so dachte man in Bern und gab den Truppen, die lange schon im Felde standen und über das Zaudern der Regierung ungeduldig und mißtrauisch geworden waren, den Befehl, den Kampf mit den Franzosen aufzunehmen, wenn diese weiter vordringen sollten. Eine Heeresabteilung der Berner stand bei Neuenegg, die andere bei Fraubrunnen.

Es war in der Nacht zum 5. März. Da griffen die Franzosen, von Freiburg kommend, bei Neuenegg an. Die Berner mußten zunächst zurückweichen. Aber am Morgen setzten sie zum Gegenstoß an. Mit wütenden Bajonettangriffen warfen sie den Feind über die Sense zurück. Schon konnten sie das Geschütz auf die weichenden Massen richten; der Sieg war beinahe errungen. Da kam von Bern her der Befehl, den Kampf einzustellen, weil auf der andern Seite alles verloren war und die Stadt sich dem Feinde bereits übergeben hatte.

Und das war so gekommen: In der Morgenfrühe hatten die Franzosen auch bei Fraubrunnen angegriffen. Umsonst war der Landsturm aus der Umgegend, darunter auch Jünglinge und Frauen, den Bernertruppen zu Hilfe geeilt, um die Stadt und das Vaterland zu retten. Dem französischen Geschütz und der Reiterei vermochten sie nicht standzuhalten. Bald flutete alles zurück. Im Grauholz sammelte man sich noch einmal zum Widerstand. Dort stand der Altschultheiß Steiger und sprach den Leuten Mut ein. Von neuem setzten sie sich zur Wehr; aber auch hier mußten sie weichen. Und als sich alles über das Breitfeld der Stadt zu flüchtete, da ritt ein Abgesandter der Regierung mit der weißen Fahne dem französischen General entgegen und übergab die Stadt. Die Trikolore hatte über den Berner Bären gesiegt.

Am Nachmittag um ein Uhr zogen die Franzosen in den menschenleeren Straßen der Stadt Bern ein. Sie plünderten das Zeughaus, leerten die reiche Staatskasse und ließen selbst die Bären im Bärengraben einfangen, um sie mit der Siegesbeute nach Paris zu schicken.

Der Heldenkampf der Schwyzer

Wo aber blieben die andern Eidgenossen, während die Berner sich so mannhaft wehrten? Ach, jetzt zeigte sich so recht, wie wenig Zusammenhang mehr unter den einzelnen Orten war. Ein jeder dachte nur an sich selber. So überließ man Bern seinem Schicksal.

Erst als die Franzosen nun kurzerhand die ganze Eidgenossenschaft wie ein unterworfenes Land behandelten, ihr eine Verfassung nach französischem Vorbild gaben und die kleine ehemalige Untertanenstadt Aarau zum Hauptort machten, von wo aus das ganze Staatswesen, das man jetzt die Helvetische Republik nannte, regiert werden sollte – erst jetzt erhob sich der Widerstand auch in einzelnen der andern alten Herrenorte.

Daß die bisherigen Untertanen nun freie Bürger geworden waren, daß alle Schweizer zu Stadt und Land die gleichen Rechte haben sollten – damit hätte man sich vielleicht abgefunden. Aber daß die alten eidgenössischen Orte alle Selbständigkeit verloren, daß die Länder um den Vierwaldstättersee ihre Landsgemeinde aufgeben mußten und verschmolzen wurden zu einem Kanton Waldstätten, der sich der Regierung in Aarau zu fügen hatte – nein, das konnte man nicht ertragen. Auch fürchtete man in den inneren Orten, der angestammte katholische Glaube sei in Gefahr; denn man wußte, wie schonungslos die Franzosen während der Revolution mit der Kirche und den Priestern umgegangen waren.

In Schwyz erhob sich der Aufstand am mächtigsten. Der Landeshauptmann Aloys Reding wurde zum Führer gewählt. Mit 4000 Mann besetzte er alle Eingänge zu dem kleinen Bergland. Am 2. Mai griffen die Franzosen an. Auf allen Punkten vermochten sich die Schwyzer zu halten; nur der Etzel ging verloren. Um nicht abgeschnitten zu werden, zog Reding seine Leute auf Rothenthurm zurück. Als die Franzosen auch dort angriffen, ging durch die Reihen der Schwyzer der Ruf: «Machen wir's kurz, nehmen wir sie unter die Kolben!» und in unwiderstehlichem Ansturm wurde der Feind zurückgeworfen. Am Abend aber, als man die Verluste an Toten und Verwundeten zählte, da war es der zehnte Teil der ganzen Streitmacht. Reding bat um einen Waffenstillstand und berief

die Landsgemeinde ein. Dort legte er dem Volke die Frage vor, ob man den Widerstand fortsetzen oder sich der neuen Ordnung fügen wolle. Es ging stürmisch zu. Viele waren bereit, zu kämpfen bis zum letzten Mann. Da aber der französische General versprochen hatte, die Religion nicht anzutasten, rieten die Geistlichen selber zum Nachgeben; denn sie sahen ein, daß der Sieg unmöglich und weiteres Blutvergießen nutzlos war. So unterwarfen sich denn auch die Schwyzer der Helvetischen Verfassung.

Der letzte Widerstand

Aber da gab's in der Innerschweiz noch ein Ländchen, das sich trotz allem der neuen Ordnung um keinen Preis fügen wollte. Lieber sterben! hieß es da. Und wenn die ganze ungeheure französische Armee auf uns losrückt, wir geben nicht nach.

Das waren die Unterwaldner nid dem Kernwald, die Nidwaldner.

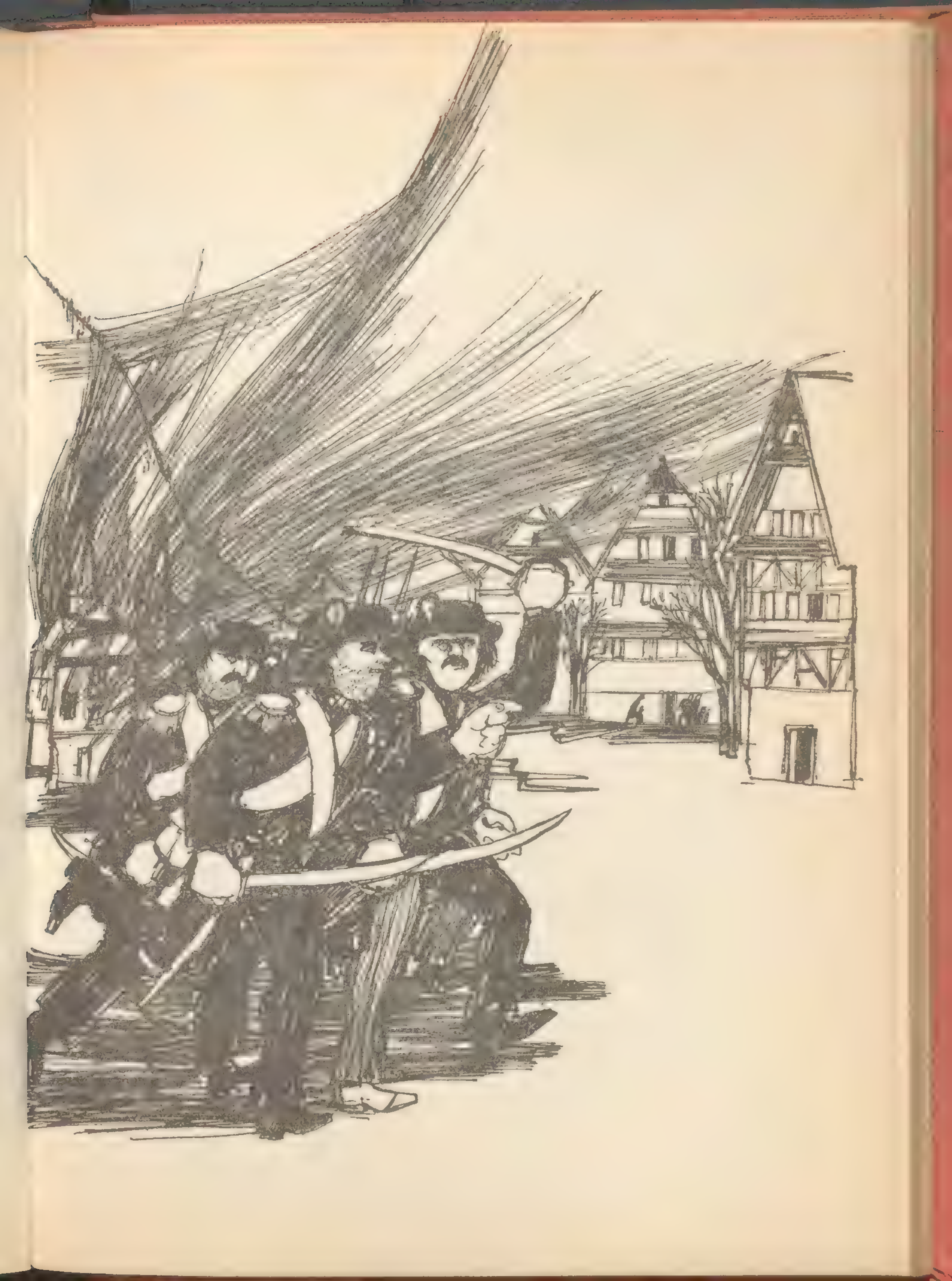
Die Helvetische Regierung verlangte von allen Bürgern einen Eid auf die neue Verfassung. Den wollten sie nicht leisten. Ein Kapuzinerpater, Paul Styger, war die Seele des Aufstands. In einem Jägergewand, eine Feder auf dem Hut und den Säbel an der Seite, ritt er durch die Dörfer und entflammte das Volk zum Kampfe für Nidwaldens Freiheit und den katholischen Glauben. Die Zugänge zu dem Ländchen bei Stansstad und Buochs wurden so gut als möglich gesperrt. Am Bürgenberg und an den Höhen westlich von Stans warf man Schanzen auf und grub Geschütze ein. So rüstete sich das ganze Volk. Allein es waren nur 1600 Hirten und Bauern, und nur wenige waren kriegserfahren. General Schauenburg aber nahte von Luzern her mit einem Heere von 16 000 Mann. Am 9. September griff er an. Die Nidwaldner wehrten sich mit Heldenmut. Sie standen in guter Deckung und gaben aus sicherem Rohr Schuß um Schuß auf den Feind ab. Frauen und Knaben luden die abgeschossenen Flinten. Es wurde ein verzweifeltes Ringen, ein Kampf bis auf Nagel und Zahn, bis auf den letzten Blutstropfen. Man kämpfte am See und bis hinauf ins Gebirge. Aber alle Tapferkeit des kleinen Hirtenvolkes war umsonst. Die Übermacht der Franzosen brach den

Widerstand. Am Abend fluteten sie von allen Seiten herein. Erbittert über die zähe Gegenwehr und die vielen Verluste, die sie erlitten hatten, hausten die Sieger mit unmenschlicher Grausamkeit in dem unglücklichen Ländchen. Nicht die Männer allein, die man bewaffnet antraf, auch 127 Frauen und Kinder wurden umgebracht. Eine schauerliche Brandröte von gegen 700 in Flammen stehenden Gebäuden verkündete bei einbrechender Nacht weit in die Lande hinaus, daß eine unerbittlich harte Faust die letzte Auflehnung gegen die neue Ordnung unterdrückt hatte.

Man kann wohl fragen: Warum dieser Widerstand, warum dieses Blutvergießen? Es war doch alles vergeblich, die Kriegsgewalt der Trikolore zu groß und der Anbruch einer neuen Zeit von vielen mit Recht ersehnt und nicht aufzuhalten. – Gewiß, es ist so. Und dennoch steht der Schweizer, auch wenn er aus ehemaligem Untertanenlande kommt, bewegten Herzens still vor dem Gedenkstein im Grauholz und vor den schlichten Denkzeichen im Schwyzer- und Nidwaldnerland. Das sind die Totenmale der alten Eidgenossenschaft. Fünfhundert Jahre hatte sie bestanden, viel Rühmliches getan und den Grund gelegt zu unserem heutigen Vaterlande. An die alte Eidgenossenschaft glaubten die Männer, die hier stritten und starben. Sie sollte nicht kampflos untergehen. Wohl konnten sie es nicht verwehren; aber der Opferwille, mit dem sie's versuchten, gibt dem Jahre 1798 doch in der Schweizergeschichte einen rührenden Schimmer alten Heldentums.

Aus den Nidwaldner Schreckenstagen

Eine Frau von Ennetmoos hatte sich am Morgen des unglückseligen Septembertages mit ihren Kindern zu Bekannten nach Stans geflüchtet und sich dort mit ihnen in einem Keller verborgen. Aber ihr zwölfjähriger Knabe stieg während des Mordio und Fürio, das durch alle Gassen heulte, zur Haustüre hinauf. Eben rückte eine Rotte Mordbrenner auf das Haus zu. Die Magd wurde erschossen, und die entmenschte Horde stürmte in den Hausflur. Aber der kleine Nidwaldner war durch



den Haufen der Soldaten gedrungen, und in der Gasse hängte er sich an den Schwanz eines Offizierspferdes und schrie, bis der Offizier anhielt und fragte. «Was willst du denn, Kleiner?» – «Komm», schrie der Knabe verzweifelt auf «hilf meiner Mutter!»

Und siehe da, der Offizier stieg vom Roß, ging mit dem Knaben ins Haus und rettete die ganze Familie.

Unweit Stansstad lebte ein ärmlicher Greis. Er hieß Kaspar Engelberger und wurde der alte Trommler genannt. Der Alte hatte zwei Söhne und eine Tochter. Der jüngere Sohn war mit der Gicht behaftet, und diesen und den greisen Vater pflegten die beiden ältern Kinder.

Als nun die Franzosen gegen Nidwalden heranrückten, raffte sich auch der alte, gebrechliche Mann auf. Er gürtete seine Trommel um und schlug und wirbelte Sturm weit im Lande herum. Der ältere Sohn aber war mit den Scharfschützen ausgezogen und also nur die Tochter zur Besorgung des gichtkranken Bruders daheim geblieben.

Der Morgen des furchtbaren 9. September erschien. Kaum war nun der alte Trommler, nach den so unglücklich verlaufenen Kämpfen, zu Hause angelangt, so stürmte auch schon der rasende, blutlechzende Feind in die Stube. Der Greis sollte Geld hergeben; aber das konnte er nicht, da er ja keines hatte. Während er nun den wütenden Franzosen Kisten und Kasten öffnete, hörte er hinter sich einen Schuß, und als er sich umwendete, mußte er sehen, wie sein kranker Sohn sich im Blute wälzte. Er selber wurde durch Kolbenstöße zu Boden geworfen und blieb halb betäubt liegen. Seine Tochter aber, die noch Zeit gefunden hatte, sich zu verstecken, hörte es nun unheimlich knistern und prasseln im Häuschen. Sogleich eilte sie zu ihrem Vater und half ihm auf ins Freie. Aber kaum hatten sie das brennende Gebäude verlassen, so stürmte eine andere Horde Soldaten heran, und einer von ihnen hob den Säbel, um den wehrlosen Alten niederzuhauen. Da umklammerte die Tochter den mordgierigen Franzosen und schrie verzweifelt auf: «Bring mich um, du Unmensch, meinetwegen! Aber so lang ich lebe, sollst du deine Hand nicht an den Vater legen.»

Und nun kam ihr ein edler Soldat, deren es unter diesem Kriegsvolk doch auch gab, zu Hilfe. Er schlug dem andern den Säbel aus der Faust

und geleitete die tapfere Tochter mit ihrem Vater auf ein Schiff, das sie nach Luzern in Sicherheit brachte.

An diesen Kämpfen nahm auch ein Fischer, namens Ludwig Fruonz, teil. Er hatte achtzehn Jahre lang in Frankreich Kriegsdienste getan. Darum übertrugen ihm seine Landsleute zu Hause einen Anführerposten. Er war auch ein ganzer Hauptmann, der im Kampfe aushielt bis ans Ende. Aber da gelang es den Franzosen, ihn gefangen zu nehmen, und also wurde er am 10. September gefesselt in das Wirtshaus zur Krone in Stans gebracht.

Als er nun in die Wirtsstube trat, erkannten in ihm die französischen Offiziere sofort ihren einstigen Kameraden. Sie brachen in ein Gelächter aus, da sie ihn gefangen sahen, und überschütteten ihn mit Hohn und Spott.

Da erhob sich Klara Jann, die Tochter des Hauses, ein wahrer Schutzengel ihrer Heimat, trat zum Erstaunen der französischen Offiziere auf den gefangenen Nidwaldner Ludwig Fruonz zu und rief aus, indem sie ihm auf die Schulter klopfte: «Willkommen, mein wackerer Kommandant!» Dann wandte sie sich an den französischen Obersten und sagte: «Herr Oberst, was würdet ihr als braver Mann und Held getan haben, wenn die Unterwaldner in Euer Land eingefallen wären: Das gleiche, was Ihr getan hättet, das tat dieser Ehrenmann für sein Vaterland.»

Darauf befahl der Oberst, den Gefangenen freizugeben.

Weiteres aus der Franzosenzeit

Der edelmütige Säumer

Die Trikolore hatte in der Schweiz gesiegt. Es gab keine Untertanen mehr; es gab nur noch freie, gleichberechtigte Bürger. Nun aber hätte man es gerne gesehen, wenn sie wieder davongezogen wäre. Allein sie flatterte lustig weiter über unserem Lande. Die Franzosen dachten nicht daran, es zu verlassen. Im Gegenteil, sie behandelten die neugeschaffene Helvetische Republik, als gehöre sie zu Frankreich, verlangten von ihr,

daß sie ihnen Truppen stelle und alle Wege offen halte für ihre unaufhörlichen Kriege. Und die französischen Soldaten wollten gute Quartiere und reiche Verpflegung. Das war eine schwere Last für das ganze Land, und man klagte darüber in den ehemaligen Untertanenländern ebensosehr wie in den alten Herrenorten. Die Freiheit war teuer erkauft.

Das Schlimmste aber war, daß nun die Schweiz auch in den Krieg hineingezogen wurde, den Frankreich damals gegen Österreich und Rußland führte, und schwer zu leiden hatte unter dem Durchzug fremder Truppen und unter den Schlachten, die auf ihrem Boden geschlagen wurden.

Ein russischer General, Suworow, nahte von Italien her mit einer ganzen Armee, um über die Alpen in unser Land einzudringen. Die Franzosen suchten ihm den Weg zu verlegen. So zog denn auch mitten im Winter 1798/99, bei gar bösem Unwetter, Frost und Schnee, eine kleine französische Heeresabteilung über den St. Gotthard. Es fehlte aber an Leuten, die für die Truppen den Proviant über das Gebirge hätten tragen können. Man nahm hiezu, wen man erwischen konnte. So wurde auch ein junger Mann, namens Franz Danioth, von einem französischen Offizier in Amsteg unter vielen Mißhandlungen zu dem harten Dienst gepreßt. Der Bursche machte sein Saumroß zurecht und zog mit schwerer Last hinter dem französischen Militär her im Schneesturm den Berg hinan.

Im Urserntal war Danioth etwas zurückgeblieben. Als er darnach höher ins Gebirge hinauf kam, fand er einen Menschen, der halb erfroren im Schnee lag. Der Urnerbursche sah, daß es jener französische Offizier war, der ihn zu Amsteg so übel behandelt hatte. Aber der brave Bergsohn kannte kein Rachegefühl. Er nahm den Erstarrten auf seine starken Schultern und trug ihn so den rauhen Bergweg hinauf, bis er die französischen Mannschaften eingeholt hatte.

Als er den Offizier vom Tode des Erfrierens gerettet und bei seinen Kriegsgefährten in Sicherheit sah, sagte er lächelnd zu ihm: «Gelt, nun schupfst du mich aber nicht mehr?»

Der französische Offizier war tief beschämt und dankte dem wackern jungen Bergschweizer von Herzen.

Kriegsnot im Bündner Oberland

Im Verlaufe dieses Krieges erschienen die Franzosen auch an den Graubündner Grenzen. Von Österreichern unterstützt, rüstete sich das Volk zum Widerstand. Es hoffte die lästigen Eindringlinge mit Österreichs Hilfe aus dem Lande zu vertreiben und dann die verhaßte neue Ordnung wieder abzuschaffen. Am 7. März 1799 läuteten im Bündner Oberland die Glocken Sturm. Es waren 1500 Franzosen von Uri her und 300 aus dem Tessin ins Land eingebrochen.

Die mit Flinten bewaffneten Bergbauern und eine Abteilung Österreicher, die in der Talebene standen, wurden vom Feind ins Dorf Disentis, wo das uralte Kloster steht, zurückgedrängt. Man sprach bereits von Ergebung oder Rückzug. Da stürzte mit einemmal wie eine Lawine der Bündner Landsturm mit Keulen und Morgensternen von den Höhen auf die Franzosen herab. Alles, was sich nicht schleunigst zu retten vermochte, wurde erschlagen.

Allein die Siegesfreude dauerte nur kurz. Die Hauptmacht des französischen Heeres war unterdessen in Chur eingezogen; von dort aus begann man auch das Oberland zu besetzen. Und alsdann wurde das Volk mit unerträglichen Steuern zur Verzweiflung gebracht.

Jetzt erhoben sich die Bündner Oberländer noch einmal. Sie fielen über die Franzosen her und richteten ein großes Blutbad unter ihnen an. Selbst die Verwundeten und Gefangenen wollten sie nicht schonen. Der Pfarrer von Disentis, der für sie bat, mußte vor der Wut der Bevölkerung sogar in die Kirche fliehen. Schon schienen die Gefangenen, die kniefällig um Gnade flehten, verloren, da trat ein alter Mönch unter die rasenden Bauern und rief aus: «Wollt ihr Blut, so nehmt das meinige! Wenn ihr die Gefangenen nicht schont, so wird ihr Blut zum Himmel um Rache schreien.»

Nun ließ das Volk von den Gefangenen ab, und so wurden sie gerettet.

Anfangs Mai 1799 drangen die Franzosen vom Rheintal her neuerdings ins Bündnerland ein. Sie warfen den Landsturm bei Chur zurück und verfolgten ihn rheinaufwärts. Bei dem Dorfe Ems sammelten sich

die Bündner wieder, um neuerdings Widerstand zu leisten. Die Franzosen rückten nach; voraus fuhren die Kanonen.

Da sprang mit einemmal ein Mädchen von einundzwanzig Jahren, Anna Bühler, mit einer Keule bewaffnet, aus einem Hause. Sie stürzte sich auf die Rosse der ersten Kanone und schmetterte den Stückknecht nieder. Flugs war sie auch an der zweiten Kanone, und schon hieb sie auch dort den Reiter aus dem Sattel. Und da die Gasse eng war und die Kanonen den Weg versperrten, konnten die Franzosen nicht so rasch an die todesmutige Bündnerin herankommen. Dagegen stürmten jetzt ihre Landesgenossen, die staunend dem Mädchen zugeschaut hatten, wie das böse Wetter über die Kanonen her, und es gelang ihnen, den Feind wieder zum Dorfe hinauszuwerfen.

Der herzhafte Schwyzerknabe

Im Frühling 1799 hatten die Österreicher von dem Ländchen Schwyz Besitz genommen. Sie wurden vom Volke wie Befreier begrüßt; denn man erwartete, sie werden die alte Ordnung wieder herstellen. Als sie dann aber vor den Franzosen zurückweichen mußten, flohen die meisten Landleute in die Berge. Die Frau eines Sennen, der zu Steinen wohnte, aber zu dieser Zeit auf der Alp war – sie hieß Elisabeth Ulrich – suchte mit ihren zwei Kindern und ihrer Schwester Katharina Zuflucht auf dem Urmiberg. Jede trug einen Korb. Die eine hatte die Lebensmittel mit sich, die andere etwas Gerät und Schmuck. Das vierjährige Büblein aber trug das Kleidchen für seine kleine Schwester.

Als sie hoch oben am Berg unter Buchen in den Felsen eine Höhle fanden, sagte Elisabeth: «Hier wollen wir bleiben; die Höhle schützt uns vor Wind und Wetter.» Sie ließ sich also nieder und suchte das weinende Kindchen mit einem Stück Brot schweigen zu machen.

Plötzlich stürzten aus dem Bergwald zwei französische Soldaten auf das Grüpplein der Flüchtigen zu. «Ha», lärmte der eine in deutscher Sprache, «haben wir euch! Gebt her, was ihr bei euch habt: sonst ergeht's euch schlimm!» Elisabeth drückte ihr Kind fest an sich; ihre Schwester aber schob den Soldaten die Körbe hin.

Wie nun der kleine Franz das sah, setzte er sich flugs auf den Korb mit den Kleidern. Aber einer der Kriegsgesellen wollte das Gewand unter ihm weg an sich reißen. «Nein, nein», schrie der Franzli auf, «das sind meines Schwesterleins Kleider, die sollst du nicht haben!» Wüst auflachend, stieß der Soldat das Büblein vom Korb. Da der Kleine nun erkannte, daß seine Abwehr nichts nützte, umfaßte er des Franzosen Knie und jammerte: «Ach, nimm doch meinem armen Schwesterlein sein Gewand nicht, nimm lieber meinen Rock und laß ihm das Kleid! Es müßte ja sonst erfrieren.»

Da, auf einmal war der grimmige Soldat wie verwandelt. Er blickte auf den Knaben nieder, der sich an ihn anklammerte und seine Füße mit Tränen überströmte: «Nein, mein gutes Kind, dir nehme ich nichts, dein Schwesterlein soll seine Kleidchen behalten.» Und mit Tränen in den Augen drückte er den Franzeli ans Herz.

Die Mutter und ihre Schwester wollten ihm danken; aber er unterbrach sie und sagte: «Verzeiht, daß ich so rauh war. Ich hab daheim im Elsaß ein Kindlein, gerade wie dies da; daran mußte ich denken, als der Kleine so flehentlich bat.» Dann fügte er bei: «Verlaßt euern hiesigen Aufenthalt und kommt mit uns in euer Dorf. Wir wollen bei euch Quartier nehmen und euch beschützen. Beeilt euch, auf daß uns in eurem Heim niemand zuvorkomme.»

Hochbeglückt folgten die Flüchtlinge den Soldaten ins Tal hinunter und ins verlassene Dorf, in dem die Franzosen schon zu plündern angefangen hatten. Aber ihr Häuschen blieb verschont; denn die zwei Soldaten beschützten sie und ihr Hab und Gut, bis sie mit den fremden Truppen wieder abziehen mußten.

Der Landvogt von Greifensee

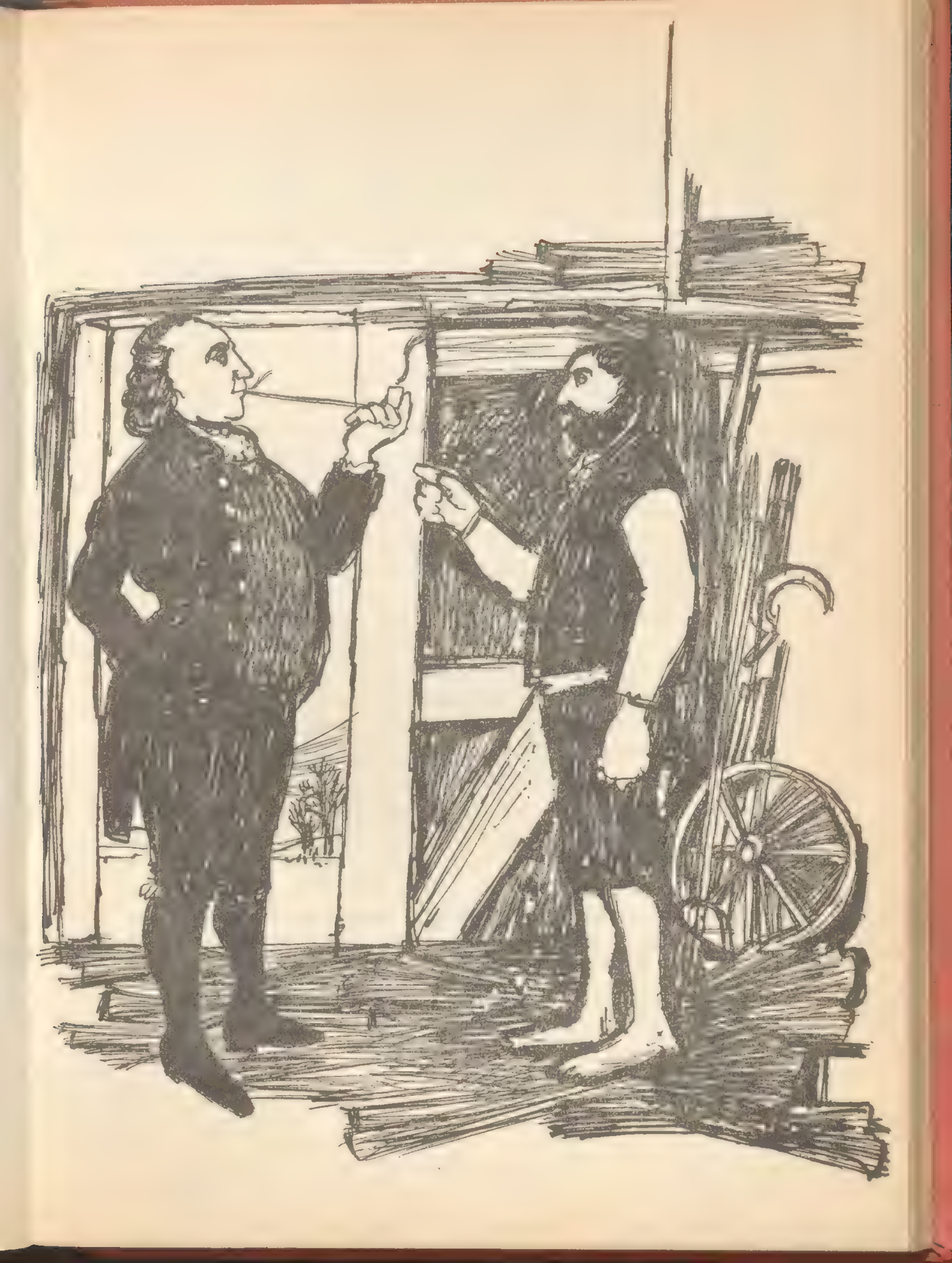
Die Landvögte mögen heißen, wie sie wollen, Geßler oder Landolt, wir wollen sie uns zu keinen Zeiten mehr gefallen lassen. Aber da es nun einmal Landvögte gegeben hat, so muß doch auch gesagt werden, daß darunter solche waren, die dem Volk das Joch leichter machten und

die sich durch einen klugen Geist und ein warmes Herz auszeichneten. Von dieser Art war der zürcherische Landvogt Salomon Landolt, von dem hier ein weniges erzählt werden soll.

Einstimmig ernannte ihn der Rat von Zürich im Jahre 1781 zum Landvogt in Greifensee. Dort zeigte er sich sehr bald als weiser Regent. Das junge Volk war in jenen Gegenden damals dem Kartenspiel etwas zu sehr ergeben, besonders am Sonntag. Nun hielt der Landvogt Landolt zwar dafür, dann und wann ein Kartenspielchen in Ehren sei niemand zu verwehren, aber man könnte das, wie noch manches, übertreiben, es gebe denn doch noch einen bessern, für Leib und Seele bekömmlicheren Zeitvertreib als das Jassen und Bänkeln und Betheln. Und er verfiel auf ein gutes Mittel gegen die törichte Spielsucht und Wirtsstubenhockerei. Er ließ am Sonntag, vor- und nachmittags, in seinem landvögtlichen Schloß Greifensee Gesangübungen abhalten. Und willig kamen die jungen Leute, Bursche und Mädchen; bald fanden sie Gefallen an diesem neuen Sonntagsvergnügen und wetteiferten miteinander in ihrer Gesangskunst. Zur Aufmunterung gab der Landvogt auch dann und wann ein ländliches Fest, bald auf dem See, bald im Schlosse. So wurde das unmäßige Kartenspiel allmählich durch edlere Unterhaltungen zurückgedrängt, und der «Schellenunter» mit seiner vierfarbigen Gesellschaft mußte sich in der Wirtin Kommodenschublade zurückziehen.

Müßiggänger hielt dieser Landvogt von Greifensee unerbittlich zur Arbeit an. Da war einmal ein Schneider in seiner Gegend, der wenig arbeitete, aber fleißig blauen Montag machte und seine Familie darben ließ. Als eine ernste Mahnung nichts fruchtete, ließ ihn der Landvogt aufs Schloß kommen. Hier mußte er nun arbeiten, gern oder ungern, wurde aber in aller Ordnung dafür bezahlt. Und schau, nach einigen Wochen hatte er ein schönes Sümmchen verdient. Das machte ihn rege und arbeitsam. Er wurde haushälterisch und hielt sich fortan so, wie sich's für einen Mann, der für eine Familie zu sorgen hat, von selbst verstehen sollte.

Eines Tages war ein Waisenknabe von Greifensee von seinen Stiefbrüdern dem Landvogt vorgeführt und bei ihm verklagt worden, er habe sich an fremdem Eigentum vergriffen. Hunger und Elend blickten



dem armen Buben aus den Augen. Landolt fuhr ihn hart an, schickte aber die klägerischen Brüder weg, indem er sagte, er wolle das ungeratene Bürschlein schon in den Senkel stellen. Im Herzen meinte er's jedoch anders. Er ließ dem Knaben, der Schläge erwartete, eine warme Suppe vorsetzen, die der Junge heißhungrig verschlang. Und als er ihn gesättigt hatte, verhörte er ihn, und so brachte er heraus, was er schon vermutet hatte, daß die bösen Stiefbrüder den hilflosen Jungen also hungern ließen, daß er in seinen Nöten Lebensmittel zu stehlen begonnen hatte. Nun behielt ihn der Vogt einige Tage im Schloß, darnach ließ er ihn ein Handwerk erlernen.

Salomon Landolts Scharfsicht entging nichts, was seinen Untertanen schädlich sein konnte. So verbot er das Tabakrauchen in Stall und Scheune und wo es sonst feuergefährlich war, bei einer Buße von einem halben Taler. Nun aber war unser «hochwohlweiser und insonderheit vürsichtiger Herr Landesvater» selber ein leidenschaftlicher Raucher. Und da er sich also mit seiner Pfeife oft selber vergaß, so befahl er seinen Knechten, auch ihn nötigenfalls an seine Pflicht zu mahnen. Als er nun eines Tages mit der Tabakpfeife gar wohlgemut in seine Stallungen ging, um nach dem Vieh zu sehen, sagte ein Knecht zu ihm: «Nichts für ungut, Herr Landvogt, aber nach Euerm eigenen Verbot solltet Ihr nicht also mit der brennenden Pfeife in den Stall kommen.» – Der Landvogt wurde betreten, sagte aber gleich: «Jawohl, du hast recht, du bist ein braver Bursche.» Und ihm einen halben Taler einhändigend, setzte er bei: «Da nimm die Buße, der ich verfallen bin.»

Eines Tages erschien das Weib eines Untervogtes bei Landolt. Sie brachte ihm ein Kalbsviertel, durch welche Gabe sich ihr Mann bei seinem Vorgesetzten beliebt machen wollte. Nun ließ der Landvogt der Bäuerin eine Flasche Wein aufstellen und von dem geschenkten Fleisch einen Teil kochen. Als sich dann die Frau des Untervogts verabschieden wollte, sagte Landolt zu ihr, entweder müsse sie im Gefängnis das Kalbsviertel bis auf die letzte Faser aufessen oder es warm und kalt wieder mit nach Hause nehmen. Erschrocken packte die Frau das Kalbsviertel wieder ein und machte, daß sie davon kam. Ihr Mann, der Untervogt, wird danach kaum mehr einen Bestechungsversuch gewagt haben.

Jedermann achtete den gerechten und guten Landvogt. Darum sagten die Bauern allgemein, als er von ihnen abberufen wurde, sie wollten sich keinen andern als ihn zum Herrn wünschen. Und einer von ihnen sprach: «Ihr wißt, daß er mich einmal an den Pranger stellen ließ. Aber ich bin der erste, der dem Landvogt die Stimme gäbe, denn er ist ein gerechter Mann und straft keinen, der's nicht verdient hat.»

Im Jahre 1795 wurde Salomon Landolt Landvogt zu Eglisau. Um sein Volk kennen zu lernen, ritt er zuerst fleißig im Land herum und unterhielt sich gerne mit den Leuten. Dabei machte er die Bekanntschaft einer Bauernfrau, deren fleißiges, tüchtiges und kluges Wesen ihm so gefiel, daß er sie dann und wann zu sich zu Tische lud. Eines Tages war sie auch wieder bei ihm zu Besuch und speiste da in zahlreicher Gesellschaft. Sie kam aber eben von anstrengenden Nachtwachen am Krankenbett ihres Sohnes, war davon erschöpft und schlief so an der Tafel ein. Das sah Landolt. Er winkte den Gästen Stillschweigen zu: «Wecke ja niemand die gute Frau», flüsterte er, «sie hat in ihrem Leben mehr gearbeitet und gewacht als wir alle.»

Die Jahre 1798 bis 1802 waren, wie wir gehört haben, traurige Kriegszeiten für unser Vaterland. Fremde Heere bekämpften einander bei uns und schädigten unsere Heimat gar sehr. Eines Tages besuchte Salomon Landolt, der nun freilich seit dem Anbruch der neuen Ordnung nicht mehr Landvogt war, eine Gegend unweit Zürich, die durch den Krieg schwer gelitten hatte. Während nun seine Begleiter sich ins Wirtshaus begaben, setzte er sich auf einen Haufen Bauholz, seine Pfeife schmauchend, und ließ sich von einem Schärlein verhudelter und ausgehungerter Dorfkinder erzählen, was sie alles während der Kämpfe der fremden Armeen zu sehen bekommen hätten. Da trug eine Magd aus einer Waschküche eine große Schüssel dampfender Suppe ins Wirtshaus, und nun wurde Landolt gewahr, wie alle Augen der Kinder sich sehnsüchtig an die Schüssel hängten. Das ging ihm zu Herzen. Er rief die Magd zu sich heran: sie mußte die Schüssel auf einen Balken stellen und rasch Löffel und Brot dazu bringen; alsdann rief er fröhlich lachend aus: «So Kinder, jetzt aber haut drauflos!»

Das war noch ein Landvogt, vor dem man den Hut abnehmen darf.

Vater Pestalozzi (1746–1827)

An jenem schrecklichen Septemberabend, da die Glutwolke von 700 brennenden Gebäuden über den Nidwaldnerbergen schwebte und weit ins Schweizerland hinausleuchtete, sah von einer Anhöhe bei Aarau aus ein Mann von etwa 50 Jahren mit andern Leuten in die ferne Brandröte hinein. Er war unschön von Angesicht; doch aus den dunkeln Augen sprach eine tiefe Herzensgüte. Jetzt aber lag auf dem ganzen Antlitz der Ausdruck des Schreckens und der Verzweiflung.

Es war der große Menschenfreund Heinrich Pestalozzi. Er entstammte einer Zürcher Familie, die ursprünglich in Locarno zu Hause gewesen, aber zur Reformationszeit dort ausgewandert war, um in der Stadt Zwinglis ungestört dem neuen Glauben anhangen zu dürfen. Sein Vater war Arzt, starb aber früh und konnte den Seinigen nur geringe Ersparnisse zurücklassen. Aber eine treue Magd hatte ihm in seinen letzten Stunden versprochen, der Witwe und den drei Kindern beizustehen, und sie hielt getreulich Wort. Sie blieb im Hause und arbeitete, sparte und darbte, ohne Lohn zu beanspruchen, nur damit es den Waisen an nichts fehlte.

Der kleine Heinrich war ihr Liebling, weil er ihrer Pflege am meisten bedurfte, und weil er ein so warmes, gutes Herz hatte. Als der Knabe zur Schule kam, zeigte er ein etwas seltsames Wesen. Was sein Herz rührte, das lernte er mit Feuereifer; aber für das Rechnen und alle geschäftlichen Dinge verriet er wenig Sinn. Seine Kameraden hatten ihn gerne; denn er war verträglich und gefällig. Aber beim Spiele mußten sie oft lachen über seine Ungeschicklichkeit und nannten ihn etwa zum Scherz den Heiri Wunderli von Torliken.

Doch so unbeholfen er sich manchmal benahm, so mutig war er bei Gefahren. Einmal erschütterte ein Erdbeben die Stadt Zürich. Lehrer und Schüler ließen im ersten Schrecken alles im Stich, rannten die Treppen hinunter ins Freie und schauten ängstlich zum Himmel hinauf. Der kleine Pestalozzi aber kehrte herzhaft in das Schulhaus zurück und holte die vergessenen Bücher und Hefte und Kappen für alle heraus.

Jeden Sommer kam Heinrich einige Wochen in die Ferien nach Höngg, wo sein Großvater Pfarrer war. Da befreundete er sich mit den

Dorfkindern und lernte das Volk recht kennen und lieben. Er sah aber auch, wie ärmlich die Leute lebten und wie die Kinder schon früh ihre roten Backen und ihren frohen Mut verloren, weil sie mit 12 Jahren bereits in die Fabrik gehen mußten. Das quälte sein empfindsames Herz. Er sann darüber nach, wie dieser Not abzuhelfen wäre, und kam zu der Einsicht, daß nur eine bessere Erziehung das Volk freier und glücklicher machen könnte. Und in seiner mutigen Art nahm er sich vor, dafür sein ganzes Leben lang zu arbeiten.

Zuerst dachte er daran, Geistlicher zu werden. Allein er hatte kein Talent zu predigen. Auch mit der Rechtswissenschaft wollte es ihm nicht gelingen. Da kam er zu dem berühmten Landwirt Tschiffeli in Kirchberg bei Burgdorf, der damals wie der Kleinjogg den Bauern zeigen wollte, wie sie am besten ihr Feld bestellten. Pestalozzi fand Gefallen an der bäuerlichen Arbeit und erlernte sie gründlich. Dabei stieg in ihm der Gedanke auf, selber auch einen Hof zu übernehmen und die Leute durch eine musterhafte Landwirtschaft dazu anzuleiten, dem Boden seinen Segen abzugewinnen. Er kaufte nahe bei dem Dorfe Birr im Aargau ein großes Gut, erbaute sich darauf ein schönes Landhaus, das er den Neuhof nannte, und führte dahin die Tochter eines Zürcher Kaufmanns, Anna Schultheß, als Gattin heim.

Allein die Hoffnungen, die er auf das Gut gesetzt hatte, erfüllten sich nicht. Der Boden trug zu wenig ab. Pestalozzi verlor alles Geld, das er dafür aufgewendet hatte, und geriet in Schulden. Aber mitten in dieser eigenen Not faßte er den Entschluß, aus dem Neuhof eine Armenanstalt zu machen. Es gab soviele Bettler im Lande, soviele herumstreichende, verwilderte Kinder. Die wollte er bei sich aufnehmen, zur Arbeit anleiten und an ein ordentliches Leben gewöhnen. So sammelte der edle Menschenfreund von den Landstraßen, auf den Feldern und in den Dörfern eine ganze Anzahl verwahrloster Kinder und bereitete ihnen, zusammen mit seiner Gattin, auf dem Neuhof eine Heimat. Im Sommer mußten die Kinder auf dem Felde arbeiten; im Winter spannen sie Baumwolle. Daneben lernten sie lesen, schreiben und rechnen. Die Liebe war der gute Geist des Hauses. Pestalozzi und seine Gattin wurden nicht müde, sich mit den Kindern zu beschäftigen, sie an Ordnung und Rein-

lichkeit, an Fleiß und Aufrichtigkeit zu gewöhnen. Sie teilten mit ihnen, was sie hatten. Aber Pestalozzi konnte nicht rechnen; er gab alles für andere und dachte nie an sich selber. So verlor er nun auch das letzte, was er noch hatte, mußte die Armenanstalt auflösen und kämpfte nun lange Jahre hindurch mit Mangel und Elend.

Aber auch jetzt ließ ihn der Gedanke, dem Volke zu helfen, nicht los, Er schrieb ein Buch, «Lienhard und Gertrud», in dem er zeigte, wie eine Familie durch eine brave, fromme Mutter auf den rechten Weg geführt wird und nach und nach zu Glück und Wohlstand kommt. Das Buch machte ihn weit herum berühmt. Es wurde in mehrere fremde Sprachen übersetzt.

Pestalozzi sah aber wohl, daß es auch an der damaligen Staatsordnung fehlte. Darum gehörte er zu den vielen Schweizern, die sich freuten, als die französische Revolution ausbrach. Er hoffte, sie werde den Menschen, wie sie es versprach, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit bringen, und half mit, die Helvetische Republik zu begründen. Allein das Blutvergießen, das mit der Trikolore in unser Land einzog, ging ihm sehr zu Herzen, insbesondere der Schreckenstag von Nidwalden. Darum war er in solcher Verzweiflung, als er an jenem Septembertage in Aarau die Flammenröte am Himmel sah. In tiefer Herzensnot durchwachte er die Nacht. Am Morgen aber wußte er, was er zu tun hatte. Er ließ sich von der Helvetischen Regierung, dem Direktorium, wie man sie nannte, den Auftrag erteilen, die verwaisten Kinder in Stans zu sammeln und ihnen ein Vater zu sein. In einem Frauenkloster zu Stans wurden einige Räume für die Anstalt hergerichtet. Zuerst nahm man 50, mit der Zeit sogar 80 Zöglinge darin auf.

Aber in was für einem Zustand befanden sich diese armen Geschöpfe! Bleich und abgezehrt, ungenügend gekleidet, scheu und furchtsam, zum Teil krank, so traten sie ein. Pestalozzi wollte die armen Kinder trösten, nähren, kleiden, in allem für sie sorgen. Unermüdlich war er tätig, vom frühen Morgen bis am späten Abend. Er teilte mit ihnen die Suppe; er verschaffte ihnen ordentliche Kleider; war eines krank, so stand er gleich an seiner Seite, und keine Mühe war ihm zu viel. Die Kinder verloren bald ihre Scheu; sie wurden zutraulich und anhänglich. O, wie

freute das Pestalozzi! Er fing nun an, sie an Arbeit zu gewöhnen und zu unterrichten, im Lesen, Schreiben und Rechnen. Er belehrte sie über die Dinge, die sie sahen, über Pflanzen und Tiere. Ganz besonders aber suchte er ihr Herz und ihren Willen zu bilden und ihnen zu zeigen, wie eins dem andern helfen müsse.

Einen schönen Tag bereitete er einst den Kindern, als er mit ihnen einen Ausflug nach der Stadt Luzern machte, wo jedes einen neuen Zehnbätzner erhielt.

Allein schon kurze Zeit danach wurde die Anstalt aufgelöst; denn der Krieg war wieder im Anzug; es war ja das böse Kriegsjahr 1799, da Franzosen, Österreicher und Russen sich in unserem Vaterlande bekämpften.

In Stans hatte Pestalozzi erst so recht gesehen, wieviel Gutes man dem Volke durch eine ordentliche Schulung erweisen konnte. Nun wollte er, wie er sagte, Schulmeister werden. Mit Hilfe einiger Freunde gründete er im Schloß zu Burgdorf eine Erziehungsanstalt, in der arme Kinder kostenlos aufgenommen und junge Männer zu Lehrern ausgebildet werden sollten. Seine Unterrichtsweise machte diese Anstalt bald berühmt. Von nah und fern kamen Schulmänner nach Burgdorf, um von Pestalozzi zu lernen. Er zeigte ihnen vor allem, wie man auch dem armen, verlassenen, verschupften Kinde ein glückliches Dasein verschaffen und durch guten Unterricht den Lebensweg ebnen könne.

Später setzte der große Menschenfreund seine Arbeit auf dem Schloß Münchenbuchsee fort. Dann anerboten sich mehrere Städte des Waadtlandes seine Anstalt aufzunehmen. Er entschloß sich für Yverdon, wo ihm das geräumige Schloß zur Verfügung gestellt wurde. Dort verbrachte Pestalozzi die glücklichsten Jahre seines Lebens. Sein Ruf war weit in die Welt hinausgedrungen. Aus Deutschland, Holland, England, Spanien, ja selbst aus Amerika kamen Männer, um bei ihm zu lernen, wie man die Jugend belehrt und zu einem rechten Leben anleitet.

Aber mitten in dieser erfolgreichen Arbeit dachte Pestalozzi gerne zurück an die Zeit, die er in Stans verbracht hatte. Vater der Waisen gewesen zu sein, das erschien ihm als der beste Segen seines Lebens.

Zur Zeit der kriegerischen Umtriebe von 1814 wollte man das Schloß Yverdon als Quartier für durchziehende Truppen benützen, und Pesta-

lozzi sollte samt seiner Schülerschaft weichen. Da reiste der bald Siebzigjährige nach Basel, um den eben dort befindlichen russischen Kaiser Alexander I. um Beistand anzurufen. Als er nun vor dem Stadttor zu Basel ankam, bat ihn ein armer Mann um ein Almosen. Pestalozzi aber hatte kein Geld bei sich. Rasch entschlossen löst er seine silbernen Schnallen von den Schuhen und schenkte sie dem Armen. Dann band er sein Schuhzeug, so gut es ging, mit Strohhalmen, suchte das kaiserliche Quartier auf und ließ sich anmelden. Der Kaiser empfing ihn freundlich und lieh ihm willig Gehör. Er wurde von Pestalozzis Schilderung des Unglücks im Lande und von der unendlichen Herzensgüte des edlen Menschen so gerührt, daß er ihn beim Abschied an sich zog und umarmte. Die Lehranstalt aber verblieb im Schloß Yverdon.

In seinen alten Tagen kehrte der vielberühmte Mann nach dem Neuhof zurück. Als er dort erkrankte, ließ ihn der Arzt in das benachbarte Städtchen Brugg überführen. Hier ist Pestalozzi am 17. Februar 1827 gestorben.

Im Jahre 1927 beging man die Gedenkfeier dieses Todestages. Aus der halben Welt kamen Verehrer des großen Erziehers zusammen. Mehr als je ein großer Staatsmann oder mächtiger Feldherr wurde er gefeiert. Man sah: Als das Höchste auf der Welt wird doch zuletzt immer ein wahrhaft großer, guter Mensch nach dem Vorbilde Christi anerkannt. Auch 1946, als 200 Jahre seit der Geburt Pestalozzis vergangen waren, ehrte man sein Andenken in der ganzen Schweiz.

Auf dem Grabmal Vater Pestalozzis zu Birr steht eine schöne Inschrift. Sie preist sein Leben mit den Worten:

Mensch, Christ, Bürger.
Alles für andere, für sich nichts.
Segen seinem Namen.

Von Johann Kaspar Lavater (1741–1801)

Einst hatten sich die Schweizer mit dem Schwert in der Hand einen geachteten und gefürchteten Namen bei ihren Nachbarn verschafft. Diese Zeit war nun vorbei. Dafür ging der Name des großen Menschenfreundes Pestalozzi von Mund zu Mund. Und neben ihm gab es in unserem Lande noch viele andere Männer, die zu Ansehen und Ehren in der Welt gelangten – nicht durch kriegerische Heldentaten, sondern durch rühmliche Werke des Geistes und des Herzens. Es war ja die Zeit, da in Deutschland Goethe und Schiller lebten. Die Dichtungen, die sie schufen, wurden auch in der Schweiz mit Fleiß und Freude gelesen. In Zürich fand Goethe liebe Freunde, mit denen er seine Gedanken in Briefen austauschte. Mehrmals auch war er bei ihnen zu Besuch. Der vertrauteste unter diesen Schweizer Freunden war ihm lange der Pfarrer Johann Kaspar Lavater. Er hatte ihn kennengelernt aus einer Schrift, in welcher der Zürcher Pfarrherr nachzuweisen versuchte, daß man aus den Formen des Schädels mit Bestimmtheit die geistigen Eigenschaften eines Menschen erkennen könne.

Johann Kaspar Lavater war aber nicht nur ein eifriger Gelehrter und Schriftsteller, sondern auch ein wahrhafter Christ und treuer Seelsorger, aus dessen Leben viel Schönes und Gutes zu erzählen wäre. Er hatte die Gewohnheit, täglich in der Bibel zu lesen und für jeden Tag sich einen Wahlspruch zur Nachachtung zu merken.

Eines Morgens nun las er seiner Frau aus der Hl. Schrift vor: «Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der von dir entlehnen will.»

«Wie ist das zu verstehen?» fragte den Pfarrer seine Gattin. «Wie es da steht», antwortete Lavater.

Um die Mittagszeit desselben Tages betrat eine arme Witwe das Pfarrhaus und bat um Gotteswillen um ein Darlehen von sechs Talern. Sie habe wegen Krankheit lange nichts verdient und könne den Hauszins nicht bezahlen. Der Pfarrer aber wies sie freundlich ab, ließ ihr jedoch in der Küche einen Teller Suppe reichen.

Jetzt trat seine Gattin, die das Anliegen der armen Frau erfahren hatte, zu ihm in die Stube und fragte: «Wie heißt doch der Spruch,

den du mir heute morgen aus der Bibel vorgelesen hast?» – Lavater antwortete: «Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der von dir entlehnen will», dann fügte er schalkhaft hinzu: «Willst du etwa den Ring vom Finger geben?» – «Mit Freuden», erwiderte sie und streifte ihren Ring sogleich ab. «Ist's dir denn wirklich Ernst mit dem Ring?» fragte der Pfarrer betreten. «Ja», antwortete seine Gattin, «du hättest freilich selber noch mehr als sechs Taler im Kasten.»

Jetzt umarmte Lavater seine Frau und sagte: «Du bist gerechter als ich; behalte deinen Ring, ich bin beschämt.»

Hierauf gab er der wartenden Witwe die sechs Taler. Seine Frau aber sprach nachher zu ihm: «Solange ich noch Schmuck habe, darfst du zu keiner armen Seele sagen, du könntest ihr nichts schenken.»

Im September 1799 rückten die Franzosen, die eben die Österreicher und Russen völlig geschlagen hatten, wieder in Zürich ein. Es kam zu wüsten Plünderungen. Dabei wurde Lavater von der Kugel eines Franzosen schwer verletzt, daß er in monatelangem Siechtum dem Tode entgegensehen mußte. Von Ende Januar des folgenden Jahres an durfte er sein Zimmer nicht mehr verlassen, und sein Zustand wurde von Tag zu Tag ernster. Aber in all seinen schweren Leiden sagte er oft: «Ich mag den, der die tödliche Kugel auf mich abschoß, nicht kennen, wohl aber wünschte ich, daß ich ihn wissen lassen könnte, wie ich ihm von Herzen verzeihe.»

Am Neujahrstag 1801 erlöste der Tod den edlen Pfarrherrn von seinem Leiden.

Der Geschichtsschreiber Johannes Müller (1752–1809)

Es ist etwas Schönes um einen Dichter, der uns Geschichten zu erzählen weiß, die unser Herz froh und gut machen und unsern Geist beschäftigen und fördern. Gerne hören wir ihm zu, wenn wir auch wissen, daß die Menschen und die Begebenheiten, die er uns darstellt, nicht aus der Wirklichkeit stammen, sondern eine Schöpfung seiner dichterischen Erfindungsgabe sind. Noch gespannter aber horcht man-

cher von uns auf, wenn nicht der Geschichtenschreiber, sondern der Geschichtsschreiber zu uns redet; denn er will uns in schlichter Wahrheit erzählen, wie es in vergangenen Zeiten auf der Welt ausgesehen und wie sich alles zugetragen hat bis auf den heutigen Tag. Und besonders warm wird es uns ums Herz, wenn er berichtet von der Geschichte unseres Vaterlandes.

Früh schon haben wackere Männer angefangen, diese Geschichte aufzuzeichnen. Vom Bund im Rütli und allem, was sich dabei zutrug, erzählt uns am schönsten der Glarner Aegidius Tschudi, den man wohl den Vater der schweizerischen Geschichtsschreibung nennt. Er lebte im Reformationsjahrhundert.

Zur Zeit der Revolution hatte unser Land einen Geschichtsschreiber, der zu höchstem Ruhm gelangte, nicht nur in seinem Vaterlande, nein, auch in Deutschland und Frankreich, ja überall, wo man der Geschichte der Vergangenheit nachforschte. Er war ein Schaffhauser, aus der kleinen, feinen Erkerstadt am Rhein, und hieß Johannes Müller. Sein Vater war Prediger; er weckte in dem Knaben früh schon den Sinn für die Schicksale der Menschen und Völker. Der kleine Johannes war ein zarter Knabe, aber ungemein beweglich und wißbegierig. Sein Großvater mütterlicherseits, ebenfalls ein Geistlicher, besaß eine größere Bibliothek und eine reiche geschichtliche Kupferstichsammlung. Bei diesem Großvater holte sich der Kleine viele Kenntnisse. Alle Hauptereignisse der Schweizergeschichte wußte das Büblein schon zu erzählen. Einst zeigte ihm der Greis eine Reihe von Bänden, die er mit eigener Hand geschrieben hatte, und sprach zu ihm: «Schau, Hansli, das alles habe ich für dich zusammengetragen. Ich schenke es dir, lies fleißig drin und trage Sorge dazu!» – «Ein solches Buch will ich auch schreiben, Großpapa», war die Antwort. An der Hochzeit eines Vetters bestieg der fünfjährige Knabe eine Bank und hielt zur Verwunderung der ganzen Gesellschaft einen Vortrag aus der Schweizergeschichte. Und kaum hatte er ein wenig schreiben gelernt, so verfaßte er schon die Geschichte seiner Vaterstadt in Fragen und Antworten.

Als Johannes sieben Jahre alt war, trat er in die Schule ein. Im Lateinischen half ihm sein Vater nach; auf Spaziergängen soll er sich mit ihm oft in dieser Sprache unterhalten haben. Die Schriften der alten

Römer aber entzündeten früh schon in dem Knaben die Liebe zu Freiheit und Vaterland. Er wurde der Liebling seiner Lehrer und der hilfsbereite Freund seiner Mitschüler. Ein erstaunliches Gedächtnis, wie es der Geschichtsschreiber eben haben soll, war ihm zu eigen. Selbst im Alter wußte er die Krönungs- und Todestage aller Fürsten der europäischen Staaten, ebenso die Geburtstage aller Bürgermeister und aller Kirchenvorsteher von Schaffhausen mühelos aufzuzählen. Noch mehr aber überraschte er seine Umgebung durch den Reichtum und die Klarheit seiner Gedanken. In seinem sechzehnten Jahre hatte er an einem Schulfest eine Rede zu halten. Die Wahl seines Stoffes, seine geschichtlichen Kenntnisse, die Sicherheit der Darstellung und die Glut des Vortrages setzten die Zuhörer in höchstes Staunen.

An der Hochschule zu Göttingen studierte Johannes Müller Theologie und Geschichte. Mit 20 Jahren wurde er Professor der griechischen Sprache am Gymnasium seiner Vaterstadt. Bald aber drang der Ruhm seines Wissens auch in die Fremde. Es begann für ihn eine überaus ehrenvolle Laufbahn, die ihn als Professor nach Kassel, dann als Bibliothekar und Hofrat in den Dienst des Kurfürsten von Mainz und noch später an den Hof zu Wien führte. Dort erhob ihn der Kaiser zum Dank für seine Verdienste zum Edeln von Müller und zum Reichsritter. Aber trotz all diesen Ehrungen wollte es dem freiheitsliebenden Schweizer auf die Dauer hier nicht gefallen. Er hatte unermüdlich an seinem großen Werke, einer Geschichte der Schweiz, gearbeitet. Bereits war ein Teil davon als Buch erschienen. Nun aber untersagte man ihm die Fortsetzung des Druckes, weil darin die Rede war von der Erhebung der Waldstätte gegen Österreich und andern freiheitlichen Bewegungen, von denen man in Wien nicht gern hörte. Er trat über in den Dienst des Königs von Preußen und erhielt den Auftrag, eine Geschichte Friedrichs des Großen zu schreiben. Aber bald darauf überzog Napoleon Preußen mit Krieg und unterwarf es völlig. Der Name des großen Geschichtsschreibers Johannes von Müller war ihm bereits bekannt. Er berief ihn zu einer Besprechung, zog ihn nach Frankreich und übertrug ihm später eine der höchsten Staatsstellen im neugegründeten Königreich Westfalen. In Kassel starb der große Geschichtsschreiber 1809.

Bei all seinem Streben nach Wissen und in all seinen hohen Stellungen lag Johannes Müller die Geschichte seines Schweizerlandes immer am meisten im Sinn. Ihr widmete er seine freudigste Arbeit. So kam's, daß er das große Geschichtsbuch, von dem er als fünfjähriges Büblein geträumt hatte, wirklich schreiben konnte. Er schenkte dem Vaterlande damit ein Werk von höchstem Werte. Es wurde ihm dafür viel Anerkennung zuteil. Am meisten aber freute es ihn, daß seine Schweizergeschichte gelesen wurde, und vielleicht war ihm der schönste Dank das folgende kleine Erlebnis, bei dem er das recht eindrücklich erfuhr.

Johannes Müller machte einst eine Fußwanderung durch die drei alten Waldstätte. Eines Tages trat er in eine Bauernhütte. Von hier aus konnte man die Ruine einer Burg sehen. «Wie heißt dieses alte Schloß, und von wem wurde es erbaut, bewohnt und zerstört?» fragte der Gelehrte den Hirten. Und siehe da, auf alle diese Fragen erhielt er die richtige Antwort. Das wunderte ihn, und so fragte er den Bauer weiter: «Von wem wißt Ihr das?» – «He», kam ihm der Bescheid, «ich habe es in dem Buch gelesen, das Johannes Müller von Schaffhausen geschrieben hat.»

Johann Martin Usteri (1763–1827)

Fast zur gleichen Zeit wie Johann Peter Hebel, von dessen gemütvollen Mundartliedern heute noch manches in den Lesebüchern steht, lebte auch in Zürich ein Dichter, der seine Verse in der heimeligen Sprache des Volkes schrieb. Er hieß Johann Martin Usteri und entstammte einer alten Aristokratenfamilie. Aber er ging nicht als gestrenger Herr Landvogt ins Zürichbiet hinaus, um die Untertanen zu regieren und Gericht über sie zu halten. Nein, ihm machte es mehr Freude, die Landschaft zu durchwandern, an lieblichen Punkten sein Taschenbuch hervorzuholen und rasch ein Bildchen zu entwerfen, oder sich als stiller Beobachter unter das Volk zu mischen, ihm zuzuhören, was es erzählte, und so den Stoff zu sammeln und die lebendige Volkssprache zu lernen für seine Dichtungen.

Zur Zeit der helvetischen Regierung mußte er aber doch auch ein öffentliches Amt übernehmen, und zwar dasjenige des Obereinnehmers im Kanton Zürich. Als nun im Herbst 1799 die Russen in Zürich vor den nahenden Franzosen weichen mußten und sich vor dem Abzug aus der Stadt noch ans Plündern machten, war Martin Usteri in großer Sorge um die Staatskasse, die er zu verwalten und zu hüten hatte. Was tat der kluge Mann, um sie in Sicherheit zu bringen? Er ließ die volle Staatskasse auf einen Schubkarren setzen, sie nachlässig mit Stroh zudecken, als wär's irgendeine nichtige Sache, und so in die Fraumünsterkirche schaffen. Da war sie nun freilich sicher; denn in einer Kirche suchten die Russen kein Geld.

Er war aber glücklich, als er das verantwortungsvolle Amt wieder aufgeben durfte. Er fühlte sich wohler bei seinen künstlerischen Arbeiten oder bei geselliger Unterhaltung mit Leuten von gutem Geschmack und feinen Sitten, die gerne ein schönes Bild sahen, ein gutes Gedicht hörten oder sich an edler Musik erbauten. Auch mit Kindern umzugehen. machte ihm viel Vergnügen. Es war damals Sitte, daß jedes junge Mädchen ein Stammbuch hatte, in dem es sich Gedichtchen eintragen oder Bildchen einzeichnen ließ. Keines wandte sich umsonst an Martin Usteri um einen Beitrag. Immer war er bereit, ein paar Verse hinzuschreiben und mit zierlichem Schmuckwerk zu umrahmen. Wo ein fröhliches Fest gefeiert wurde, da fand er sich ein und trug durch seine sinnigen Einfälle viel zur Veredelung des Vergnügens bei. So liebte er das Leben, und so schrieb er sein anmutiges Lied:

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht!
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht!

Als auch ihm das Lämpchen erlöschen wollte, erlebte er in den letzten Stunden noch eine wahre Herzensfreude. Er lag todkrank in einem Gasthofe zu Rapperswil. Es war ein Sonntag im Juli 1827. Da kam aus dem Dorfe Wald eine Sängergesellschaft, die einen Ausflug gemacht hatte, und trat in die Wirtsstube. Als man den Sängern sagte, daß in dem

Zimmer darüber Martin Usteri krank darniederliege, waren sie zuerst tief betroffen; denn der Dichter war überall beliebt. Dann aber stimmten sie einen leisen, schönen Choralgesang an. Usteri erwachte aus seinem Schlummer, lauschte und blickte verwundert auf. «O wie schön!» lispelte er entzückt vor sich hin. Als die Sänger vernahmen, welche Freude sie ihm bereitet hatten, ließen sie noch einige Lieder folgen. Mit gedämpften Stimmen sangen sie, bis die Müdigkeit den Greis wieder umfing. So erheiterten sie ihm den Abschied vom Leben. In der gleichen Nacht noch starb der Dichter.

Emanuel Fellenberg (1771–1844)

Die Revolution brachte viel Not und Leid über die Völker. Und dennoch – sie mußte wohl sein. Denn aus freien Stücken hätten die Herren der alten Ordnung ihre Macht und ihre Vorrechte nicht aufgegeben. Und in der harten Prüfung kam die Menschheit doch um einen guten Schritt vorwärts. Man sah ein, daß in jeder Menschenseele etwas Hohes und Heiliges ist, das aller Knechtschaft widerstrebt und nur in der Freiheit sich voll entwickeln kann. Durch Erziehung wollte Pestalozzi diese edelsten Kräfte auch bei den Letzten und Ärmsten ausbilden. Sein ganzes Leben wendete er an dieses große Werk. Und er war nicht der einzige, der so handelte. Es ist auffallend, wieviel hochgesinnte Menschen diese Zeit hervorbrachte. Sie dachten nicht an ihren eigenen Vorteil, nicht an den Erwerb von Geld und Gut, sondern sie wollten vor allem dem Nächsten helfen, wie es oberste Christenpflicht ist, und dem Vaterlande dienen als gute Bürger.

In die Reihen dieser Männer gehört auch der Berner Emanuel Fellenberg. Er entstammte einer vornehmen Familie. Sein Vater war Mitglied der Regierung von Bern und Professor der Rechtsgelehrsamkeit. Die Eltern erzogen den Knaben aufs beste. Was Mutterliebe vermag, das erfuhr er einmal besonders deutlich, als er sich in großer Gefahr befand. Er war damals noch nicht fünf Jahre alt. Beim Spielen mit einem Wagen geriet er mit diesem an eine jäh abfallende steinige Halde. Das

Gefährt rollte über den Rand hinaus und drohte den Knaben, der an der Deichsel war, den Abhang hinunterzureißen. Die Mutter sah das Unheil, eilte herbei und hängte sich in ihrer Herzensangst an den Wagen, um ihn aufzuhalten. Aber sie kam zu Fall und wurde ein Stück weit mitgeschleppt. Endlich jedoch stand der Wagen. Das Kind war gerettet; aber die Mutter hatte sich an dem scharfen Gestein blutende Wunden gerissen. Dieses Beispiel mütterlicher Aufopferung blieb Fellenberg unvergeßlich.

Einen Teil seiner Knabenjahre verbrachte Emanuel auf dem Schloß Wildenstein im Aargau, wo sein Vater für einige Zeit Landvogt war. Gerne streifte er durch die schöne Juragegend und schaute von den Höhen aus über das weite, fruchtbare Hügelland hinweg in die stille, feierliche Alpenwelt hinein. Einmal, als er von einer solchen Wanderung heimkehrte und ins Wohnzimmer eintrat, sah er die Mutter in einer Fensternische sitzen, ein Zeitungsblatt in der Hand; aber sie blickte starr vor sich hin; ihr Antlitz verriet einen tiefen Schmerz, und sie hatte Mühe, die Tränen zu verbergen. Der Knabe eilte auf sie zu und fragte dringend nach der Ursache ihres Leides. «Sei ruhig», sagte die Mutter, «es ist nichts. Du kannst es doch nicht verstehen.» Aber Emanuel ließ nicht nach mit Bitten. Da vermochte die Mutter den Schmerz nicht länger zu bemeistern; sie ließ den Tränen freien Lauf und rief aus: «Ach sie sind geschlagen! Die Nordamerikaner sind geschlagen!» Es war nämlich damals ein großer Krieg in Nordamerika. Die dortigen Ansiedler suchten sich von der Herrschaft der Engländer zu befreien. Und in der Schweiz nahm man fast überall für die freiheitsliebenden Nordamerikaner Partei.

Einmal durfte er die Mutter nach dem alten Kloster Königsfelden begleiten. Dort war damals schon eine Irrenanstalt untergebracht. Die Mutter führte den Knaben zu den unglücklichen Kranken und erzählte ihm, wie dunkel ihr Leben sei und wie viele unter ihnen durch die Lieblosigkeit der Menschen in diesen traurigen Zustand geraten seien. Auf der Heimkehr wies sie ihn auf die Schönheit der Natur und die Pracht der untergehenden Sonne und machte ihm klar, wie den Geisteskranken, die er eben gesehen hatte, alles Schöne auf Gottes weiter Welt

nichts mehr sage und keine Freude mehr zu machen vermöge. Und als sie sein Herz so aufs tiefste bewegt hatte, nahm sie ihm das Versprechen ab, daß er zeitlebens allen Armen und Unterdrückten beistehen wolle.

Auch der Vater suchte den jungen Emanuel für alles Wahre und Gute zu begeistern. Wenn er zur Ratsversammlung ging, dann sagte er oftmals: «Kinder, jetzt gehe ich kämpfen.» Denn er nahm es ernst mit seinem Amte. Er gehörte zu den Edeldenkenden unter den gnädigen Herren, die sich Gott verantwortlich fühlten für ihre Amtsführung und dem Volke wohlmeinende väterliche Helfer und Führer sein wollten.

In einer Erziehungsanstalt in Colmar, die von dem erblindeten Dichter Gottlieb Pfeffel geleitet wurde, erwarb sich Emanuel Fellenberg seine Ausbildung; dann studierte er in Tübingen die Rechte. Später war er viel auf Reisen, um das Volk kennenzulernen. Im Jahre 1799 kaufte er den Wylhof, etwa anderthalb Stunden von Bern. Dort errichtete er eine landwirtschaftliche Schule und Musteranstalt, um dem Bauernvolke zu zeigen, wie man die Landwirtschaft betreiben müsse, um am besten vorwärtszukommen. Und ähnlich wie Pestalozzi auf dem Neuhof, verband er dieses Unternehmen auch mit einer Armenanstalt. Diese stellte er später unter einen warmherzigen, tüchtigen Lehrer, Johann Jakob Wehrli, der ein wahrer Vater der Armen wurde. Auch gründete Fellenberg auf seinem Gute eine Schule, die bald zu solchem Ansehen gelangte, daß sie von weither Schüler erhielt und zu einer großen Erziehungsanstalt ausgebaut werden konnte. Hier wurden auch Lehrkurse zur Ausbildung von Volksschullehrern durchgeführt.

So bemühte sich Fellenberg wie Pestalozzi um die Veredlung des Volkes durch eine gute Erziehung und um die Hebung der Wohlfahrt im Vaterlande. Als er 1844 starb, hatte er das Versprechen, das er einmal seiner Mutter gegeben, nach bestem Vermögen erfüllt. Auf seinem Gute, dessen Namen er später in Hofwil umwandelte, sind heute die untern Klassen des staatlichen bernischen Lehrerseminars untergebracht.

Der Bergsturz von Goldau

Der Rigi gegenüber steht der Roßberg mit dem Wildspitz und dem Gniepen. Im tiefen Grunde aber zwischen den beiden Bergstöcken liegt Goldau. Was war das einst für eine liebliche Talschaft! Südwärts der kleine Lowerzersee, nordwärts der wundersam blaue obere Zuger- oder Arthersee; dazwischen ein grünes, freundliches Gelände mit einem heimeligen Dörfchen, das im Frühling von Kirschenblust umleuchtet war. Aber die Kirche, die einst dastand, die stattlichen Häuser ringsum, die Tätschhäuschen dem Berg zu – das alles ist spurlos verschwunden; denn heute liegt das einstige herrliche Goldauer Tal samt seinem idyllischen Dorf und den Weilern Busingen und Rötten unter haushohen Nagelfluhfelsen begraben.

Schon seit einiger Zeit hatten die Hänge des Gniepen unruhig zu werden angefangen. Dann und wann rollten Blöcke und kleines Gestein zu Tal, und einzelne Baumgruppen im Bergwald neigten sich immer auffallender. Auch zeigten sich in Weid und Wald Risse und Spalten. Die Hirten, die das sahen, gerieten wohl ein wenig in Sorge; allein sie meinten, der Berg werde sich schon wieder beruhigen; denn sie schrieben diesen unheimlichen Spuk an seinem Hange der Bosheit gespenstiger Kobolde und Unholde aller Art zu, von denen sie den Roßberg bevölkert glaubten. Niemand ahnte, was für ein Unheil bevorstand.

Es war der zweite Herbstmonat 1806, nach langem Regenwetter. Da horchten die Goldauer erschrocken auf, und alles sah nach dem Berge. So toll war es da oben noch nie zugegangen. Es war, als ob alles Gestein lebendig werden wollte und die Berggeister damit ihr Spiel trieben. In gewaltigen Sprüngen rollte bald da, bald dort ein Block hernieder; auch kam es am Nachmittag zu kleineren Erdrutschen. Die Leute waren in Aufregung und Angst; aber noch dachte man nicht daran, zu fliehen.

Da, gegen 5 Uhr abends, lösten sich auf einmal ganze Felsen, und es begann ein grausiges Schauspiel. Der Tannenwald schien, wie von einer Riesenhand getragen, durch die Luft gegen die Rigi hinüberzuschweben. Es toste und krachte, als ob die Welt untergehen wollte, und jetzt donnerte und brauste es daher – der ganze Berg kam!

Ein entsetzlicher Todesschrei ging durch das Dorf. Dann war alles aus. Eine ungeheure Staubwolke bedeckte die Gegend, und als sie sich verzog, lag das reiche, prächtige Goldauer Tal mit seinen Dörfchen und all seinem Leben unter einer grauenhaften Wüste von Felsen, Schutt und Schlamm. Auch vom Lowerzersee war ein gutes Stück verschwunden. Ein schrecklicher Bergsturz hatte die herrliche Landschaft und mit ihr 457 Menschen und all ihr Hab und Gut begraben.

Unter diesen vielen Verschütteten befand sich auch eine vornehme Gesellschaft aus Bern, die auf einer Lustwanderung war. Nur wenige Teilnehmer. die etwas zurückgeblieben waren, entgingen dem Unheil.

Wie durch ein Wunder kamen auch einzelne von den Talleuten mit dem Leben davon.

Im Hofgut zum Unterlindenmoos wohnte ein Bauer mit seiner Frau, fünf Kindern und einer Magd. Als er das nahende Verderben sah, ergriff er zwei seiner Knaben, die bei ihm waren, rief der Gattin zu, ihm eiligst zu folgen, und flüchtete sich bergwärts. Aber die Mutter wollte erst noch den schlafenden Säugling holen, und die Magd lief nach dem Töchterchen. So entkam nur der Vater mit den beiden Buben dem Bergsturz. Als nun alles vorüber war, suchte er so schnell als möglich die Stelle wieder auf, wo sein Haus gestanden hatte. Und weil das am Rande des ungeheuren Trümmerfeldes war, gelang es ihm, in die zerstörte Wohnstätte einzudringen. Er fand auch seine Gattin mit dem Kindchen; aber beide waren tot. Laut jammerte er auf. Da vernahm er in der Nähe ein wimmerndes Beten und erkannte die Stimme seines Töchterchens. Mit verzweifelten Anstrengungen gelang es ihm zu dem Kinde zu kommen und es zu retten. Das Mägdlein aber sagte ihm, auch die Dienstmagd werde noch leben; es habe mit ihr sprechen können. Also suchte der Bauer von neuem im Schutt und fand auch die Magd; sie war schrecklich im Gestein eingeklemmt, lebte aber noch und konnte gerettet werden. Sie erzählte nachher, sie hätte gemeint, der jüngste Tag sei gekommen.

Wo einst das alte Goldau stand, da breitete sich nun jahrzehntelang ein weites, wüstes Trümmerfeld mit haushohen Blöcken und wild übereinander geschleudertem nacktem Gestein aus. Allmählich aber bedeckte die Natur diese trostlose Grabstätte mit jungem Grün. Auf dem Schutt

wuchsen Gras und Kräuter, und die düstern Felsen verschwanden zwischen aufwachsenden Tannen und Föhren. Ein Teil des Geländes ist heute in einen Wildpark verwandelt. Es ist auch ein neues Dorf Goldau entstanden; da fahren Bahnzüge mit lebensfrohen, reiselustigen Menschen dem sonnigen Süden zu, und die wenigsten denken daran oder ahnen auch nur, daß der Schienenweg hier über ein großes, tiefes Grab hinwegführt.

Erlebnisse eines Schweizer Offiziers auf dem Rückzug aus Rußland

Durch die große Revolution war Frankreich eine Republik geworden. In den gewaltigen Kriegen, die es führte, um die neue Ordnung zu verteidigen und auch in andern Ländern auszubreiten, schwang sich der aus Korsika stammende General Napoleon Bonaparte zum mächtigsten Feldherrn empor. Er riß auch die Leitung des französischen Staates an sich und setzte sich sogar als Kaiser an dessen Spitze. Aber er wollte der ganzen Welt seinen Willen aufzwingen und überzog ein Land nach dem andern mit seinen sieggewohnten Heeren. Zuletzt unternahm er mit einer Armee, wie sie die Welt noch nie gesehen hatte, einen Feldzug nach Rußland. Auch die Schweiz mußte ihm dabei Hilfe leisten. Über 7000 Mann folgten seinen Fahnen. In blutigen Schlachten wurden die Russen geschlagen, und die große Armee stieß bis in das Herz des ungeheuren Reiches, nach Moskau, vor. Da hofften die Truppen reiche Vorräte zu finden und Winterquartiere beziehen zu können. Aber da brach auf einmal an allen Ecken und Enden der Stadt Feuer aus, und in wenigen Tagen waren alle Wohnstätten und Lebensmittel vernichtet. Die Russen aber stellten sich nirgends mehr zur Schlacht. Sie überließen es dem einbrechenden Winter, die fremden Kriegsvölker wieder aus ihrem Lande zu vertreiben. Bald nahmen Kälte und Hunger überhand, und Napoleon mußte sich zum Rückzug entschließen. Aber auf dem unendlich weiten Wege ging der größte Teil des glänzenden Heeres zugrunde. Die Schweizer schlugen sich überall tapfer, besonders an der Beresina, wo sie den Übergang der Truppen über die Schiffsbrücken zu decken hatten. Aber

nur etwa 300 von ihnen erreichten die Heimat wieder. Von den Gefahren, Strapazen und Leiden, die sie durchzumachen hatten, erzählt ein ehemaliger Offizier dieser roten Schweizer, der Aargauer David Zimmerli, der später in Aarau Stadtammann wurde, folgende Erinnerungen:

«Am 26. November aß ich auf russischem Boden die letzte warme Speise. Die Soldaten meiner Kompagnie hatten mich eingeladen zu einer Art Mehlsuppe, die aber vielmehr aus Erde, Moos und dergleichen als aus Mehl bestand. Weil es an Wasser fehlte, war Schnee dazu geschmolzen worden. Von der Beresina bis nach Kowno mußte man sich in Ermangelung anderer Nahrung meistens mit Pferdefleisch das Leben fristen; selten einmal fand man noch eingemachte rote Rüben; die leisteten treffliche Dienste. War der Hunger aufs höchste gestiegen, so schnitt man vom ersten besten der gefallenen Pferde, welche die Herrstraße bedeckten, ein Stück ab, und wenn man es nicht an einem Feuer braten konnte, aß man es roh. Die Nächte wurden in Häusern, Scheunen oder im Freien zugebracht, – wo man eben Platz fand. Wurde ein Biwak verlassen, so lagen immer Menschen und Pferde in Menge umher, welche der Kälte und der Erschöpfung erlegen waren. Alle Ortschaften, wo ich durchkam, waren rein ausgeplündert und standen in lichten Flammen oder wurden durch die nachrückenden Flüchtlinge angezündet; während das ganzen Rückzuges sah man das Firmament ringsum wie eine brennende Flut. Alles schien der Vernichtung preisgegeben zu sein.

Ich setzte meinen Weg bis Kowno, also etwa 60 Stunden weit, allein fort, weil ich so am besten durchzukommen hoffte. Sehr oft marschierte ich nachts, um schneller vorwärts zu gelangen, als es tagsüber im Gewühl der großen dahintreibenden Menschenmasse möglich war. Anfänglich sah man mitten in der Straße noch dann und wann eine Kanone oder einen Caisson, dann Marketenderwagen und dergleichen, auch wohl Pferde; allein von Tag zu Tag verminderten sich die Fuhrwerke. Wo der Weg frei war, wimmelte es dagegen von Menschen; es waren Soldaten von allen Korps und allen Waffen, die ohne jeglichen Unterschied der Grade und der Person in buntem Gemisch durcheinander liefen. Die Generäle selbst marschierten zu Fuß, da sie zum Teil keine Pferde mehr besaßen oder sich nicht getrauten, dieselben auf dem mit

Eis bedeckten Boden zu reiten, übrigens es auch vor Kälte nicht hätten aushalten können. Das Ganze gewährte einen höchst traurigen Anblick. Jeder warf um sich, was er eben finden konnte, um sich vor der Kälte zu schützen. Pelze von allen Gattungen, Schlafröcke, Frauenkleider. Um die Füße wurden Strohdecken, Matten und dergleichen gebunden als Ersatz für die fehlenden Schuhe.

Ich trug die ganze Zeit über meine Uniform, über dem Frack einen Überrock und über diesem noch einen Mantel ohne Ärmel, dessen aufgestellten Kragen ich mit einem Nastuch zusammengebunden hatte, daß der Kopf bis an die Nase vor der schneidenden Kälte so viel als möglich geschützt war. In einem Fläschchen hatte ich ein wenig Branntwein, mit dem ich zuweilen, ganz sparsam nur, die Zunge benetzte. Zum Feuer ging ich selten, weil ich einsah, daß die Kälte nachher umso empfindlicher wirkte. Nicht so handelte die große Menge; die meisten waren von den Strapazen so erschöpft, daß sie willenlos an jedem Feuer Schutz gegen die zu erduldende Kälte suchten, ja daß viele die Hände in die lodernden Flammen hielten und auf diese Weise, ohne es zu ahnen, die Verstümmelung ihrer Glieder selbst verursachten.

Jammernd, ächzend und seufzend schleppte sich mancher mühsam fort, bis er, zu Tode ermattet, im Schnee zusammenbrach. Flehte er um Hilfe, so fand er erstarrte Herzen; denn das Übermaß der Leiden und der Anblick des unerhörten Elends hatte alle bessern Gefühle abgestumpft. Ich sah, daß kaum darniedergesunkene Menschen von rohen Vandalen rein ausgezogen wurden, während sie noch um Erbarmen flehten. Jeder eignete sich von ihren Habseligkeiten an, was er zum eigenen Schutze nötig glaubte, und kaum war das sich sträubende Opfer entblößt, so lag sein entseelter Körper schon einer Versteinerung gleich auf dem Eise. Wer einmal entkräftet dahinsank, war verloren. An Hilfe durfte niemand denken, da jeder Mühe hatte, sein eigenes Leben zu fristen. Die Kälte hatte einen solchen Grad erreicht, daß Speichel gefroren zu Boden fiel. Die Feuchtigkeit der Augen verwandelte sich in ein Eishäutchen, das man zuweilen entfernen mußte, um wieder sehen zu können. Der Gesichtskreis war aber sehr beschränkt, weil Eisduft und grauer Nebel die Luft erfüllten.

Einmal hatte ich meine Lagerstätte in einem Wasch- und Backhaus auf dem kalten Backofen gewählt, da dieser dem bloßen Boden vorzuziehen war, und fühlte mich recht glücklich, wenigstens vor Wind und Schneegestöber gesichert zu sein. Es ging aber nicht lange, so nahmen mehrere Grenadiere der Garde Besitz von dem Raum. Obgleich ich diese nicht im geringsten störte, mochten sie mich doch nicht leiden, und ich mußte, trotz meiner Vorstellungen, als der Schwächere meine Zufluchtsstätte verlassen; denn Achtung vor Offizieren und militärischer Gehorsam existierten schon lange nicht mehr. Auf so harte Art verdrängt, wußte ich zuerst nicht, wo mich hinwenden. Die Nacht war hereingebrochen, und düster wie in der mich umgebenden Eiswüstenei sah es auch in meinem Innern aus. Endlich näherte ich mich einem Biwakfeuer, bei dem ebenfalls ein Gardist das Szepter führte. Ich bat um einen Platz. Nicht so fühllos wie seine Kameraden, entsprach er meiner Bitte. Mit hohlen Augen und starren Blicken, aus denen Hunger und grenzenloses Elend sprachen, saßen wir stumm, Gespenstern ähnlich, um das Feuer. Aus meinem fast erschöpften Vorrat gab ich dem Gardisten ein wenig Branntwein, wogegen er mir ein Stück gekochtes Pferdefleisch reichte, das mir herrlich schmeckte. Ermattung und Kälte schlossen bald unsere Augen, und als ich morgens früh erwachte, war ich wie erstarrt. Das Feuer, das in der kleinen Vertiefung gemacht worden, war erloschen, und meine Füße waren ganz vereist von dem geschmolzenen Schnee. Schlaftrunken hatte ich mich an meinen Nachbar zur Rechten angelehnt, und mein Körper mußte unwillkürlich, der Neigung des seinigen folgend, auf ihn zu liegen gekommen sein, – ein Umstand, der mir wahrscheinlich das Leben rettete, da ich so wenigstens nur teilweise auf dem eisbedeckten Boden schlief. Dieser Nachbar aber war während der Nacht seinen Leiden erlegen; – ich hatte auf einem Toten geschlummert.»

Die lange Tagsatzung

Auf den Schneefeldern Rußlands war die große Armee Napoleons untergegangen. Der Kaiser selber hatte sie verlassen und war nach Paris geeilt, um neue Truppen aufzubieten und den Krieg gegen die Russen fortzusetzen. Aber nun erhoben sich auch die Preußen und Österreicher wieder gegen ihn, und in der dreitägigen Völkerschlacht bei Leipzig wurde er geschlagen. Die siegreichen Heere marschierten in Frankreich ein. Napoleon wurde gestürzt und auf die Insel Elba verbannt.

Die Revolution schien ein Ende zu haben; denn wer sollte für sie Krieg führen, nachdem die Macht Frankreichs gebrochen war? Aber sie ließ in ganz Europa eine arge Verwirrung zurück; darum traten Abgeordnete aus allen Ländern in Wien zu einem Kongreß zusammen, um wieder Ordnung zu schaffen.

Zur gleichen Zeit waren in der Schweiz die Vertreter der Kantone zu einer Tagsatzung versammelt und berieten darüber, was in unserem Lande zu geschehen habe. Viele meinten, es handle sich nur darum, die Zustände wieder herzustellen, wie sie vor dem Einbruch der Franzosen bestanden hatten. Die Berner hätten gerne ihre Hand wieder auf die Waadt und den Aargau gelegt. Allein damit waren diese neuen Kantone nicht einverstanden; sie wollten frei bleiben und im Schweizerbunde ebensoviel zu bedeuten haben wie die ehrbaren alten Orte. Sie fanden am Kongreß zu Wien einen warmherzigen Fürsprecher in Kaiser Alexander von Rußland, der einen Waadtländer, César Laharpe, als Lehrer gehabt hatte und darum unserem Lande besonders zugetan war. «Kein Kanton», so sagte er zu unsern Abgeordneten, «ist berechtigt, über das Schicksal eines andern zu bestimmen. Was ehedem war, kann so nicht wieder hergestellt werden. Ihr habt Neuerungen nötig, und ich möchte nur wünschen, daß ihr euch schnell und freundlich unter einander verständigt und so euerm Lande seinen alten guten Namen wahrt. Euer Glück liegt mir am Herzen; ich wurde durch einen Schweizer erzogen und habe euere Nation lieb. Euere Tagsatzung ist zurzeit versammelt. Möge sie mit vereinten Kräften auf die Wiederherstellung der Ordnung hinarbeiten und der Schweiz das Zutrauen der Völker erhalten.»

Aber an der Tagsatzung wollten viele der versammelten Herren den schönen Worten des russischen Kaisers kein Gehör schenken. Es dauerte vom April 1814 bis im August 1815 bis man sich endlich einigen konnte. Jeder Ort erhielt das Recht, sich wieder einzurichten, wie er wollte. Die einstigen Untertanengebiete jedoch, der Aargau, der Thurgau, die Waadt und der Tessin, blieben selbständige Kantone, wie sie es 1803 nebst Graubünden und St. Gallen geworden waren, und als neue Glieder traten Wallis, Neuenburg und Genf der Eidgenossenschaft bei. So erhielt unser Vaterland seine heutigen Grenzen. Aber jeder der 22 Kantone war ein Staat für sich. Der Bund, den sie untereinander schlossen, sollte nur dazu dienen, die Sicherheit der Schweiz gegen jeden Angriff von außen zu behaupten und Ruhe und Ordnung im Innern zu wahren. Das war das Ergebnis der langen Tagsatzung.

Am 7. August 1815 wurde der neue Bund im Großmünster zu Zürich beschworen. Den europäischen Mächten gegenüber verpflichtete sich die Schweiz zu immerwährender Neutralität, d. h. sie wollte in einem Kriegsfalle sich nie auf die eine oder andere Seite stellen, sondern beiden gegenüber sich gleich verhalten und den eigenen Frieden wahren. Und die Mächte versprachen, diese Neutralität in aller Zukunft anzuerkennen; sie sicherten der Schweiz ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu.

Der Gletschersturz im Bagnestal

In der ganzen Welt ist unsere Schweizer Heimat durch ihre landschaftliche Schönheit berühmt. Zu Tausenden kommen im Sommer die Reisenden, um an unsern Bergseen und in den Alpentälern Erholung von Staub und Lärm der Städte zu suchen oder in Begleitung tüchtiger Bergführer die in Eis und Schnee schimmernden Alpengipfel zu ersteigen. Ja seitdem der Skilauf ein so beliebter Sport geworden ist, wird es auch im Winter in den Bergen nicht still. Wenn drunten in den Tälern Tag für Tag grauer Nebel liegt, während über den Höhen vom tiefblauen Himmel die Sonne strahlt, dann wimmelt es an manchen Bergorten von fröhlichem Skifahrervolk, das sich da oben freut an der tief im Schnee

ruhenden Welt und den prächtigen Gelegenheiten, auf den schmalen Eschenbrettern über die steilen Halden hinunter zu Tale zu sausen.

Ja, die Berge sind eine Wunderwelt. Aber großartig wie ihre Schönheiten sind auch ihre Gefahren und Schrecknisse. Im Frühling lösen sich Lawinen von den steilen Hängen und reißen im Niederstürzen oft unvorsichtige Wanderer mit sich oder begraben menschliche Wohnungen mitsamt den Insassen haustief im Schnee. Bei sommerlichen Gewittern werden harmlose Rieselbächlein zu wütenden Wildwassern, schwemmen in Unmengen Steinblöcke und Geschiebe zu Tal und verwüsten damit weithin die fruchtbaren Gelände. Und immer von Zeit zu Zeit wieder wird irgendwo ein Weiler oder ein Dörfchen unvermutet von einem Bergsturz heimgesucht.

Ein Unglück von ganz besonderer Art traf im Frühling des Jahres 1818 den Zehnten Entremont im Unterwallis, südlich von Martinach, der das Tal der Dranse und mehrere Seitentäler umfaßt. Das Haupttal zieht sich nach Südosten bis an den Grand Combin, der es mit seinem acht Stunden langen Gletscher abschließt. Dieser Gletscher führt dem Fluß reichlich Wasser zu. Weiter unten aber treten von beiden Seiten die Bergabhänge so nahe an einander heran, daß der Dranse nur ein schluchtartiger Ausgang ins untere Tal bleibt. Über dieser Stelle erhebt sich zur Rechten der Mont Pleureur, von dem der Giétrozgletscher herunterkommt. Von altersher war dieser Gletscher durch seine Tücken berüchtigt. In jenen Jahren rückte er in beängstigender Weise gegen die Talenge vor. und an einem Frühlingstage 1818 löste sich ein gewaltiger Teil seiner Eismasse ab, stürzte in die Tiefe und füllte den engen Talgrund vollständig aus. Auf eine Länge von nahezu 1000 Metern wurde die Schlucht gesperrt durch einen Eiswall, der an den beidseitigen Berglehnen Hunderte von Metern emporreichte. Hinter dieser riesigen Schranke staute die Dranse ihre Wasser. Es entstand ein See, der nach und nach das ganze schöne Alptal bergwärts überschwemmte und bedeckte.

Rasch verbreitete sich die Kunde von diesem erschreckenden Naturereignis in der ganzen Schweiz. Auf den Ruf der Walliser Regierung eilten Sachkundige herbei. Es wurde beschlossen, einen Stollen anzulegen, um dem See einen allmählichen Abfluß zu verschaffen. Aber auf einmal,

während der Arbeit, durchbrach das gewaltige Wasser den Eisdamm und stürzte sich verheerend zu Tal. Ungeheure Felsblöcke wurden mitgewälzt und das Land bis hinab nach Martinach von der anstürmenden Flut verwüstet. 34 Menschen verloren dabei das Leben, und über 500 Gebäude mit Vieh und Habe wurden von den Wellen verschlungen.

Auf sinnreiche Weise hat man später dem Anwachsen des Giétrozgletschers und neuem Unheil zu steuern versucht. Es wurde eine Wasserleitung angelegt, die nach dem untern Gletscherrande hinführt. Aus dieser fließt Quellwasser auf das Eis. So schmilzt dieses während der warmen Jahreszeit gleichmäßig ab, und es kommt nun hoffentlich nie mehr zu einem ähnlichen Unglück.

Konrad Escher von der Linth

Einst waren die Menschen großen, verheerenden Naturereignissen gegenüber machtlos. Aber Bildungstrieb und Forschungsfleiß führten sie zu allerlei Einsichten und Erfindungen. Das gab ihnen nach und nach den Mut, gefährlichen Naturkräften entgegenzutreten. Vor allem nahm man den Kampf mit dem Wasser auf, wo es durch Überschwemmungen Schaden anrichtete. Das erste große Werk in der Schweiz, das auf diese Weise entstand, ist die Verbesserung der Wasserläufe zwischen Walen- und Zürchersee.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts nämlich war die weite Talebene unterhalb der Glarner Orte Mollis und Näfels bis hinab ins st. gallische Gasterland und in das schwyzerische March hinein ein versumpftes, ungesundes Gebiet. Die Linth hatte es nach und nach so hergerichtet; denn damals floß sie noch nicht in den Walensee, sondern unterhalb Mollis in einem Bogen links herum gleich dem Zürichsee zu. Aus den Glarnerbergen brachte sie viel Geschiebe mit. Solange es in frischem Laufe abwärts ging, rissen es die Wasser mit sich. Wie sie dann aber in den flachen Talgrund kamen, vermochten sie die Last nicht mehr weiterzuschleppen und ließen sie im Flußbett liegen. So häuften sich da Schuttbänke an und verlegten dem Wasser den Weg. Es mußte sich immer neue Läufe suchen,

bildete Tümpel und Moräste, wo bisher fruchtbares Land gewesen war, und verwandelte die ganze Gegend, die noch hundert Jahre zuvor aus schönen, fetten Wiesen bestanden hatte, mehr und mehr in wüstes Schutt- und Sumpfland.

In dieses Gelände hinein mündete aber damals von rechts her auch der Abfluß des Walensees, die Maag, ein. Und es ging ihr nicht besser als der Linth selber: sie blieb stecken in dem immer mehr sich erhöhenden Kies- und Schlammgrund. Das Wasser staute sich bis in den See hinauf und drang bei jedem Regenwetter in den beiden Uferstädtchen Walenstadt und Weesen in Keller und Wohnräume ein.

Von Jahr zu Jahr griff die Verwüstung mehr um sich. Die Bauern mußten zusehen, wie ihre Äcker und Wiesen in der Versumpfung untergingen. Über dem fauligen Wasser der Tümpel schwebten im Sommer ganze Schwärme von Mücken. Die Luft wurde verpestet von übeln Gerüchen und Krankheitskeimen. Es war ein Jammer, wie die einst so blühende Landschaft verkam und verödete.

In dieser Not erschien der Gegend ein tatkräftiger, geschickter Helfer. Es war der aus einem vornehmen alten Geschlechte stammende Zürcher Bürger Konrad Escher. Schon lange hatte er Vorbereitungen für das große Werk getroffen. Er sah vor, die Linth von Mollis an durch einen Kanal in den Walensee zu führen, damit sie dort ihr Geschiebe ablagern konnte; alsdann wollte er sie von Weesen aus, zusammen mit der Maag, auf möglichst geradem Wege durch einen weitern Kanal in den obern Zürichsee leiten. Escher verstand es, die ganze Schweiz für sein großes Unternehmen zu gewinnen und das viele Geld aufzubringen, das für die Ausführung nötig war.

Am 1. September 1807 konnte das Werk in Angriff genommen werden. Leitung und Oberaufsicht lagen in den Händen Konrad Eschers. Mit unermüdlicher Ausdauer stand er der Arbeit vor. Er scheute kein Unwetter und keine Mühsal, stieg hinab in die schlammerfüllten Gräben und griff oft selber zu Pickel und Schaufel. So war er den Arbeitern ein Vorbild treuer Pflichterfüllung, und sie erzählten später manche schöne Erinnerung an diesen trefflichen Mann. Einige davon sollen hier zu seiner Ehre wiedergegeben werden:

Einst war Escher eines Morgens früh wie gewohnt auf dem Arbeitsplatz. Es regnete und windete, und er stand bis an die Knöchel in dem morastigen Grunde. Da ging ein Arbeiter an ihm vorüber und wünschte ihm einen guten Tag. Escher dankte ihm. Der Arbeiter aber wendete sich noch einmal um und sagte: «Herr Escher, warum bleibt Ihr doch bei einem solchen Unwetter draußen? Wenn ich ein Herr wäre wie Ihr, so ließe ich mir's daheim wohl sein!» Aber Escher erwiderte ihm lächelnd: «Darum hat Euch der liebe Gott kein Geld gegeben, weil Ihr, wenn Ihr reich wäret, nicht mehr arbeiten würdet!»

An einem regnerischen Herbsttag steckte Escher in der Gegend von Bilten den Kanal aus. Da kam ein angesehener Herr, um ihn zu besuchen. Aber Escher ließ sich nicht stören. «Wenn Sie mir mit der Arbeit nachlaufen wollen», sprach er, so will ich Ihnen gerne Bescheid geben; sonst aber habe ich keine Zeit, mich aufzuhalten.» Eine Zeitlang versuchte es der Herr, ihm zu folgen. Doch bald gab er es auf; der Regen war ihm zu arg und das Gelände zu schmutzig.

Einst wollte eine Abteilung Arbeiter das Wasser in ihrem Graben von sich ab und einer andern werkenden Gruppe zuleiten. Darob entstand Streit. In diesem Augenblicke trat Escher herzu. Er stieg zu den Arbeitern ins Wasser hinab, gab ihnen die nötigen Weisungen und zeigte ihnen durch sein Beispiel, wie man um des großen Werkes willen solche Beschwerden gleichmütig ertragen müsse.

Eines Tages war ein Aufseher von Benken von ihm auf morgen früh zu einer Vermessung bestellt worden. Escher war pünktlich da; der Arbeiter aber ließ sich nicht blicken. Nach langem endlich erschien er und wollte sich entschuldigen. Escher aber wies ihn zurecht mit den Worten: «Ihr seid den unklugen Jungfrauen zu vergleichen, die ihre Lampen nicht zur rechten Zeit füllten. Ihr hättet sie eben gestern abend und nicht erst heute morgen füllen sollen.» Der Aufseher war beschämt und kam von diesem Tage an nie mehr einen Augenblick zu spät.

So verlangte Konrad Escher strenge Pünktlichkeit und gewissenhaften Fleiß von seinen Arbeitern. Er hatte aber auch ein warmes Herz für sie. Wenn Unfälle vorkamen oder Krankheiten eintraten, so unterstützte er die Betroffenen oft aus der eigenen Tasche.

Am 8. Mai 1811 hatte Escher die Freude, den obern Teil des Riesenwerks, den Molliser- oder Escherkanal, in Gegenwart einer großen Menschenmenge eröffnen zu können. Wie jauchzte das Volk, als die Linth, erst als ein Bächlein, dann wachsend und auf einmal als gebändigter Strom den Kanal durchfloß! Länger dauerte der Bau des Linthkanals. Erst im Jahre 1822 war das ganze große Verbesserungswerk vollendet. Und jetzt zieht die einst so tolle Linth gar brav durch herrliches Wiesen- und Ackerland, und Gesundheit und Wohlergehen ist in das weite Talgebiet zurückgekehrt.

Das Vaterland ehrte den Schöpfer dieses schönen gemeinnützigen Werkes, indem es ihm den Zunamen «von der Linth» verlieh. An einem Felsvorsprung wurde später auch eine Gedenktafel angebracht, die von ihm sagt:

Ihm danken die Bewohner Gesundheit,
Der Fluß den geordneten Lauf.
Natur und Vaterland hoben sein Gemüt.
Eidgenossen!
Euch sei er ein Vorbild!

Die Hungersnot von 1816/17

Das Geschlecht, das zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, in den Zeiten Pestalozzis lebte, hat gar mancherlei Schweres durchgemacht, erst den großen Umsturz, dann die schlimmen Kriegsjahre und endlich noch, als man meinte, es werde auf der Welt nun endlich wieder besser, eine bittere Hungersnot.

Der Zürcher Schriftsteller Jakob Stutz, der damals Mahlbursche in der Mühle seines Oheims im Zürcher Oberland war, erzählt davon folgendes:

«Es war im Jahre 1816. Der Frühling kam überaus spät; dann folgte ein kurzer Sommer, darauf ein nasser Herbst und diesem ein früher Winter. Um Martini lagen schon Berg und Tal tief mit Schnee bedeckt, und darunter waren an vielen Orten auch die Sommerfrüchte begraben;

denn der späten Reife wegen hatte man sie nicht mehr einsammeln können. Nun fehlte es an Lebensmitteln. Von Woche zu Woche stiegen die Preise, und endlich erhielt man kaum mehr etwas um bares Geld. Es war ein harter Winter.

Der Frühling kam; er blieb nicht so lange aus wie das vorige Jahr; aber statt Wonne und Freuden zeigte er Jammer und Elend. Es blühten die Blumen, es sangen die Vögel; aber die Menschen wehklagten und welkten dahin in Hunger und Krankheit. Ihre blassen, erdfahlen, aufgedunsenen Gesichter, die aufgeschwollenen Füße, der matte Gang, – o wie war dies ein Bild des Jammers und entsetzlicher Not! Und der Wucherer, das Kind der Hölle, schaute mit einem Herzen von Stein auf diese Jammergestalten hin und begann seine Fruchtvorräte hinter sieben Schlössern zu verwahren. Oft brachte der Müller vom Wochenmarkte in Winterthur statt eines Fuders Korn nur ein paar Malter nach Hause und erzählte mit Entrüstung, wie da viele Bauern ihre Säcke nicht einmal aufgelöst hätten, obschon man ihnen ein wahres Sündengeld dafür bot, weil sie hofften, die Teuerung wachse noch an.

Von jeher war man in der Mühle mitleidig und wohltätig gegen die Armen. Jetzt zeigten sich diese göttlichen Eigenschaften im herrlichsten Lichte. Die reichen Almosen, welche meine Gotte täglich an hungernde Arme spendete, wären sicherlich nicht zu zählen gewesen. Wer da sah, wie sie regelmäßig jeden Mittag eine Kinderschar aus der Umgebung speiste, wie sie jeden Sonntag einer Anzahl Alter und Gebrechlicher ein gutes Mittagessen bereitete und dazu alle noch hie und da mit Kleidern versah, der hätte gemeint, die gute Frau müßte sich arm geben. Aber nein, der Herrgott segnete sie tausendfältig dafür, und des Hauses Wohlstand wurde hiedurch fester begründet.

Die Hungersnot erschien in immer schrecklicherer Gestalt, und immer größer wurden die Scharen der Bettler, welche der Mühle zuströmten und um eine Gabe flehten. Viele meiner einstigen Schulkameraden erkannte ich nicht mehr, so sehr waren sie durch den Hunger entstellt. Jede Lebensfrische war bei den Kindern verwischt. In den schönen Frühlingstagen hörte man keines von ihnen singen oder jauchzen. Sie saßen da und dort an der Sonne, still und matt wie Greise, und schauten mit

trüben, erloschenen Blicken in die Welt hinaus. Wie manches arme Mädchen hätte all seinen Flitterstaat um einen Erdäpfel oder um ein Stücklein Brot hergegeben! Wie manchen sonst Ehrlichen zwang der Hunger, sich an des Nächsten Gut zu vergreifen, wodurch er für zeitlebens Ehre und guten Namen verlor.

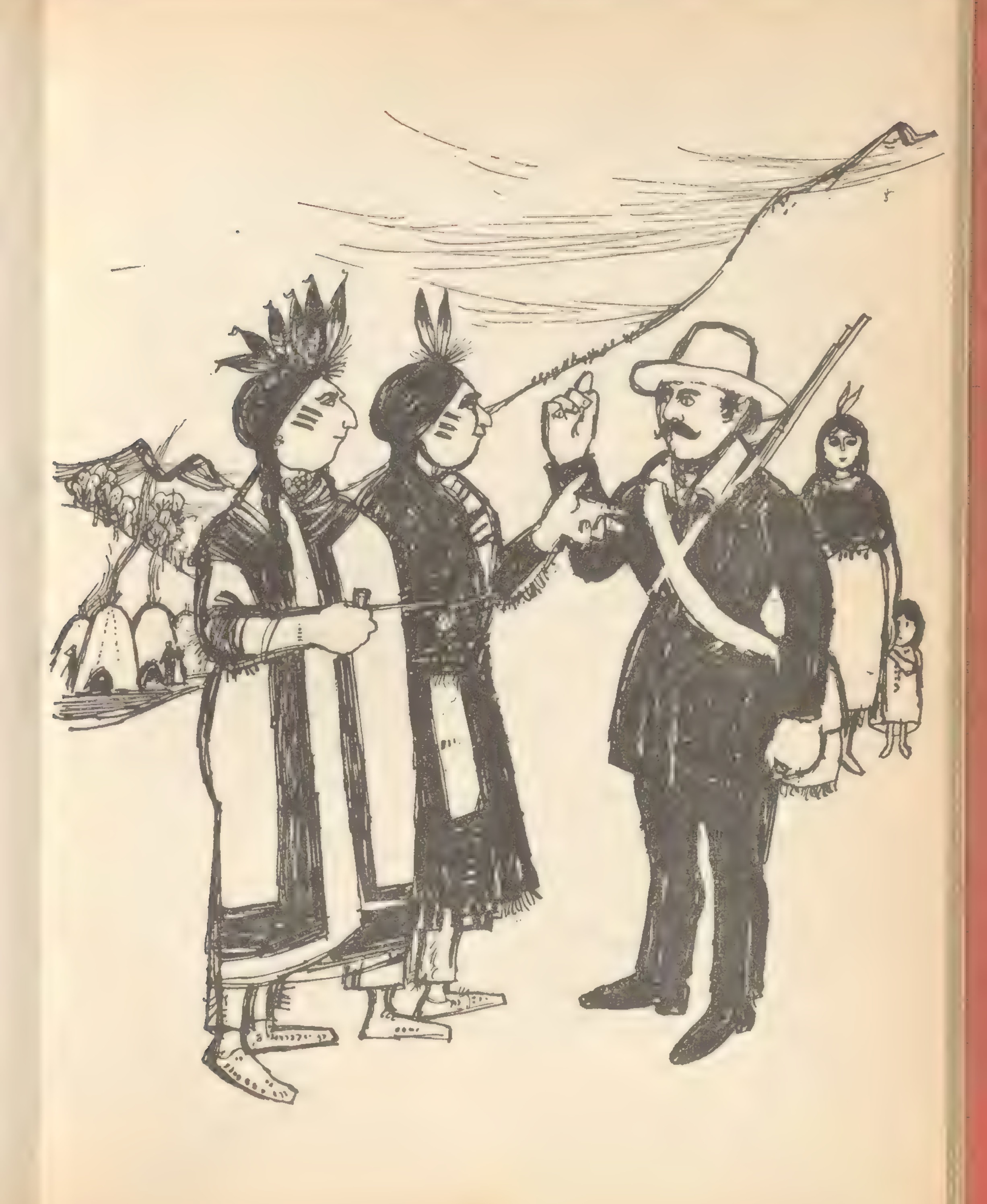
Wie die Freude, so hat auch das Leid sein Ziel. Die fruchtbare Frühlingswitterung weckte ein frohes, süßes Hoffen auf bessere Tage in den Herzen der leidenden Menschen, und viele trugen beim Anblick der reifenden Kornfelder und des reichen Obstsegens ihre Leiden mit großer Geduld. Aber immer noch stieg die Not der Armen, und die schauerlichen Nachrichten von Hungertod, besonders aus den Bergen, vermehrten sich. Endlich kam die so heiß ersehnte Ernte, und die fröhlichen Schnitter kehrten wieder in voller Zahl in unserer Mühle ein. Alles freute sich des reichen Segens. Meine gute Gotte aber hat in jener Zeit oftmals an einem Tage an sechs- bis siebenhundert Ährenleser Brot ausgeteilt, und – die Stücke waren nicht klein; nein, sie waren groß und gut.

Die Preise der Nahrungsmittel sanken von Woche zu Woche, und endlich war die schreckliche Not überstanden. Man konnte sich wieder satt essen. Es gab reichlichen Arbeitsverdienst in der Fabrikation, und nun war gute Zeit. Die Leute nahmen zu, wenn nicht an Frömmigkeit und Weisheit, so doch an Fleisch und Blut. Die blassen Wangen wurden allmählich voll und lieblich rot und die ermatteten Glieder wieder behende und stark.»

Schweizer in der Fremde

In Zeiten der Not, wenn Mißwachs und Teuerung das Land heimsuchten und nirgends Verdienst zu finden war, blieb vielen Leuten damals nicht anderes übrig als auszuwandern und ihr Brot in der Fremde zu suchen.

Das Ziel der Reise war zumeist Amerika, die neue Welt, wie man es nannte. Da gab es Land im Überfluß, wo man sich niederlassen und ein Heimwesen begründen konnte. Aber der Weg dahin war weit und ge-



fährlich, und drüben wartete der Ankömmlinge mühselige Arbeit, oft auch neue Not und bittere Enttäuschung.

Darum war es immer ein ernster, trauriger Augenblick, wenn eine Auswandererschar von der Heimat Abschied nahm. Wie mochte es den Leuten ergehen?

Viele Schweizer sind drüben verschollen. Andere haben es mit Fleiß und Glück vorwärts gebracht, manchmal zu Ansehen und Reichtum. Und schön war's, wenn sie die alte Heimat darob nie ganz vergaßen.

Der brave Neuenburger, von dem hier erzählt werden soll, kam zwar nicht bis in die neue Welt, sondern nur nach Lissabon, der Hauptstadt von Portugal; aber seine ganze elterliche Familie war nach Nordamerika ausgewandert, und er selber stand im regsten Geschäftsverkehr mit Südamerika.

Als die Eltern sich anschickten zur Reise in die neue Welt, zusammen mit vierhundert Mitbürgern aus der welschen Schweiz, da blieb unser David Pury in Genf zurück, um sich zum Kaufmann auszubilden. Dann kam er nach London und später eben nach Lissabon. Dort fing er einen Handel mit Brasilholz und Diamanten an. Dabei erwarb er ein großes Vermögen. Dieses benützte er dazu, seine Vaterstadt aufs reichste zu beschenken. Sie konnte aus seinen Zuwendungen ein neues Rathaus, eine Kirche, ein Armenhaus erbauen, Straßen und Wasserdämme anlegen und für ihre Bürger viel Gutes tun. Als er starb, setzte er die Stadt zum Haupterben ein und hinterließ ihr an die vier Millionen.

Dieser David Pury hat in der Fremde wahrhaftig sein Glück gemacht und die Heimat nicht vergessen.

Ein anderer Auswanderer, freilich in späterer Zeit, der ein merkwürdiges Schicksal hatte und dem das Glück plötzlich von der Schaukel sprang, eben als es ihn hoch auf hatte schnellen lassen, war der Baselbieter August Suter von Rünenberg. Auch er erlernte den Kaufmannsberuf; aber als er sich selbständig machte, ging es ihm mit seinem Geschäfte so schlecht, daß er Frau und Kinder im Stiche ließ und vor seinen Gläubigern nach Amerika entfloh.

Dort versuchte er es mit mancherlei Unternehmungen; aber es wollte ihm nirgends recht glücken. Eines Tages brach er mit andern Männern

und Frauen nach dem fernen Westen, nach Kalifornien, auf. Dieses Land war damals noch eine riesige Wildnis und stand unter mexikanischer Hoheit. Es zählte nur 5000 weiße, dagegen 30 000 rote indianische Einwohner.

Suter ließ sich im fruchtbaren Tal des Sacramentoflusses nieder und baute daselbst seinen einfachen Wohnsitz, den er Neu-Helvetien nannte. Nun fing er an, erst im kleinen, danach im großen, das Land zu bebauen. Er zog andere Auswanderer nach und stellte mit der Zeit einige hundert Weiße und Indianer als Arbeiter ein. Der mexikanische Gouverneur schenkte ihm ein Landgebiet, halb so groß wie das Baselbiet. Suter ließ es zum Schutze gegen Indianerüberfälle mit einer Mauer umgeben, die er mit 18 Kanonen bewehrte. Zu Tausenden weideten seine Pferde und Kühe auf dem Besitztum. Auch zwei Handelsschiffe hatte er auf dem Flusse.

Als dann gar im Jahre 1847 Kalifornien an die Vereinigten Staaten von Nordamerika kam, begann sich Suters Reichtum gewaltig zu vermehren. Er pflanzte Obst, Oliven, Feigen, Baumwolle, Reis und Indigo; aber am meisten pflegte er seine großartigen Weinberge. Nun ließ er auch seine Familie nach Kalifornien kommen; denn er stand auf dem Gipfel des Glücks.

Aber ungeahnt, wie ein böses Unwetter, kam das Unglück über den so tatkräftigen Mann, und schuld daran war, so seltsam das klingt – das Gold.

Eines Tages nämlich fanden ein paar seiner Arbeiter in einem Kanal ein Klümpchen Gold. Suter ließ sich daraus einen Siegelring machen mit der Inschrift: Das erste Gold, entdeckt im Januar 1848. Allein dieses erste Gold sollte auch sozusagen sein letztes vom eigenen Grund und Boden sein. Wie der Blitz ging die Kunde von dem verführerischen Funde im Lande herum, und bevor sich Suter dessen versah, war sein weiter Grundbesitz von Goldsuchern, die aus aller Welt herbeiliefen, überschwemmt. Auch seine vielen Angestellten verließen ihn. Alles war besessen von dem Gedanken an Gold. Der Boden wurde durchwühlt und verwüstet. Da halfen Mauern und Kanonen nicht mehr. Suter wandte sich an die Regierung. Sie anerkannte sein Recht auf Schutz des wohl-

erworbenen Eigentums; aber sie tat nichts für ihn. Er strengte einen Prozeß gegen sie an: doch es kam lange zu keiner Entscheidung, und darüber wurde er ein alter Mann.

Noch einmal schien ihm das Glück kommen zu wollen, als man den vierten Jahrestag des Eintritts Kaliforniens in die nordamerikanische Union in San Francisco hochfestlich beging. Da wurde Suter um seiner Verdienste willen zum General ernannt und mit Ansprachen und in jeder Weise gefeiert. Man versprach ihm eine günstige Erledigung des Prozesses, den er um den Wert seines Landes, das man auf 200 Millionen Dollars schätzte, gegen den Staat führte, und der Gerichtshof von Kalifornien entschied auch in diesem Sinne. Aber er erlangte die Bestätigung dieses gerichtlichen Spruches in Washington, der Hauptstadt der Vereinigten Staaten, nie. Und als es endlich doch dazu zu kommen schien, starb Suter während eines Besuchs im Weißen Haus, wie man das Präsidentschaftsgebäude zu Washington nennt, wo man ihm zugegeben hatte, daß seine Ansprüche «billig und gerecht seien». Aber die Goldschätze und der andere Reichtum seines großartigen Besitztums in Kalifornien sind auch seinen Erben nie zugekommen.

Das erste Dampfschiff in der Schweiz

Im Jahre 1819 fuhr zum erstenmal ein Dampfschiff von England aus nach Amerika. Aber es brauchte für die Überfahrt noch volle 26 Tage. Auf hoher See wurden die Segel aufgezogen, und der Wind half der Dampfmaschine das Fahrzeug über die unabsehbare Wasserfläche dahintreiben. Bald aber wurden die Einrichtungen so verbessert, daß die großen Ozeanschiffe ausschließlich mit Dampfkraft das Weltmeer bezwangen. Dadurch wurde der Weg für die Auswanderer immer mehr verkürzt und die Reise sicherer und weniger beschwerlich gemacht.

Schon wenige Jahre nach dieser denkwürdigen Überfahrt durchquerte das erste Dampfschiff auch das größte Gewässer im Schweizerland, den Genfersee. Ein Amerikaner, der Konsul der Vereinigten Staaten in Frankreich, hatte es erbauen lassen. Zu Ehren des Gründers der Schweizer

Freiheit gab er ihm den Namen «Wilhelm Tell». Am 28. Mai 1823 machte es seine erste Rundfahrt. Unter der Uferbevölkerung herrschte große Aufregung. Alles wollte das seltsame Fahrzeug sehen. Und als es in rascher Fahrt dahergeschwommen kam, ohne Segel und ohne Ruder, da wußten sich die Leute vor Verwunderung kaum zu fassen. Viele gar glaubten, es müsse Hexerei im Spiele sein, und bekreuzten sich, als es sich dem Ufer nahte. Die Schiffer auf dem Genfersee aber waren voll Erbitterung: denn sie mußten befürchten, es nehme ihnen den Verdienst weg, den sie bisher aus der Beförderung von Menschen und Waren von Uferort zu Uferort gezogen hatten. Es waren auch einzelne unter ihnen, die zeigen wollten, daß ein paar flinke Ruderer es an Schnelligkeit wohl mit ihm aufnehmen können. Sie versuchten dem Dampfschiff mit ihren Booten zu folgen; doch schon nach wenigen Minuten ließ es sie weit hinter sich zurück. Da gaben sie den Wettkampf auf und folgten staunend seinem Laufe mit den Blicken.

Bald hatte man sich an das neue Fahrzeug gewöhnt, und nun wollte jedermann es benützen, um an einem hellen Sommertag den See zu überqueren und von seinem Verdeck aus die wunderbare Aussicht auf das Ufergelände und die prächtige Bergwelt zu genießen. Obschon der Fahrpreis sehr hoch war, fehlte es dem Schiffe nie an Gästen. Das Mißtrauen gegen das vermeintliche Teufelswerk verschwand. Von fernher kamen Leute, die eine Fahrt auf dem «Wilhelm Tell» machen wollten. Und bald belebten sich auch andere Schweizerseen mit solchen schnellen, stolzen Schiffen.

Der Sankt-Niklaus-Tag von 1830 in Aarau

Aus altem bernischem Untertanengebiet, den Freien Ämtern, der Grafschaft Baden und dem Fricktal war 1803 der Kanton Aargau gegründet worden. Wie freute sich das Volk, daß nun keine Landvögte mehr auf den Burgen saßen. Jetzt glaubte es zu besitzen, was die Revolution ihm versprochen hatte: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Allein, es kamen die Jahre 1814 und 1815, da der Wiener Kongreß in ganz Europa und die lange Tagsatzung in der Schweiz alles wieder herzustellen ver-

suchten, wie es vor der Revolution gewesen war. Da vergaß man selbst in den einstigen Untertanenländern den schönen Gedanken, daß allen Menschen im Staate die gleichen Rechte zukommen sollen. So wurde auch im Aargau eine Verfassung eingeführt, nach der ein Bürger an Abstimmungen und Wahlen nur teilnehmen durfte, wenn er ein gewisses Vermögen besaß, und in die obersten Behörden nur gewählt werden konnte, wenn er ein wohlhabender Mann war. Da man es nun bei bäuerlicher Arbeit oder hinter dem Webstuhl selten zu viel Geld und Gut bringt, wohl aber bei städtischem Handel und Gewerbe, kam es dazu, daß die Städte in allem das Übergewicht über die Landschaft erhielten. Eine Zeitlang ertrug das Volk diesen Zustand. Als dann aber im Juli 1830 in Frankreich neuerdings eine Revolution ausbrach und der Ruf nach Freiheit und Gleichheit wieder durch die Welt ging, da fand er den Weg auch in die Schweiz. Fast in allen Kantonen kam es zu Umwälzungen. Die alten Herrengeschlechter, die in Bern und anderwärts seit 1815 wieder am Ruder gesessen hatten, mußten abdanken; das Volk erzwang sich neue, freiheitlichere Verfassungen.

Im Aargau taten sich gleichgesinnte Männer in Lenzburg zu einem Verein zusammen und richteten an die Regierung eine ehrerbietige Bittschrift, in der sie ein gleichmäßiges Wahlrecht und andere Verbesserungen an der Staatsordnung verlangten. Allein sie fanden kein Gehör. Das erregte Erbitterung im ganzen Lande. Es wurden da und dort Volksversammlungen einberufen, und es fielen böse Worte gegen die Herren in Aarau. Zuletzt wären diese bereit gewesen, ein Stück weit nachzugeben; aber jetzt war es zu spät; sie hatten das Vertrauen des Volkes verloren. Am schlimmsten stand es im Freiamt. Dort stellte sich der Schwanenwirt Heinrich Fischer von Merenschwand an die Spitze der Unzufriedenen. Er forderte die Gemeinden auf, ihm Mannschaften zum Landsturm bereit zu halten und für Pulver und Blei zu sorgen, damit man nach Aarau ziehen und die Herren mit bewaffneter Hand zum Nachgeben zwingen könne. Und richtig, am 6. Dezember 1830 erging der Landsturm im Freiamt; an die 2000 Mann sammelten sich in Wohlen, und Schwanenwirt Fischer, hoch zu Pferd, führte sie der Hauptstadt entgegen.

Dort herrschte große Aufregung. In aller Eile waren Truppen aus der Stadt und der Umgebung aufgeboten worden. Aber es zeigte sich bald, daß unter dem Landvolk wenig Lust war, für die Regierung ins Feld zu ziehen. Im Gegenteil, die Mannschaften hielten's im Herzen eher mit den Aufständischen. So konnten die Offiziere der Regierung nicht daran denken, Widerstand zu leisten. Die eingerückten Truppen wurden wieder entlassen, und die Stadt Aarau stand nun wehrlos dem Einmarsch der Freiämter offen. Die Kramläden und die Wirtschaften wurden geschlossen. An den Bäcker- und Metzgerhäusern zog man die Aushängeschilder ein, damit die anrückenden Landstürmer nicht zum Plündern verlockt würden. Die Kinder wurden von den Gassen nach Hause gerufen und durften kaum durch die Scheiben blicken. Die Stadtobrigkeit erließ den Befehl, alle Einwohner sollten Lichter vor die Fenster stellen, damit die Gassen beleuchtet würden und im Finstern keine Untat geschehen könne.

Das war ein unheimlicher Sankt-Niklaus-Abend für die Stadt Aarau. An Stelle des weißbärtigen Kinderfreunds erschienen bei Einbruch der Nacht die ersten Landstürmer, abgedankte Söldner in ihren langen roten Röcken; ihnen folgte eine Abteilung Reiter und dann mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen das zahlreiche Fußvolk. Aber die Freiämter hielten gute Mannszucht. Sie besetzten das Rathaus, unterhandelten mit der Regierung und erreichten es, daß der Aargau eine neue, freiheitliche Verfassung bekam, die dem Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden mußte.

Groß war im Freiamt und fast überall die Freude über den errungenen Erfolg. Als am 11. Dezember die Aufständischen wieder heimkehrten, wurden sie mit Glockengeläute empfangen, und dem Anführer, dem General Fischer, wie man ihn nannte, ward sein kleiner Knabe entgegengeschickt, der ihm einen von einem Pfeil durchbohrten Apfel überreichte. So wurde Heinrich Fischer gefeiert wie ein neuer Wilhelm Tell.

Der Freiämterputsch von 1841

Gerne erzählte man im Freiamt von dem Niklaustag des Jahres 1830, da der Landsturm ergangen und das Volk nach Aarau gezogen war, um der Regierung den Meister zu zeigen. Es war damals eine neue Verfassung für den Aargau erzwungen worden; doch sollte sie nur probeweise für zehn Jahre Geltung haben und dann nach den gemachten Erfahrungen überarbeitet werden. Nun war diese Frist um, und die Regierung fragte das Volk an, was für Wünsche es anzubringen habe. Da waren es vor allem die reformierten Landesteile, die sich zum Wort meldeten. Obwohl die Bevölkerung des Aargaus zu zwei Dritteln protestantisch und nur zu einem Drittel katholisch war, hatten bisher die Katholiken im Großen Rate, in der Regierung und im Obergericht gleichviel Vertreter gehabt wie die Reformierten. Das schien diesen ungerecht, und sie verlangten, daß die Behörden inskünftig nach der Volkszahl, ohne Rücksicht auf das Bekenntnis, gewählt werden. Damit aber waren die Katholiken nicht einverstanden, und als in die neue Verfassung wirklich die Bestimmung aufgenommen wurde, daß der Große Rat nach diesem Vorschlag zu wählen sei, und diese Verfassung von der Mehrheit des Aargauer Volks angenommen wurde, da lehnten sich die katholischen Bezirke, vor allem das Freiamt, dagegen auf. Es kam zu Aufläufen und Unruhen. Vertreter der Regierung, welche die Ordnung wieder herstellen sollten, wurden gefangen gesetzt. Wie vor zehn Jahren erging wieder der Landsturm und bewaffnete Scharen zogen aus, um den Willen des Freiämter Volkes durchzusetzen.

Allein diesmal stand die Regierung nicht so hilf- und wehrlos da wie im Jahre 1830. Als sie in den reformierten Bezirken ein Truppenaufgebot erließ, da rückten die Mannschaften sogleich ein. Eine wohlgerüstete Abteilung zog den Freiämtern entgegen. Bei Villmergen stieß man aufeinander, und nach kurzem Gefecht zogen sich die Aufständischen zurück.

Nun aber wurde das Freiamt besetzt und mußte sich der neuen Verfassung fügen. Und da man den Klöstern den Vorwurf machte, sie hätten den Aufruhr begünstigt, wurden sie in der Erregung über diese Vor-

kommnisse durch einen Beschluß des Großen Rates im ganzen Kanton Aargau für aufgehoben erklärt. Sie mußten binnen weniger Tage von ihren Insassen geräumt werden, und der Staat zog ihr Vermögen an sich.

Das war ein heftiger Schlag für die Katholiken, nicht nur im Aargau, sondern in der ganzen Schweiz. Er verschärfte die Spannung, die ohnedies schon herrschte, weil der eine Teil des Schweizervolkes das Staatsgefüge der Schweiz erneuern, der andere aber, vor allem die Innerschweiz, davon nichts wissen wollte. Das ganze Land trennte sich in zwei feindliche Lager; es kam auf beiden Seiten zu leidenschaftlichen Handlungen, und das führte am Ende zu einem Bürgerkrieg, will's Gott, zum letzten, den unser Vaterland durchmachen mußte.

Die erste Eisenbahn in der Schweiz

Der Engländer Georg Stephenson ist der Erfinder der Eisenbahn. Im Jahre 1824 machte er den ersten Versuch mit einem Wagenzug, der mit Personen besetzt war, und erreichte eine Geschwindigkeit von zehn Kilometern in der Stunde. Allmählich wurden die Lokomotiven und die gesamten Anlagen verbessert. Das neue Verkehrsmittel, vor dem die meisten Leute anfänglich eine abergläubische Furcht gehabt hatten, verschaffte sich überall Eingang. 1845 wurde ein Schienenstrang von Basel nach St. Ludwig angelegt. Zwei Jahre später, am 9. August 1847, konnte die Bahnstrecke Zürich–Baden eingeweiht werden. Das war ein großes Ereignis. Bisher hatten die Zürcher, wenn sie in Baden zur Tagsatzung erschienen oder eine Badekur dort machen wollten, einen halben Tag für die Reise verwenden müssen; nun legten die Gäste, die von Baden her zu der Feier nach Zürich kamen, den Weg in einer fröhlichen Fahrt von 33 Minuten zurück.

Um die Mittagszeit kamen sie in Zürich an, von Kanonendonner begrüßt. In dem mit Zierpflanzen reich geschmückten Wartsaal fand die Eröffnungsfeier statt. Dann besichtigte man den Bahnhof und alle dazu gehörigen Anlagen, und hierauf bestiegen die Gäste den bereitstehenden Zug zur festlichen Einweihungsfahrt. Punkt 1 Uhr setzte er sich in Be-

wegung. Die Lokomotive *Aare*, geschmackvoll mit Blumen bekränzt, war vorgespannt. Auf ihrem Vorderteil standen in alter Waffenrüstung und mit Bannern in der Hand zwei Lokomotivführer; ein dritter leitete die Maschine. Der erste Wagen war offen. Eine Musik hatte darauf Platz genommen und spielte während der Fahrt vaterländische Weisen. In den folgenden Wagen saßen die zahlreichen Gäste. Alle wußten die treffliche Einrichtung und den leichten Gang derselben nicht genug zu loben. Längs der Bahnstrecke waren die Wärterhäuschen mit Eichenlaub und Blumengewinden sinnig verziert. Überall, besonders an den Bahnhöfen Zürich und Baden, drängten sich große Menschenmassen, die das dampfpustende Gefährt sehen wollten. Der Bahnhof Baden war aufs reichste mit Blumen und Zierpflanzen geschmückt. Auf dem Wege nach den Bädern hatte die Stadt Baden ein mächtiges Tor von Laubgewinden errichten und mit einer passenden Inschrift versehen lassen. Durch dieses schritten die Gäste nun hinab nach dem Gasthof zum Schiff, zu einem festlichen Mahle. Da feierte man nochmals in Reden und Trinksprüchen das wohlgelungene Werk. Alle Teilnehmer waren darin einig, daß die erste Eisenbahn auf Schweizerboden Handel und Verkehr beleben und die Menschen von Ort zu Ort, von Kanton zu Kanton, in engere freundschaftliche Beziehungen bringen werde.

Da die Zürcher später das neue Verkehrsmittel gerne benützten zu kleinen Lustfahrten nach Baden, wo damals unter dem Namen «spanische Brötchen» ein beliebtes Feingebäck hergestellt wurde, erhielt die Eisenbahn im Volksmund bald den Namen Spanischbrötlibahn.

Vom Sonderbund

Die Aufhebung der Klöster im Aargau und andere Ereignisse in dieser aufgeregten Zeit veranlaßten die katholischen Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis, unter sich ein Sonderbündnis zum Schutz ihres Glaubens und zum Trutz gegen alle Neuerungsversuche zu schließen. Allein die andern Schweizerkantone wollten es nicht gelten lassen. Sie erklärten diesen Sonderbund für unrechtmäßig und ver-

langten seine Auflösung, und als die sonderbündlerischen Stände nicht nachgeben wollten, kam's zum Krieg. Das war im Herbst 1847. Obwohl er nur kurze Zeit dauerte, kostete er doch zuviel Bruderblut. Bei Gisikon an der Reuß und am Rooterberg, zwischen Luzern und dem Zugersee, fanden die entscheidenden Kämpfe statt. Die innern Orte unterlagen, und in dem Frieden, der darauf geschlossen wurde, mußten sie den Sonderbund aufgeben.

Wenn man vom Sonderbundskriege redet, so muß man in Ehrerbietung des Generals Wilhelm Heinrich Dufour von Genf gedenken. Ihm übertrugen die Gegner des Sonderbunds den Oberbefehl. Er aber machte es sich zur Aufgabe, den Krieg so rasch und so schonend wie möglich durchzuführen, damit man einander nachher die Hand zu einem ehrlichen Frieden reichen konnte. «Wie ihr die Grenzen überschreitet, so laßt euern Groll zurück» – so gebot er seinen Wehrmännern in einem Armeebefehl – «und sobald der Sieg für uns entschieden ist, so vergeßt jedes Rachegefühl, betragt euch wie großmütige Krieger. Achtet die Kirchen und alle Gebäude, die dem Gottesdienst geweiht sind. Nichts befleckt euere Fahne mehr als Beleidigung der Religion. Nehmet alle Wehrlosen unter euern Schutz; zerstört nichts; verschleudert nichts; mit einem Worte, betragt euch so, daß ihr euch stets Achtung erwerbet und euch des Schweizernamens würdig zeiget.»

General Dufour erkannte im grimmigen Feinde von heute den treuen Eidgenossen von gestern. Er baute ihm, wie man zu sagen pflegt, goldene Brücken, auf denen man einander nach dem Kriege zu herzlicher Versöhnung entgegenkommen und die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande erneuern konnte. Das Bild dieses edeln Mannes, den Freund und Feind gleich hochschätzen mußten, ziert heute noch manche Schweizerstube und zeugt von der Dankbarkeit, die das Volk ihm bewahrt hat.

Auch von der Haltung der Soldaten wird manches Beispiel schöner Menschlichkeit berichtet. Ein Aargauer, der bei einem vorgeschobenen Posten im Freiamt stand, wurde bei einem Überfall durch eine sonderbündische Abteilung verwundet und mit dem Tode bedroht. Da nahm sich ein Luzerner gutherzig seiner an und redete den Kameraden zu, von weiterer Gewalttat abzulassen. Indessen gelang es dem Aargauer zu entrinnen. Er behielt aber die Züge seines Retters treu im Gedächtnis,

und einige Zeit darauf, beim Einzug in Luzern, trug es sich zu, daß er ihn in einer Gruppe von Leuten, die am Wegrande standen, wiedererkannte. Er begrüßte ihn, und beide wurden von Freude und Rührung so übermannt, daß ihnen die Tränen über die Wangen rannen.

Die neue Schweiz

Nach Beendigung des Sonderbundskrieges traten die Abgesandten der Kantone zusammen, um zu beraten, wie man dem Lande eine festere und bessere Ordnung geben könnte, als sie der Bundesvertrag von 1815 gebracht hatte. Man entwarf also eine neue Bundesverfassung, und diese wurde vom Schweizervolk am 12. September 1848 angenommen.

Sie sollte vor allem die Unabhängigkeit und das Ansehen des Landes nach außen sichern. Darum wurde die Selbstherrlichkeit der frühern Stände oder Kantone eingeschränkt. Keiner von ihnen durfte mehr in politischen Dingen mit dem Ausland verkehren, Gesandte bei ihm unterhalten oder Soldverträge abschließen. Nur die Regierung des ganzen Schweizerlandes, des Bundes, sollte das Land inskünftig nach außen vertreten. Anwerbungen für fremde Kriegsdienste aber wurden für alle Zeiten verboten.

Bisher hatte jeder Kanton an den Grenzen Zölle erhoben, sein eigenes Geld, Maß und Gewicht gehabt. Das war äußerst umständlich gewesen. Wie oft mußte der Kaufmann doch umrechnen und umwechseln, wenn er in Geschäften von St. Gallen nach Genf ging! Nun wurde das alles Sache des Bundes. Die Zollstätten wurden an die Landesgrenzen verlegt und die Erträgnisse vom Bunde eingenommen. An die Stelle der vielfältigen kantonalen Münzen trat der Schweizerfranken; der Meter wurde Einheitsmaß für das ganze Land. Ebenso übernahm der Bund das gesamte Postwesen. Die Baseltäubchen und die andern kantonalen oder städtischen Briefmarken verschwanden aus dem Verkehr; das Schweizerkreuz und die Helvetia zierten alle Postwertzeichen.

Auch im Militärwesen, das bisher in Bewaffnung und Ausbildung von Kanton zu Kanton gar bunt gewechselt hatte, trachtete man nach einer gleichmäßigen Ordnung.

So mußten die Kantone einen schönen Teil ihrer Selbständigkeit der Obergewalt des ganzen Landes, des Bundes, überlassen. Doch behielten sie das Recht, ihre innern Angelegenheiten selber zu ordnen, sich eigene Verfassungen und Behörden zu geben; nur durften sie dabei nicht in Widerspruch mit der Bundesordnung geraten.

Dem Volke wurden durch die Bundesverfassung alle jene Freiheiten gewährleistet, die man seit der Revolution unter freidenkenden Leuten gerne etwa als angeborene Menschenrechte bezeichnete. Vor der Verfassung der neuen Schweiz waren alle Bürger gleich. Es gab keinen Adel, keinen Unterschied mehr in den Rechten von Stadt und Land. Jeder durfte sich niederlassen, wo er wollte, jeder ein Gewerbe betreiben, wie es ihm beliebte, wenn's nur auf ehrliche Weise geschah. Glaubens- und Gewissensfreiheit und die ungestörte Ausübung jedes Gottesdienstes wurden gewährleistet. Um öffentliche Zustände zu besprechen und, wenn es nötig schien, Übelstände zu bekämpfen, durften nach Gutfinden Versammlungen veranstaltet, Zeitungen und andere Druckschriften herausgegeben, Eingaben an die Behörden gerichtet werden. Die Obrigkeit war nicht mehr unantastbar, nicht mehr von Gottes Gnaden; sie war dem Staate, dem Volke Rechenschaft schuldig. So war die Verfassung reich an freiheitlichen Gedanken und legte viele hohe Rechte in die Hand des Bürgers. Sie setzte das Vertrauen auf ihn, daß er sie als ein verständiges, gewissenhaftes Glied des Staates gebrauchen werde.

Zur Bundeshauptstadt wurde das alte schöne Bern erhoben. Dort ist seitdem der Sitz der Bundesbehörden. Jedes Jahr zwei- oder dreimal kommt hier die Bundesversammlung zusammen zu einer mehrwöchigen Sitzung. Sie besteht aus National- und Ständerat. Der Nationalrat wird aus Abgeordneten des Schweizervolks gebildet. Auf je 22 000 Seelen trifft es ein Mitglied. Er wird vom Volke direkt gewählt. Jeder unbescholtene Bürger, der das 20. Jahr erreicht hat, ist berechtigt, zu wählen, und kann selber gewählt werden. Die Amtsdauer beträgt vier Jahre. Der Ständerat besteht aus 44 Abgeordneten. Jeder Kanton, ob groß oder klein, hat zwei, jeder Halbkanton einen Vertreter.

Die Bundesversammlung wacht im Namen des Schweizervolkes und der Kantone darüber, daß der Bundesverfassung nachgelebt wird; sie

schafft auch, wenn es nötig ist, neue Gesetze und faßt die für das Landeswohl wichtigen Beschlüsse.

Was die Verfassung verlangt und was die Bundesversammlung verfügt, das wird vom Bundesrat ausgeführt. Er ist die eigentliche Regierung des schweizerischen Bundesstaates. Er besteht aus sieben Mitgliedern, die von der Bundesversammlung auf die Dauer von vier Jahren gewählt werden. Die sieben Herren sind ständig im Amte. Sie sorgen für die Sicherheit des Landes nach außen und für gute Ordnung im Innern: sie leiten die alltäglichen Angelegenheiten des Bundes; sie verwalten die eidgenössischen Gelder, das Post- und Telegraphenwesen, das Zollwesen, das Militärwesen und so vieles noch, was hier nicht im einzelnen aufgezählt werden kann.

Auch ein oberstes Gericht erhielt unser Land durch die neue Verfassung: das Bundesgericht. Es amtet in einem schönen, aussichtsreichen Gebäude über der Stadt Lausanne.

In fremden Ländern ist der Bund vertreten durch Gesandte und Konsuln. Sie haben sich der dort wohnenden Schweizerbürger anzunehmen und auch sonst dem Heimatlande nach Möglichkeit zu dienen.

So ungefähr sieht die Ordnung aus im Schweizerhause seit dem Jahre 1848. Und wir dürfen sagen, daß wir uns dabei wohl fühlen, daß unser kleines Land geachtet in der Welt dasteht und daß es auch die schwersten Zeiten in Ehren bestanden hat.

Manches ist seit 1848 noch geändert worden. So hat der Bund die Eisenbahnen, die anfänglich Eigentum von Gesellschaften waren, angekauft, um sie auf eigene Rechnung zu betreiben. Er hat durch gute Gesetze für Kranke, Arme und Erwerbslose gesorgt und vieles getan, um den Unterschied zwischen Arm und Reich auszugleichen, die soziale Frage – wie man sagt – zu lösen. Alles das geschah durch den Willen des Volkes. Denn das Schweizervolk hat wie kaum ein zweites Anteil an der Gesetzgebung des Landes. Es besitzt das Recht der Initiative, d. h. es kann durch ein von 50 000 Schweizerbürgern unterzeichnetes Begehren die ganze oder teilweise Erneuerung der Bundesverfassung verlangen. Und es hat das Recht des Referendums, d. h. es können 30 000 Schweizerbürger die Abstimmung über ein von der Bundesversammlung

angenommenes Gesetz veranlassen. Das sind sehr weitgehende Rechte. Sie verpflichten den Schweizerbürger auch, seine Meinung in solchen Fragen mit aller Gewissenhaftigkeit zu bilden; jeder Mißbrauch dieser Rechte ist ein Vergehen am Vaterlande.

Jeremias Gotthelf (1797–1854)

Es war in der Franzosenzeit. Das alte, stolze Bern war gefallen. Im ganzen Lande herrschten die fremden Eindringlinge. Wo sie durchzogen, mußte man ihnen Quartier geben und Speis und Trank dazu. Wer's nicht willig tat, dem nahmen sie's mit Gewalt, und in ihrer Zuchtlosigkeit ließen sie mitlaufen, was ihnen gefiel.

Eines Tages kam auch eine Rotte dieser ungebetenen Gäste in das alte Städtchen Murten. Sie drangen in alle Häuser ein, wo sie etwas zu finden hofften, ließen sich Kisten und Kasten öffnen und durchwühlten den Inhalt nach Geld und Kostbarkeiten. Es war schon Nacht, als sie auch ins Pfarrhaus kamen, wo damals der aus der Stadt Bern stammende Pfarrer Bitzius wohnte. Sie polterten die Stiegen hinauf und durch die Gänge und Stuben, zuletzt gar in das Schlafzimmer. Die Kinder waren schon zu Bette gebracht und schliefen. Von dem ungewohnten Lärm wurden sie aufgeweckt. Wie erschraken sie, als sie die fremden Männer sahen und hörten, wie die Mutter von ihnen mit rauher Stimme angefahren wurde, sie solle die geschweifte kleine Kommode öffnen. Nur der kleine Albert, damals etwa vier Jahre alt, aber ein Büblein, das bereits seinen festen Willen hatte und leicht ein rotes Köpfchen bekam, zeigte nichts von Angst und rief den bärtigen Männern zu: «Ihr dürft der Mama nichts tun!» Die Soldaten lachten zuerst über das Kind; aber seine Unschuld und sein Mut beschämten sie doch. Sie ließen bald ab von weiterem Suchen und zogen wieder fort.

Dieser kleine, trotzige Held war Albert Bitzius, der spätere große Erzähler Jeremias Gotthelf.

Seine Unerschrockenheit und seinen tapfern Sinn hat er auch nachher allzeit bewiesen. Als sein Vater als Pfarrer nach Utzenstorf, einer weit-

läufigen Gemeinde im Bernbiet, berufen wurde, ging Albert dort zur Schule. Er lernte leicht und fleißig. Aber lieber als hinter den Büchern war er beim Knecht draußen in Stall und Scheune oder im Dorf, wo es immer etwas zu sehen gab. Da erkannte er mit seinen hellen Augen früh schon, wie ungleich Hab und Gut in der Welt verteilt sind und wie hart das Leben mit den armen Leuten umgeht. Einmal hörte er auch von einer Bettlergemeinde, die im Schulhause stattfinden sollte, und als er fragte, was das sei, und vernahm, da werden die armen Kinder versteigert, wer am wenigsten Kostgeld verlangte, der bekomme sie zugeteilt, da empörte er sich über diesen unwürdigen Brauch und nahm sich vor, wenn er einmal erwachsen und wie sein Vater irgendwo Pfarrer sei, dann wolle er den Leuten ins Gewissen reden, daß die Armen nicht so schmählich behandelt werden und sich von aller Welt verschupft fühlen müssen.

In Bern besuchte er das Gymnasium. Dann ergriff er das Studium der Theologie. Dies führte ihn auch für einige Zeit nach der deutschen Universitätsstadt Göttingen, wo vordem sein großer Landsmann Albrecht von Haller Professor gewesen war. Und es erging ihm wie diesem. Er hatte oft Heimweh nach der Schweiz und freute sich erst jetzt, da er in einem monarchischen Staate war, so recht an seinem Bern, das immer eine Republik gewesen und sich doch in Krieg und Frieden so stark und stolz gehalten hat.

In die Heimat zurückgekehrt, stand der junge Pfarrer zuerst seinem alternden Vater im Amte bei; dann war er Vikar in dem großen, reichen Dorfe Herzogenbuchsee; noch später wurde er an die Heiliggeistkirche in Bern versetzt. Das war eine Beförderung. Aber Albert Bitzius hatte wenig Freude daran. Er war im Dorfleben, unter dem Bauernvolke aufgewachsen, und dahin zog es ihn wieder zurück. Er fühlte sich erst am rechten Platze, als er 1832 Pfarrer in dem Emmentalerdorfe Lützelflüh wurde. Da war er nun im Herzen des schönsten Bauernlandes weit und breit. Da erwachte erst die ganze Kraft in ihm. Auf der Kanzel, an den Krankenbetten, in der Schule, in den Armenhäusern, bei den Buben in der Erziehungsanstalt Trachselwald – überall wo ein Pfarrer Gutes wirken kann, war er zur Stelle, lehrte und tröstete, riet und regierte. So

bekam er Einblick in alle Lebensverhältnisse und in alle Menschenseelen. Er wußte Bescheid auf den vornehmen Bauernhöfen, aber auch in den armseligen Taunerhäuschen. Und wieder, wie in seiner Jugend, quälte ihn die Not der Armen und die Hartherzigkeit, die Selbstsucht so vieler Reichen. Wie er es sich einst vorgenommen hatte, redete er den Leuten von der Kanzel aus ins Gewissen. Aber die, denen es galt, machten sich wenig daraus und blieben der Predigt fern. Da trieb es den tatkräftigen, ja leidenschaftlichen Mann, noch auf anderem Wege an die Herzen des Volkes zu kommen. Er setzte sich täglich in früher Morgenstunde in die Laube seines Pfarrhauses und schrieb da mit fliegender Feder das Schicksal eines armen Verdingbuben, der von einer Hand in die andere und selten durch eine freundliche, gute geht, von der Härte der Menschen schier zugrunde gerichtet wird, in fremde Kriegsdienste flieht, dort einen guten, treuen Kameraden und bei ihm helfende Menschenliebe findet und zuletzt als einsichtiger, stiller, wackerer Mann in die Heimat zurückkehrt.

Als das Buch zu Ende geschrieben war, schwankte Bitzius zuerst, ob er es veröffentlichen wolle oder nicht. Da ging er an einem schönen Frühlingsmorgen über Feld und sah eine Lerche aus einem Kornacker aufgehen. Die machte er zu einem Orakel. «Wenn sie über das Feld hinstreicht», so sagte er sich, «so laß ich's bleiben; steigt sie aber auf, dann wag ich's.» Und richtig – die Lerche schwang sich auf und sang ihr jubelndes Lied, bis sie im blauen Himmel verschwunden war. Da ging er heim, setzte frohgemut vor sein Buch die Überschrift «Der Bauernspiegel, oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf, von ihm selbst geschrieben». Und das Buch nahm seinen Weg in die Welt, und der Name des armen Verdingbuben war hinfort der Schriftstellername des Pfarrers Albert Bitzius.

Das war 1837, als er schon im 40. Lebensjahre stand. Und dem Erstling folgten nun fast Jahr um Jahr neue Werke. Sie bilden zusammen eine lange Reihe und stehen in gar mancher Schweizerstube. Und wer sie liest, der gewinnt den Dichter lieb und geht dann und wann einmal erhobenen Herzens ins Emmental und sieht in ehrfürchtiger Scheu das Pfarrhaus an, wo unser Jeremias Gotthelf so viel Großes – Heiteres und Ernstes – geschaffen hat und wo er 1854 gestorben ist.

Wie Neuenburg gut eidgenössisch wurde

Das sonnige Juraländchen, dessen gewerbiges Völklein an den Seegestaden durch den Weinbau und in den Bergtälern durch die Uhrmacherei früh schon zu Wohlstand gekommen war, nahm in der neuen Schweiz eine überaus seltsame Stellung ein. Es war im 18. Jahrhundert Eigentum des Königs von Preußen geworden, stand aber von altersher in guter Freundschaft mit Bern und andern eidgenössischen Orten und wurde 1815 durch den Wiener Kongreß der Eidgenossenschaft zugeteilt, doch ohne daß der König von Preußen auf seine Rechte verzichtet hätte.

So waren die Neuenburger preußisch und zugleich Schweizer. Das führte im Volke zu einer gefährlichen Spaltung. Die Vornehmen betrachteten sich gerne als Untertanen des Königs von Preußen und setzten ihren Stolz darein, als Offiziere oder Beamte in seinen Diensten zu stehen. Die einfachen Bürger aber, die Weinbauern und Handwerker, fühlten sich ganz als Schweizer. Sie hatten bisher die Mehrheit im Lande gehabt; nun aber wurden sie wegen eines Eisenbahnbaus uneins, und diese Gelegenheit benutzten die Königlichen zu einem Handstreich, durch den sie Neuenburg wieder ganz preußisch zu machen versuchten. In der Nacht vom 2. auf den 3. September 1856 sammelten sie sich in dem Bergdorf La Sagne, rückten, einige hundert Mann stark, überraschend in der Hauptstadt ein, besetzten das Schloß, nahmen den Staatsrat gefangen und pflanzten die schwarz-weiße preußische Fahne auf. Aber hei, was gab das für eine Empörung bei den schweizerisch Gesinnten! Flugs ließen sie die Sturmglocken läuten. Von allen Seiten strömte das Volk bewaffnet herbei. Im ersten Anlauf war das Schloß zurückerobert, und nun setzte man die Königlichen gefangen. Sofort wurden die Begebenheiten auch nach Bern gemeldet. Der Bundesrat leitete eine gerichtliche Verfolgung der Aufständischen ein, und der Kanton wurde durch eidgenössische Truppen besetzt.

Allein jetzt griff der Gesandte des Königs von Preußen ein. Im Namen seines Herrschers verlangte er die Freilassung der Gefangenen und die Einstellung des Prozesses. Der Bundesrat jedoch ließ sich nicht erschrecken. Er erklärte sich zwar bereit, die Gefangenen freizugeben, aber

nur, wenn der König von Preußen vorher auf seine Ansprüche auf Neuenburg verzichte. Der König war nicht abgeneigt, es zu tun: aber er wollte sich von der kleinen Schweiz diese kühne, selbstbewußte Haltung nicht gefallen lassen. Er ersuchte Napoleon III., den damaligen Kaiser von Frankreich, um dessen Vermittlung. Allein auch diesem gelang es zunächst nicht, einen Ausgleich herbeizuführen. Da machte Preußen Miene, es zum Kriege kommen zu lassen. Um die Neujahrszeit 1857 wurde ein Heer von 160 000 Mann in Bereitschaft gestellt.

Aber auch diese Drohung machte die Schweiz nicht gefügig. Im Gegenteil, jetzt erst zeigte sich, wie sehr sie durch die Staatsordnung von 1848 erstarkt war und das Vertrauen in ihre Wehrhaftigkeit wiedergewonnen hatte. Überall herrschte der feste Wille, Gut und Blut einzusetzen für die Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes. Der Hader der vorausgegangenen Jahre war vergessen. Katholiken und Protestanten, Freunde der alten und Freunde der neuen Ordnung eilten mit dem gleichen vaterländischen Eifer unter die Fahnen, um, geführt von General Dufour, die Rheingrenze zu besetzen.

Als nun der Krieg so in allem Ernste drohte, da bemühten sich Frankreich und England noch einmal, in der Neuenburger Streitfrage zu vermitteln. Napoleon, der seine Jugendjahre auf Schloß Arenenberg im Thurgau verbracht hatte, war von dorther befreundet mit dem gewandten schweizerischen Staatsmann Dr. Jakob Kern. Dieser kam nun als außerordentlicher Gesandter nach Paris, und es gelang zuletzt doch, den Streit gütlich beizulegen. Die Neuenburger Gefangenen wurden nicht weiter verfolgt, sondern für einstweilen des Landes verwiesen. Der König von Preußen aber verzichtet für ewige Zeiten auf Neuenburg, und dieses wurde nun ein Kanton der Schweiz, dessen Volk von jetzt an mit ungeteilter Liebe an diesem einen Vaterlande hing.

Das Unglück im Hauensteintunnel

In den fünfziger Jahren bekam das Bahnstück Zürich–Baden nach beiden Seiten hin Fortsetzungen, die bald bis an den Genfer- und den Bodensee reichten. Nun wollte man auch das große Eingangstor der Schweiz, die Stadt Basel, durch eine Bahnlinie nach Olten an diesen Hauptverkehrsweg anschließen. In der Gegend des uralten Passes über den untern Hauenstein, zwischen den Dörfern Läufelfingen und Trimbach, sollte der Jura in einem 2700 Meter langen Tunnel durchbohrt werden. Das war für die damalige Zeit eine Riesenaufgabe, bei der es Schwierigkeiten aller Art zu überwinden galt. Aus dem angebrochenen Gestein sprangen auf einmal mächtige Quellen hervor, die gefaßt und abgeleitet werden mußten. Und je tiefer die Arbeiter in den Bergleib eindrangen, umsomehr litten sie unter den Erdgasen, die ihnen entgegenströmten. Um ihnen frische Luft zuzuführen, hatte man von der Oberfläche des Berges senkrecht bis auf den Grund des Tunnels drei Schächte ausgegraben. Der eine davon mündete in den Südstollen ein, etwa 1000 Meter von dessen Eingang weg. Er hatte eine Tiefe von 160 Metern und war oben ausgemauert, unten aber durch eine Unmenge von Sperrbalken gegen den Einbruch gesichert. An seinem Fuße befand sich eine Dampfmaschine, die den Arbeitern die frische Luft zupumpte. Auch war da eine kleine Schmiede eingerichtet, wo abgenutzte Werkzeuge wieder ausgebessert wurden. Um den Luftzug im Schachte zu beschleunigen, unterhielt man oberhalb dieser Schmiede auf einem eisernen Rost fortwährend ein kleines Feuer. Dieses sollte die Ursache eines entsetzlichen Unglücks werden.

Es war am 28. Mai 1857 um die Mittagszeit. Die Schmiede arbeiteten in ihrer unterirdischen Werkstatt. Tiefer im Berge drin pickelten und schaufelten emsig etwa 130 Arbeiter. Da hörte plötzlich einer der Schmiede über sich im Schachte ein verdächtiges Knistern, und als er aufschaute, da sah er, wie kleine Flammen an den Sperrbalken hinaufleckten und sich rasch in das klingeldürre Holz einfrassen. An ein Löschen war nicht zu denken. Es gab keine Rettung als durch rasche Flucht. Einer der Schmiede eilte in das vorgetriebene Stück des Tunnels, um die

dort Arbeitenden herauszurufen. Allein, sei es, daß sie ihn nicht verstanden, sei es, daß sie nicht an die große Gefahr glaubten – es folgten ihm nur etwa 80; die andern blieben zurück. Indessen hatte das Feuer mit rasender Wut um sich gegriffen. Schon fielen brennende Holzstücke hernieder, als die Fliehenden an der Schmiede vorüberstürmten, und noch ehe sie den Ausgang erreicht hatten, brach das ganze gewaltige Balkenwerk mit donnergleichem Krachen in die Tiefe.

Zuerst, als die der Gefahr entronnenen Arbeiter ins Freie kamen, waren sie vom Schrecken wie gelähmt. Sobald sie sich aber ein wenig erholt hatten, versuchten sie den im Tunnel zurückgebliebenen Kameraden Hilfe zu bringen. Unter der Führung eines Ingenieurs drangen sie mutig wieder in den Berg hinein und gelangten bis an die Unglücksstelle. Erst jetzt erkannten sie die ganze Größe des Unheils. Durch die niedergestürzten Holz- und Erdmassen war der Tunnel völlig verschüttet und den Vermißten jeder Ausweg versperrt. Erst glaubte man, es werde möglich sein, den Schutthaufen in kurzer Zeit zu durchbrechen und die Kameraden so zu befreien. Allein in den Schuttmassen schwelte das Feuer weiter und erzeugte giftige Dämpfe, die den Aufenthalt im Tunnel bald unmöglich machten. Die hilfsbereite Schar mußte zurückweichen. Mehrere der eingedrungenen Arbeiter wurden bewußtlos: einige von ihnen konnten ins Freie geschleppt werden; andere aber blieben im Tunnel liegen. Rasch drangen neue Mannschaften ein, um wenigstens diese dem Tode zu entreißen. Aber die Gase wurden dichter und gefährlicher. Man mußte jeden weitern Versuch aufgeben. Sieben dieser tapfern Arbeiter blieben tot im Tunnel zurück oder starben an den Folgen der Vergiftung.

Wahre Heldentaten wurden bei diesem verzweifelten Rettungswerke vollbracht. Ein Arbeiter aus dem Kanton Zürich, namens Eschmann, war schon zum vierten Male wie tot aus dem Tunnel herausgebracht worden. Dennoch wagte er sich zum fünften Male in die vergiftete Höhle. Diesmal kehrte er nicht zurück. Da drang seine junge Gattin hinein in den schrecklichen Schlund, und nach einigen Minuten kehrte die mutige, treue Frau zurück – den toten Gatten auf den Schultern.

Um die hinter dem Schachteinsturz Eingeschlossenen aus ihrer furchtbaren Lage zu befreien, wurden nun weite hölzerne Röhren angefertigt,

ineinandergefügt und allmählich immer tiefer in den Tunnel eingeschoben. Gleichzeitig brachte man Entlüftungsdampfmaschinen auf den Platz, und mit diesen wurden die Giftgase durch die Rohrleitungen herausgesaugt. So konnten die Mannschaften neuerdings bis zu dem Schutthaufen vordringen.

Am achten Tage nach dem Unglück gelang es endlich, diesen zu durchbrechen und die Gruft der lebendig Begrabenen zu öffnen. Immer noch hoffte man, sie, wenigstens zum Teile, am Leben zu finden. Aber es war zu spät. Wohl hatten einzelne allem Anscheine nach noch tagelang gelebt. Eines der Pferde, das im Tunnel zum Erdtransport verwendet wurde, war von ihnen geschlachtet worden und hätte zur Ernährung der Verschütteten dienen sollen. Aber sie kamen nicht mehr dazu, das Fleisch zu verzehren. Immer mehr fehlte es in der dumpfen Tiefe an Atemluft. Einer nach dem andern sank in den Todesschlaf. 52 Leichen wurden aus dem schauerlichen Grabe ans Licht gebracht. Die meisten davon ruhen auf dem Friedhofe von Trimbach.

Die Nachricht von dem furchtbaren Unglück verbreitete sich rasch im ganzen Lande. Weit in der Umgebung sah man die mächtige Rauch- und Feuersäule über dem Hauenstein aufsteigen, und Tausende kamen, um zu sehen und zu helfen. Für die Hinterbliebenen der 59 Männer, die hier als Opfer schwerer und gefahrvoller Arbeit umgekommen waren, sorgte zunächst die Bahndirektion; aber auch von anderer Seite, von mitfühlenden Menschen im ganzen Schweizerlande, gingen ihnen Gaben zu.

Im Jahre 1912 ist ein neuer Tunnel, am Fuße des Berges, durch den Hauenstein gebrochen worden. Der alte Hauensteintunnel dient nur noch dem Verkehr zwischen Olten und Sissach. Noch sieht man aber in einer Senkung auf der Berghöhe die Ausmündung des verhängnisvollen Schachtes, und ein Denkmal auf der Grabstätte der verunglückten Arbeiter erinnert an die traurige Begebenheit.

Der Brand von Glarus

Ein gar ungestümer, heißblütiger Geselle ist der Südwind, unser Föhn. Man nennt ihn auch den ältesten Urner, da er besonders im Lande Uri und in den Bergtälern der Innerschweiz seine wilden Umflüge abhält. Da fährt er plötzlich wie ein heißatmiger Drache zu Tal, rast durch die Wälder, heult durch die Gassen, rüttelt an Dach und Fach, als wollte er das Haus über alle Berge hinweg vertragen.

Der Föhn ist's, der den Frühling ins Hochland bringt. Mit Gier frißt er den Schnee von den Bergen. Wo gestern noch alles weiß verhüllt war, fängt es morgen schon an zu grünen.

Drum hätten ihn die Bergleute gern, recht gern, wenn er nur zum Feuer besser acht haben wollte. Aber das geht ihm wider die Natur. Wo ein Feuerlein glimmt, da bläst er es mit seinem heißen Hauch zur Flamme an und jauchzt, wenn es um sich greift und zum Dach hinaus lichterloh gen Himmel schlägt. Bis in unsere Zeit hinein wußte man sich nicht anders gegen ihn zu helfen, als indem man Föhnwachen aufstellte. die, sobald er nahte, von Haus zu Haus gingen und jeden Funken im Herde auslöschten. Dennoch hat er viel Unglück angerichtet. Dreimal ist der Flecken Schwyz abgebrannt, vier-, fast fünfmal die Waldstatt Einsiedeln, zweimal das stattliche Dorf Meiringen im Berner Oberland, von kleinern Feuersbrünsten gar nicht zu reden.

Auch Glarus, das der Glärnisch als ein Riesenwächter so gut betreut, hat er viermal in schweres Unglück gebracht. Das letztemal geschah es am 10. Mai 1861.

In der Nacht war's, da durchgellte plötzlich der schauerliche Ruf «Fürio, fürio!» das große Dorf. Schon loderte es feuerbrandrot vom Landsgemeindeplatz her über alle Dächer hinaus. Und der Föhnsturm packte die aufgehende Feuersbrunst in ihrem Flammenschopf und zerrte sie durch alle Gassen.

Jetzt rasseln die Spritzen; es läutet Sturm, erst zu Glarus, dann durchs ganze Land. Von allen Seiten strömt Hilfe herbei; aber wohin man blickt, ist Feuer und Flamme, und wohin man hört, ist Prasseln und Krachen und Knistern und in allem und über allem das unheimliche,

nimmermüde Sturmhorn des Föhns. Aber so laut es dröhnt, noch lauter ist das Jammergeschrei von Weib und Kind. Und o Entsetzen! Die Häuser fangen an einzustürzen; es bricht plötzlich auch die Kirche zusammen und geht im Flammenmeer unter.

Und als nun endlich der Morgen über die Berge kam, fand er das große, schöne Dorf Glarus nur noch als rauchende, verwüstete Brandstätte, als verglühenden Feuerherd des wilden Föhns.

Nahezu 500 Gebäude, die Kirche mit einem neuen Geläute, vier Pfarrhäuser, Ratshäuser, Banken, die Wohnhäuser, darunter eine Anzahl besonders schöner alter Bauten, waren nur noch ein umwölkter Schutthaufe, und das meiste Hab und Gut der Dorfleute lag darin begraben. Ja, es waren leider auch Menschenleben zu beklagen.

Der Föhn, der Brandstifter, der dies Unheil angerichtet hatte, ließ sich nicht fangen und einsperren. Aber es gab eine eidgenössische Brudertreue. Die ganze Schweiz half Glarus neu aufbauen, und seither hat man sich gegen den rotmähnigen Gesellen, den Föhn, auch vorsehen gelernt. Die Häuser werden soviel als möglich aus Stein gebaut und mit Ziegeln gedeckt, die Straßen breiter gezogen, damit er sie nicht so leicht mit brennenden Schindeln überfliegen und das Feuer weitertragen kann. Aber in abgelegenen Berggegenden, wo die Dörfchen noch aus lauter braunen alten Holzhäusern bestehen, findet er immer noch seine Opfer. Doch nie versagt die freigebige Hand des Schweizervolks, wenn es gilt, den Schaden gutzumachen. Eine große Wohltat sind auch die Feuerversicherungen. Von Haus und Fahrhabe wird jährlich eine bescheidene Abgabe erhoben. Werden sie durch eine Feuersbrunst zerstört, so erhält der Eigentümer aus dem angesammelten Gelde den Ersatz des Schadens. So bewährt sich der schöne Wahlspruch der Schweizer: Einer für alle, alle für einen!

Das Rote Kreuz

«Das weiße Kreuz im roten Feld,
Hoch flattert's überm Plan!»

Ja, wie erhebt es unser Herz, wenn wir dies vertraute Banner irgendwo über Dach und Landschaft flattern sehen! Wieviel liegt für uns Schweizer in diesem flammendroten Tuche mit dem weißen Kreuz! Es hat uns durch Kampf zu Freiheit und Frieden geführt. Wohl gibt es stolzere Wappen in der Welt; sie prunken und drohen mit Adlern und Löwen. Wir haben das schlichte Zeichen des Kreuzes gewählt, das aus Bethlehem hervorgegangen ist. Es ist das Feldzeichen des Heils und des ewigen Friedens. Von ihm geht die Verheißung aus: «Und Friede den Menschen, die eines guten Willens sind!»

Aber von Genf aus erhob sich zum Heile der Menschheit noch ein anderes Banner, ebenfalls rot und weiß und mit dem gleichen Wappenbilde, nur mit vertauschten Farben: das Kreuz steht rot im weißen Felde. Und der es entfaltete, war auch ein Eidgenosse; es war der Genfer Henri Dunant, geboren am 8. Mai 1828 und gestorben am 30. Oktober 1910, ein angesehener Schriftsteller und großer Menschenfreund. Die grausamen Kriege, die zwischen 1850 und 1860 geführt wurden, griffen ihm ans Herz und ließen ihm keine Ruhe. Er mußte immer wieder an die vielen Opfer der blutigen Schlachten denken, vor allem an die Verwundeten, die auf der Walstatt liegen blieben, vielleicht in die Hände des Feindes fielen und wenig oder keine Hilfe fanden. In mehreren Büchern schilderte er ihr schreckliches Los und beschwor die Völker und ihre Regierungen, sie möchten doch, wenn die Brandfackel des Krieges nicht auszulöschen sei, das Menschenmögliche tun für diese Verwundeten, einerlei ob sie zu Freund oder Feind gehören. Sein Aufruf war nicht umsonst. In allen Ländern der gesitteten Welt nahmen edle Menschen den großen Gedanken auf, und im Jahre 1864 kamen Abgeordnete von acht europäischen Staaten in Dunants Vaterstadt Genf zusammen und schlossen eine internationale, da heißt über die Grenzen hinweg geltende Übereinkunft, die Genfer Konvention, mit dem Zwecke, die vom

Krieg unzertrennlichen Übel möglichst zu mildern, unnötige Härten zu verhüten und das Los der verwundeten oder erkrankten Soldaten zu lindern. Allmählich schlossen sich auch die andern Staaten Europas, ja, auch einzelne der fremden Erdteile der Übereinkunft an. Als Abzeichen derselben wurde das rote Kreuz bestimmt, und die ganze wohltätige Schöpfung wurde auch danach benannt. Wer seither im Felde der Pflege der Verwundeten dient, Ärzte, Krankenschwestern und Krankenpfleger, trägt in allen Heeren das Rote Kreuz. Es flattert auch über Soldatenlazaretten und Spitalschiffen, und es gilt als heilige Pflicht, dies Zeichen zu achten und vor ihm die Waffen zu senken.

Wieviel Gutes hat dieses Rote Kreuz schon getan, wieviele Verwundete gerettet, wieviele Leiden der sich bekämpfenden Völker gelindert! Tröstlich schwebt es heute neben den Kriegsfahnen und verkündigt, daß auch in der schrecklichen Erbitterung, die der Krieg mit sich bringt, im innersten Herzen doch ein Funke reiner Menschlichkeit weiterglimmt. Das ist das Verdienst unseres Landsmanns Henri Dunant. Ehre seinem Andenken!

Die Bourbaki-Armee in der Schweiz

Im Sommer 1870 brach ein Krieg aus zwischen Deutschland und Frankreich. Da man fürchten mußte, die eine oder andere Armee könnte im Verlauf der Kämpfe die Schweizergrenze verletzen, bot die Schweiz Truppen auf, welche die gefährdeten Gebiete besetzen mußten, und ernannte den Artillerieobersten Hans Herzog von Aarau zum eidgenössischen General. Denn unser Vaterland hatte seine Neutralität erklärt und wollte sie, wenn nötig mit bewaffneter Hand, sichern und wahren. Das war im Anfang nicht schwer. Die Heere begegneten einander viel weiter nordwärts. Dort erlitten die Franzosen schwere Niederlagen; am 2. September gar geriet ihr Kaiser, Napoleon III., den wir aus dem Neuenburgerhandel kennen, in deutsche Gefangenschaft. Die Deutschen drangen tief in Frankreich ein und belagerten Paris. Jetzt aber erhob sich das französische Volk nochmals zu verzweifeltem Widerstande. Es wurden neue Armeen aufgestellt, und eine von ihnen unter General

Bourbaki, nahm den Kampf gegen die Deutschen im Osten des Landes unfern der Schweizergrenze auf. Allein sie wurde in harten Winterkämpfen geschlagen und mehr und mehr dem Schweizer Jura zugedrängt. Zuletzt blieb ihr keine andere Wahl, wollte sie sich nicht den Deutschen ergeben, als ihre Zuflucht in der Schweiz zu suchen. Am 1. Februar 1871 trat sie, 80 000 Mann stark mit etwa 10 000 Pferden, im Neuenburgischen über die Grenze. Wie es die Wahrung der Neutralität verlangte, mußten die Mannschaften die Waffen niederlegen und wurden bis zum Abschluß des Friedens in der Schweiz zurückbehalten oder wie man sagte, interniert.

Das war nun eine große Aufgabe, so viele Leute unterzubringen. Viele waren krank oder von den ausgestandenen Mühsalen und Entbehrungen erschöpft, so daß man sie in Spitäler aufnehmen mußte. Die Gesunden aber wurden auf das ganze Land verteilt.

Als sie, begleitet von schweizerischen Wachmannschaften, in ihre Quartiere einzogen, da gab es viel zu sehen. Aber es war ein trauriger Anblick. Müde und traurig wankten die Soldaten einher. Sie waren bleich und abgemagert. Wenige trugen mehr eine ordentliche Uniform. Die roten Hosen und die blauen Mäntel waren zerfetzt und beschmutzt. Der eine hatte statt der Soldatenmütze ein Tuch um den Kopf, der andere statt der Schuhe zusammengeschnürte Lappen um die Füße.

Aus den bleichen Scharen stach da und dort eine Gruppe von Gestalten hervor, die durch ihre braune Gesichtsfarbe und die seltsame Ausrüstung besonders auffielen. Sie trugen Pluderhosen und weite, flatternde Mäntel oder kurze Jäckchen, dazu rote Mützen mit Troddeln. Das waren die Zuaven und Turkos, arabische Hilfsvölker, die man aus den afrikanischen Kolonien herübergeholt hatte.

Ganz schlimm sahen die Pferde aus, ausgehungert und überanstrengt. Manchen fehlten die Schwänze; man sagte, sie hätten sie einander vor Hunger abgefressen.

Die Schweiz nahm die unerwarteten Gäste mit aller Herzlichkeit auf. Sie wurden in ihren Quartieren gut verpflegt. Ein jeder bekam täglich über ein Halbpfund Fleisch, anderthalb Pfund Brot, dazu Gemüse, und 25 Rappen Sold. Aber sie standen unter dem schweizerischen

Militärstrafgesetz wie unsere Soldaten; sie durften sich nur in einem gewissen Umkreis ihres Unterkunftsortes frei bewegen und hatten sich abends pünktlich zur festgesetzten Stunde in ihren Quartieren einzufinden. Nach und nach erholten sich die meisten. Sie fingen an, sich die Zeit mit Arbeit zu verkürzen, spalteten den Quartiergebern Holz, fertigten Rebstecken an und dergleichen mehr. Und die Gastgeber knauserten nicht mit Gaben, z. B. an Wein und Tabak, wofür die Franzosen besonders dankbar waren. Auch entstand fast überall ein gutes Einvernehmen mit der Ortsbevölkerung. Die Buben waren beständig bei den fremden Soldaten, hörten ihren Gesängen zu und hatten die größte Freude, wenn sie einen Brocken Französisch erhaschen konnten oder wenn sich die Franzosen im Schweizerdeutschen versuchten.

Ungefähr einen Monat dauerte der Aufenthalt. Dann, als zwischen Deutschland und Frankreich Frieden geschlossen war, ordnete der Bundesrat die Rückkehr der Internierten an. Am 8. März begann der Abzug; aber es dauerte den ganzen Monat hindurch und vielerorts noch länger, bis die letzten das Land verlassen hatten. Sie schieden dankbar von der Schweiz und versprachen, sie in treuem Andenken zu behalten. Manch Rößlein aber, das an einer guten Krippe wieder aufgefüttert worden war, blieb bei seinem neuen Herrn im Schweizerlande zurück, ward als zähes Reit- und Wagenpferd geschätzt und stand sein Leben lang in besonderem Ansehen, weil es ein Bourbakirößlein war und die schrecklichen Winterkriegstage von 1871 mitgemacht hatte.

Der Bergsturz von Elm

Vom Plattenberg im Sernftal, wo die Glarner den Schiefer für Schultafeln und Tischplatten brechen, haben wir bereits früher gehört. Es ist ein schönes Gewerbe, das man dort betreibt; aber der Berg, der über dem Schieferbruch aufragt, der Tschingelberg, rächte sich grausam dafür, daß man ihn zu seinen Füßen unterhöhlte. Am 11. September 1881 kam es dort zu einem furchtbaren Bergsturz.

Es war ein Sonntag. Es hatte den ganzen Tag über geregnet. Gegen Abend löste sich an der Tschingelwand eine kleinere Erdbreche los und fuhr in einen Dorfteil von Elm, ins Untertal, hinab. Obwohl sie die Häuser nicht erreichte, gerieten die Anwohner doch in Unruhe und fingen an, ihre Habe zu flüchten; aus dem Dorfe eilte man ihnen zu Hilfe. Da kam unversehens ein zweiter, viel stärkerer Erdrutsch. Er gelangte bis in die Mitte des Untertales und verschüttete die hintersten Häuser samt einigen Bewohnern. Nun floh alles, von Schrecken erfaßt. Allein noch hatte sich die Staubwolke nicht verzogen, als es wiederum am Tschingelberg lebendig wurde. Unter gewaltigem Getöse spaltete sich diesmal die ganze Bergwand, und eine ungeheure Stein- und Schuttmasse stürzte pfeilschnell in die Tiefe. An einer zur Rechten des Tales sich erhebenden Anhöhe stieß sie auf, wurde von der Wucht des Anpralls wieder hochgeschleudert und flog nun als eine alles verdunkelnde schwarze Wolke den untern Dorfteilen von Elm zu. Dort senkte sie sich nieder, und ein turmhoher Schlamm- und Erdstrom wälzte sich über den Talgrund dahin. So rasend war seine Gewalt und Geschwindigkeit, daß er die Häuser, die ihm im Wege standen, wie Spielzeuge aufhob und da- und dorthin schleuderte. Der mächtige Luftdruck, der dabei entstand, ergriff die fliehenden Menschen, wirbelte sie in die Höhe und brachte viele ums Leben. Von den riesigen Schuttmassen wurde das Tal gesperrt. Der Sernfbach staute sich dahinter, und seine Wasser drohten nun auch noch den Rest des Dorfes zu verschlingen.

Indessen war aber die Kunde von dem schrecklichen Unglück von Hof zu Hof und von Dorf zu Dorf geeilt. Von allen Seiten strömte mutiges Bergvolk zur Hilfe herbei. Man bahnte dem Bache einen Weg durch die Schuttmassen und begann nach den Opfern zu suchen. Mehrere Menschen konnten noch lebend aus ihren verschütteten Häusern herausgegraben werden. Viele aber wurden als verstümmelte Leichen geborgen und in der Kirche aufgebahrt. Der Bergsturz hatte einen der schönsten Teile des Tales zugedeckt, 83 Gebäude begraben und 115 Menschen das Leben gekostet.

Ja, das war ein trauriger Sonntag. Er brachte unsägliches Leid in das Dorf. Ein Elmer Kind von sechs Jahren war mit seinen Kamerädlein in

die Beeren gegangen. Als es am Abend heimkam, fand es weder Vater, noch Mutter, noch Geschwisterchen. Alle lagen tief, tief mit Heim und Herd unter dem Schutte der abgestürzten Bergwand.

Aber auch diesmal leistete das mitfühlende Schweizervolk rasch und kräftig Beistand. Es gingen, zum Teil auch aus dem Ausland, Liebesgaben im Betrage von über einer Million Franken ein. Das Sturzfeld wurde von den Trümmern gesäubert und konnte mit der Zeit wieder in fruchtbares Wiesland umgewandelt werden.

Auf dem Friedhofe von Elm erinnert ein Denkmal mit den Namen der Opfer an das furchtbare Ereignis.

An der Stelle der verschütteten Schieferbrüche wurde später ein eigentliches Bergwerk angelegt. Dabei aber wurden alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen, um eine Wiederholung des Unglücks in Zukunft zu verhüten.

Vom Gotthardgebirge

Es trägt einen feierlichen Namen, und es verdient ihn auch; denn es ist ein herrliches Gebirge und das Herz des Schweizer Berglands. Nach allen Himmelsrichtungen sendet es seine Wasser dem Weltmeere zu. Hätten sie eine Sprache, so würden sie überall erzählen von ihrem Ursprung hoch an den Schneefeldern des Gotthards und von der kleinen, ältesten Republik auf der Hochwarte Europas.

Den Namen hat das Gebirge von einer dem heiligen Gotthard geweihten Kapelle, die schon zur Zeit der ersten Eidgenossen auf der Paßhöhe stand. Zu ihr gehörte ein Hospiz, eine Unterkunftsstätte für die Wanderer, die diesen einsamen Weg zogen. Die meisten von ihnen pilgerten nach Rom, manche für das Heil ihrer Seele, manche in Geschäften; oder sie kehrten von dort zurück, das Herz erfüllt von der Größe der ewigen Stadt und von der Sonne des Südens.

Es ist der kürzeste Weg aus deutschen Landen nach Italien und dennoch der jüngste unter den großen Alpenübergängen. Erst kurz vor dem Bund im Rütli wurde er gangbar gemacht. Vorher hatte sich niemand als vielleicht ein Hirte oder Jäger durch die wilde, düstere Schöl-

lenenschlucht gewagt; denn über den eingezwängten Wassern der Reuß ragten an der engsten Stelle die Bergwände zu beiden Seiten wie turmhohe Mauern in den Himmel hinein und ließen dem Fuße keinen Pfad. Nun aber schufen sich die Bergleute doch einen Durchgang. Sie brachen einen schmalen Weg dem schroffen Felsenhang entlang, bauten über die Reuß die kühngewölbte Teufelsbrücke und hängten jenseits des Flusses an der lotrechten Wand mit Ketten einen Holzsteg auf. Den nannten sie den stäubenden Steg, weil der Wassergischt dort jeden Wanderer übersprühte.

Auf diesem Wege zogen nun die Innerschweizer dem Kaiser zu Hilfe, wenn er sie zu seinen Kriegen nach Italien aufbot. Später, als sie ihre Freiheit errungen und selber auch Lust am Regieren gefunden hatten, unternahmen sie auf eigene Faust Kriegsfahrten hinüber ins Ennetbirgische, wie sie das Land jenseits des Gotthards zu nennen pflegten, und machten die Talschaften dort bis hinab an die herrlichen Seen zu Untertanengebiet. Und noch später trugen Reisläufer die Schweizerbanner durch die Schöllenen und am St. Gotthardskapellchen vorbei ins sonnige Südland und bis nach Mailand, ach, leider auch nach Marignano hinab. Hei, wie hallte da der Ruf des Uristiers durch die wilden Bergklüfte!

Ub're Gotterdt wemmer zieh,
Bis is Wältschland appe.
Dermal gilt's am König Franz,
Hauid em uf d'Chappe.

Simmer üb're gstübed Stäg
Einist mit de Fähne,
Bhüet di Gott, liebs Müetterli,
A der Stägelähne.

Aber der König Franz mit seinen Kanonen überwand die Schweizer. Traurig und düsteren Mutes kehrten sie über den Bergpfad zurück. Kein Uristier dröhnte mehr. Der war in dem blutigen Hau verloren gegangen.

Als dann bald die Reisläuferei ein Ende nahm, sah der einsame Paß die Fähnlein der Innerschweizer nur noch, wenn ein neuer Vogt in die

Tessiner Untertanenlande einzog oder wenn Unruhen drüben gemeistert werden mußten.

Dann im Jahre 1708 brach ein Tessiner Baumeister in der Gegend des Stiebenden Stegs das Urnerloch durch den Berg, und der Weg wurde überall mit der Zeit so verbessert, daß 1775 ein englischer Gelehrter es wagen durfte, in einem Fuhrwerklein den Gotthard zu überqueren.

Wild und laut wie noch nie ging es an der Teufelsbrücke im Herbst 1799 zu, als die Franzosen den von Süden herandringenden Russen den Eingang ins Urnerland verwehren wollten.

Gottlob kamen wieder friedlichere Zeiten, und man dachte mehr an Werke des Fortschritts und des freundnachbarlichen Verkehrs als an kriegerische Eroberungen. Da machten sich die Kantone Uri und Tessin an ein großes Unternehmen. Von 1820 bis 1830 erbauten sie die 125 Kilometer lange Poststraße von Flüelen nach Bellinzona. Bald erklang das Posthorn in der Schöllenen, 60000 bis 70000 Reisende wurden alljährlich über den Paß befördert, und der St. Gotthard bekam einen weltbekannten Namen.

Aber noch berühmter wurde er, als 1871 der kühne Gedanke auftauchte, eine Bahnlinie anzulegen, die auf dem kürzesten Wege Nord und Süd verbinden und den Gotthard in einem Tunnel durchbohren sollte. Das war ein riesenhaftes Vorhaben. Die beteiligten Staaten mußten im ganzen rund 230 Millionen Franken dafür aufbringen, die kleine Schweiz allein 36 Millionen.

Am 1. Oktober 1872 wurde bei Göschenen der erste Spatenstich für den Tunnel getan, und im Frühling 1882 konnte die Bahn feierlich eröffnet und dem Verkehr übergeben werden.

Ja, das war ein großes Werk, und Ehre den Männern, die es begonnen und vollendet haben! Was muß das für ein Jubel gewesen sein, als nach dem Durchschlag der letzten Scheidewand im Berge die Arbeiter zusammenstießen und im Schein ihrer Grubenlichter einander die Hände reichten. Es war am 29. Februar 1880, just an einem Schalttage.

Leider erlebte der Erbauer des Tunnels, der Ingenieur Louis Favre von Genf, diesen denkwürdigen Augenblick nicht mehr. Er war 1879 bei einem Gange durch den Tunnel einem Herzschlag erlegen. Auch der

andere große Schweizer, dem wir das Werk besonders zu verdanken haben, der Zürcher Alfred Escher, der in unermüdlicher Arbeit für die Herbeischaffung der gewaltigen Baukosten gesorgt hatte, stand dem Unternehmen nicht mehr vor. Er war aus der Leitung weggedrängt worden, als sich erwies, daß die vorgesehenen Mittel nicht ausreichten. Dem Andenken Favre's ist ein Denkmal auf dem Friedhof in Göschenen gewidmet. An Alfred Escher erinnert die große bronzene Figurengruppe vor dem Bahnhof in Zürich.

Der unheimliche See

Wenn man an einem sonnigen Frühlingstag auf einer Anhöhe am Zugersee, vielleicht bei dem schöngelegenen Kirchlein zu Risch steht und über die weite blaue Wasserfläche hinübersieht ans andere Gestade, das ganz von Kirschbaumblust überschneit ist, dann könnte man nicht glauben, daß dieser See je Unheil anzurichten vermöchte. Und doch hat er schon in alter Zeit, im Jahre 1435, schweres Leid über die Stadt Zug gebracht, wie hier erzählt worden ist. Und heimlich nagte er weiter, bis es vor etwa 70 Jahren, am 5. Juli 1887, neuerdings zu einem großen Unglück kam.

Es hatten sich schon seit einiger Zeit im untern Teil der Spazierwege am See kleinere, etwa fingerdicke Risse gezeigt. Man beachtete sie aber nicht besonders. Da erhob sich am genannten Tage ein starker Sturm und warf die Wellen mit Gewalt ans Ufer; in der Mauer am Quai entstanden Spalten; der Boden wurde unruhig, und mit einemmal verschwand ein Stück der Anlage im See. Aber daran nicht genug – gleich begann es zu krachen, und es versanken eine Schiffhütte, ein Haus und ein Schuppen, wobei fünf Menschen in die Flut gerissen wurden und ertranken. Eben fuhr ein Fischer, ein starker Mann, auf einem Weidling dem Ufer zu; in einem andern Schifflein folgte ihm sein Knecht. Plötzlich riß ein gewaltiger Strudel beide Fahrzeuge unter Wasser. Der Fischer erzählte danach, er sei mit seinem Weidling, an dem er sich festgeklammert habe, zuerst wie rettungslos in die Tiefe gesunken; aber in der höchsten Not habe ihn ein aufwärtstreibender Strom erfaßt und wieder

an die Oberfläche des Wassers getragen. Bei dieser wilden Fahrt habe er sich an einem Balken festhalten können, und so sei er der Gefahr entronnen und ans Ufer geschwommen. Sein Knecht aber kam nicht mehr zum Vorschein.

Indessen nahm der Sturm zu. In der Erde zeigten sich neue Risse, die zusehends breiter wurden. Im Gebälk der nahen Häuser fing es an zu krachen, und in ihren Mauern entstanden auffallende Bauchungen. Da traute man dem ins Wanken gekommenen Boden nicht mehr. In Todesangst rafften die Bewohner hastig das Wertvollste ihrer Habe zusammen und flohen in die obere Stadt hinauf.

Es ging gegen 6 Uhr abends. Da erdröhnte plötzlich ein gewaltiges Krachen; eine Staubwolke stieg auf, und mitten in dem Graus versank der größere Teil der Vorstädte: Häuser, Ställe, Schuppen, Gärten, Wege und Straßen. Wenige Minuten zuvor hatten noch Hunderte von Menschen auf der Unglücksstätte gestanden. Als sie das Wanken der Erde spürten, gelang es den meisten, auf festen Boden zu entkommen. Aber diejenigen, die noch in ihren Häusern mit der Rettung ihrer Habe beschäftigt waren und die Warnungsrufe nicht hörten oder nicht an die große Gefahr glaubten, versanken in den Wassern des unheimlichen Sees. Zusammen mit den frühern Opfern fanden im ganzen elf Personen den Tod in den Fluten.

In der Nacht erfolgte noch ein dritter Einsturz, der wieder drei Häuser in die Tiefe riß.

Was war das am Tage danach für ein betrüblicher Anblick! 39 Gebäude waren verschwunden, und 53 andere mußten in aller Hast geräumt werden, so daß die Zahl der Obdachlosen 654 betrug. Manche Familie verlor alles, was sie hatte. Aber auch hier half das Schweizervolk den Schaden gutmachen, soweit das durch Menschenhand möglich war.

Wahrzeichen der neuen Schweiz

Seit dem Jahre 1848 hat die Schweiz manch rühmliches Werk geschaffen. Die besten davon, gute Gesetze und wohltätige Einrichtungen,

wirken zumeist im stillen. Aber einzelne stehen sichtbar da als Zeugen eines wackern Bürgersinns und eines bescheidenen Schweizerstolzes auf das glückliche Vaterland.

Mitten in der Stadt Bern erhebt sich groß und festlich der Bundespalast, wo die Bundesversammlung tagt und der Bundesrat mit seinem Beamtengefolge die tausendfältigen Geschäfte des Landes verwaltet. Besonders schön ausgestattet sind die beiden Ratssäle. Im Nationalratssaal ist die Hauptwand geschmückt durch ein mächtiges Schweizer Landschaftsbild, das den hohen Herrn immer vergegenwärtigen soll, welch gesegnetes Land ihnen seine Geschicke anvertraut hat. Und im Ständeratssaal erinnert die Darstellung einer Landsgemeinde daran, wie alt und ehrwürdig unser Volksstaat und seine Einrichtungen sind. Das Schönste aber ist vielleicht doch die weißschimmernde, urewige Alpenwelt, die zu den hohen Fenstern hereinschaut.

In Lausanne steht der Palast des Bundesgerichts, der eine nicht weniger schöne Aussicht auf den Genfersee und das savoyische Hochgebirge gewährt.

Stattliche Postgebäude bilden eine Zier unserer Städte. Wohleingerichtete Bahnhöfe laden die Reisenden ein. Auf den Geleisen eilen rasche Züge mit blanken, zumeist elektrischen Maschinen und saubern, behaglichen Wagen dahin. All das ist Eigentum des Schweizervolkes. Und wenn die Bundesbahnen zurzeit auch ein Sorgenkind des Landes sind, weil die beiden Weltkriege ihnen viel Schaden zugefügt haben und weil ein großer Teil des Verkehrs an das Auto übergegangen ist, so wollen wir uns deswegen nicht allzu arge Sorgen machen; denn dieses Übel ist bei weitem nicht so schlimm wie die mancherlei Not, die der Krieg in unsern Nachbarstaaten zurückgelassen hat. Und unsere Eisenbahnen führen uns auch heute wieder Tausende von fremden Gästen zu, die Verdienst ins Land bringen.

Wir haben aber auch schöne öffentliche Gebäude, die nicht nur den Notwendigkeiten des Tages dienen, sondern die das geistige Leben, die Bildung im Lande und den Sinn für Schweizer Vergangenheit und Schweizer Art fördern wollen. Über der Stadt Zürich, weithin sichtbar, erhebt sich das Gebäude der Eidgenössischen Technischen Hochschule,

wo in vorzüglich ausgestatteten Räumen Ingenieure, Architekten, Chemiker, Landwirte, Apotheker, Förster, Lehrer für mathematische und naturwissenschaftliche Fächer ihre Ausbildung finden. Den Lehrgebäuden sind weitere Anstalten angeschlossen, wo Baumaterialien und Brennstoffe auf ihre Tauglichkeit geprüft und Versuche zur Hebung von Land- und Forstwirtschaft gemacht werden. Dann gehört zur technischen Hochschule auch die Eidgenössische Sternwarte in Zürich, wo mit riesenhaften Fernrohren die Wunder der Sternenwelt erforscht werden.

Auf dem Kirchenfeld bei Bern steht die Schweizerische Landesbibliothek, die in über 350 000 Buchbänden, 50 000 Bildern und 10 000 Karten sozusagen alles gesammelt hat, was in unserem Schweizerland und über dasselbe je geschrieben oder in Stichen und Zeichnungen festgehalten worden ist.

Noch reichere Schätze aber sind zusammengetragen im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich. Da finden wir, von Raum zu Raum wandernd, die Vergangenheit der Schweiz von grauer Pfahlbauerzeit bis an die Gegenwart heran dargestellt. Wir bestaunen die einfachen Geräte aus Horn und Stein, mit denen sich die Ureinwohner unseres Landes behelfen mußten. Wir bewundern die kunstreichen Zimmereinrichtungen aus der Blütezeit der Städte, die alten Trachten und Uniformen, die Schränke voll Porzellan, die Bilder und Schnitzwerke. Und die Buben, die gerne von alten Zeiten hören, freuen sich vor allem an der Unmenge von Waffen und Rüstungen aus allen Jahrhunderten, die da ausgestellt sind.

Und nicht vergessen wollen wir das Kunstmuseum in Ligornetto, das viel meisterliche Werke des großen Tessiner Bildhauers Vincenzo Vela enthält. Es war einmal die Wohn- und Arbeitsstätte des Künstlers und ist von seinem Sohne in hochherziger Weise der Eidgenossenschaft zum Geschenke gemacht worden.

Aber das ist noch lange nicht alles, was uns Schweizern gemeinsam gehört. Wir haben auch noch, nebst vielem andern, den Nationalpark in Graubünden, im Unterengadin, da wo die Welt an ungeheuren Felswänden ein Ende zu nehmen scheint. Da hat man eine stundenweite Bergeinsamkeit mit Wäldern und Weiden und Wildwassern zu gemein-

schweizerischem Eigentum gemacht und dabei bestimmt, daß in diesem mächtigen Naturpark alles sich so erhalten und entwickeln soll, wie die Schöpfung es will. Kein Tier darf gejagt, kein Baum gefällt, kein Stein ausgebrochen werden. So herrscht hier ein Naturzustand, wie man ihn echter und wildweltschöner sich nicht träumen könnte.

Das allerschönste Stück schweizerischen Volkseigentums bleibt aber doch das Rütli am Vierwaldstättersee, die Wiege unserer Freiheit, und besonders köstlich ist es deshalb, weil es, wie bereits erzählt worden ist, der Schweizerjugend gehört. Wie ein Heiligtum wird es gehütet.

Durch eine Sammlung der Schuljugend ist 1935 auch die Hohle Gasse bei Küßnacht, wo einst durch den zweiten Tellenschuß das Land befreit wurde, vor der Umwandlung in eine Autostraße bewahrt und zu einem unantastbaren Inselchen inmitten des lauten Verkehrslebens unserer Zeit gemacht worden.

Und nicht sehr weit von diesen Erinnerungsstätten weg, im alten Flecken Schwyz, steht heute das Archivgebäude, in dem die ehrwürdigsten Urkunden der Schweiz, die ersten Bundesbriefe, aufbewahrt werden.

Nun hat aber jeder von uns außer dem Schweizer Vaterland auch noch seine engere Heimat, den Kanton. Und da ist noch einmal des gemeinsamen Besitzes an Anstalten und Gebäuden gar vieles. Da sind Krankenhäuser, Pflegestätten für Gebrechliche und Arbeitsunfähige. Da sind auch Kunstsammlungen mit reichen Schätzen, so in Basel, in Zürich, in Winterthur, in Bern, in Genf, in Luzern, große naturgeschichtliche Museen und andere sehenswerte Ausstellungen mehr. Die besten und kostbarsten Anstalten aber sind doch wohl unsere Schulen. Im hintersten Dörflein steht heute ein Schulhaus. Der Unterricht ist unentgeltlich, und jedes Kind muß ihn besuchen. Da soll es erzogen werden zu einem guten, lebenstauglichen Menschen. Um dieses schöne Ziel zu erreichen, muß es aber nicht nur den Kopf, die Verstandeskräfte ausbilden, nein, auch das Herz, alle Gaben des Gemüts, und dabei immer die Wegleitung des größten, selbstlosesten Lehrmeisters aller Zeiten beherzigen: «Liebe deinen Nächsten!»

Gottfried Keller (1819–1890)

In der Altstadt von Zürich, im Hause zum «Goldenen Winkel», wurde Gottfried Keller am 19. Juli 1819 geboren. Dort betrieb sein Vater das Drechslerhandwerk. Er stammte aus Glattfelden im untern Zürichbiet, hatte als Wandergeselle ein schönes Stück Welt gesehen und war ein aufgeklärter, bildungsfreundlicher Mann. Er hatte sich verheiratet mit einer Tochter aus dem Doktorhause seines Heimatortes, Elisabeth Scheuchzer, einer stillen tüchtigen Frau. Mit einer jüngern Schwester Regula, wuchs der Knabe auf; allein als er kaum fünf Jahre alt war, starb der Vater, und die Sorge für die Erziehung der Kinder lag nun ganz in der Hand der Mutter.

Der kleine Gottfried war ein aufgeweecktes Bürschchen. Aber er gab der Mutter oft zu denken; denn er hatte eine überaus lebhafte Phantasie und manchmal verwunderliche Einfälle. Sie erzählte ihm gerne von der Güte und Allmacht Gottes und suchte ihm klar zu machen, daß Gott ein Geist sei. Das aber wollte der Knabe nicht recht verstehen. Er grübelte darüber nach, wie ein Geist wohl aussehen möge, und als er einmal auf dem spitzen Dachreiter der Predigerkirche den vergoldeten Hahn in der Abendsonne funkeln sah, da meinte er, das müsse Gott sein.

Als er zur Schule gehen sollte, da hielt sich die Mutter daran, daß ihr verstorbener Gatte immer gesagt hatte, wenn es einmal so weit sei, so müsse Gottfried in die Armenschule am Brunnentor eintreten, damit er lerne, mit den Kindern der Unbemittelten umzugehen und reich und arm gleich zu achten. Also brachte sie ihn dort unter.

Dem Kleinen gefiel das muntere Leben unter den vielen Kindern. Aber dann und wann gab es auch eine bittere Stunde; denn der Lehrer fürchtete, in dem seltsamen Jungen stecke ein durchtriebener kleiner Schalk. Eines Tages waren große Buchstaben an die Wandtafel geschrieben, welche die Schüler benennen sollten. Unsern Gottfried traf es an das P, und da er kurz vorher das rätselhafte Wort Pumpernickel gehört hatte, womit man in Norddeutschland ein besonderes Schwarzbrot bezeichnet, glaubte er, dieser Buchstabe mit dem runden Buckel müsse der Pumpernickel sein, und gab ihm frisch heraus diesen Namen. Der

Lehrer meinte, er wolle sich einen ungehörigen Spaß erlauben, griff zum Stock und züchtigte ihn. Aber der Knabe verbiß den Schmerz und gab keinen Laut von sich. Da hielt ihn der Lehrer erst recht für einen verstockten kleinen Bösewicht. Das war aber Gottfried Keller gar nicht. Im Gegenteil, er hatte ein gutes, warmes Herz und den besten Willen; aber wenn ihm jemand unfreundlich oder mißtrauisch begegnete, dann zog er sich in sich selbst zurück wie eine Schnecke in ihr Häuschen.

Noch schlimmer erging es ihm in der Industrieschule, in die er mit dem 14. Altersjahre eintrat und wo er nun auch die Söhne wohlhabender städtischer Familien kennen lernte. Es war da ein Lehrer mit den Schülern in arge Mißhelligkeit geraten. Zuletzt kam es sogar zu einem Auflauf der Jugend vor seiner Wohnung. Auch Gottfried Keller nahm daran teil, und weil der verschlossene Knabe von einzelnen Lehrern beargwöhnt wurde, galt er fälschlicherweise als der Rädelsführer und wurde aus der Schule weggewiesen.

Das war ein schmerzlicher Schlag für ihn, und noch schwerer traf er seine Mutter. Aber sie verzweifelte nicht an dem Knaben; sie wußte, daß nichts Böses in ihm steckte. Sie schickte ihn für einige Wochen zu den Verwandten nach Glattfelden. In der schönen ländlichen Gegend fand Gottfried Freude daran, dies und das zu zeichnen, und nach der Rückkehr gestand er seiner Mutter, er möchte Maler werden.

Die Mutter wollte ihm diesen Wunsch erfüllen. Sie fand ihm auch bald eine Lehrstelle. Aber da war nichts Rechtes zu lernen, und ein anderer Meister, bei dem sie ihn hernach unterbrachte, verfiel in Geisteskrankheit. Da schrieb dem jungen Gottfried Keller einer seiner Freunde, er solle nach München gehen und sich dort an der vielbesuchten Kunstakademie ausbilden lassen. Um ihm dies zu ermöglichen, verschaffte ihm die treue Mutter ein kleines Erbe, das er in Glattfelden zugutehatte. Im Mai 1840 fuhr er in der Postkutsche nach Konstanz, dann im Dampfschiff über den Bodensee und endlich in einer eben heimkehrenden Münchener Kutsche nach der bayrischen Hauptstadt.

Hier fand er gute Freunde und wurde ein lebenslustiger junger Mensch. Aber in seiner Kunst machte er nicht die erhofften Fortschritte. Er fing an, ernstlich an seiner Begabung zu zweifeln, und 1842 kehrte

er in die Heimat zurück, bitter enttäuscht und im Ungewissen über seine Zukunft.

Es war eben die Zeit, da unser Vaterland von Stürmen heimgesucht wurde, die später zum Sonderbundskriege und darauf zur Schaffung des Bundesstaates von 1848 führten. Gottfried Keller nahm an diesen politischen Kämpfen leidenschaftlich Anteil, und jetzt erwachte sein wahres Talent in ihm: die Gabe der Dichtung. Er schrieb feurige Lieder für eine geeinigte, starke, freie Schweiz. Eines davon, das begeisterte Bekenntnis «An das Vaterland», ist seither zum wahren Festlied der Schweizer geworden.

In der Vaterstadt und weit umher wurde man aufmerksam auf den jungen Dichter. Die Zürcher Regierung dachte sich, es möchte aus ihm einmal ein vortrefflicher Lehrer für die 1833 gegründete Universität in Zürich werden, und bewilligte ihm ein ansehnliches Stipendium zur weitern Ausbildung. Damit wandte sich Gottfried Keller zunächst nach Heidelberg und zwei Jahre darauf nach Berlin. Aber mächtiger als die Neigung zu den Wissenschaften war in ihm der Drang zum dichterischen Schaffen. Er erinnerte sich an die frühe Jugendzeit, da er in einem grünen Kittelchen, das aus des verstorbenen Vaters Schützenrock geschneidert war, in dem großen Hause am Rindermarkt so viele merkwürdige Menschen und Schicksale kennen gelernt, und all das Seltsame, Schwere und doch auch Schöne, das er in seinen Schul- und Wanderjahren erlebt hatte. So schrieb er den Roman «Der grüne Heinrich», der ihn mit einem Male zum berühmten Dichter machte.

Aber es waren harte Jahre in der Fremde. Er erlebte viel Sorge und Not. Mutter und Schwester zu Hause waren oft in tiefem Kummer seinetwegen, besonders wenn seine Briefe monatelang ausblieben.

Im Jahre 1855 kehrte Gottfried Keller nach Zürich zurück. Jetzt war er ein gereifter Mann. Er freute sich an der neuen Schweiz, die durch die Verfassung von 1848 entstanden war, nahm regen Anteil an ihren Geschicken und besuchte gerne auch die vaterländischen Feste. In vielen seiner Erzählungen und Lieder, die er jetzt schuf, kam dieses frohe Schweizertum herrlich zum Ausdruck.

Diese Gesinnung und die hohe Kunst des Dichters ehrte der Zürcher Regierungsrat, indem er ihn 1861 zum Staatsschreiber des Kantons Zürich

machte. Fünfzehn Jahre lang versah Gottfried Keller dieses Amt mit vorbildlicher Pflichttreue. Indessen ruhte die Dichtung. Aber nach seinem Rücktritt lebte er ihr wieder mit ganzer Seele und es gingen aus seinem reichen Geiste noch viele Erzählungen und Lieder hervor.

So hatte das Herz der Mutter doch recht gehabt mit seinem Glauben. Sie durfte es noch erleben, daß ihr Gottfried etwas Rechtes, ja der Stolz der Heimat geworden war.

Aber auch jetzt noch war Gottfried Keller eine eigenartige, dem Fremden schwer zugängliche Natur. Nur im engern Freundeskreise erschloß er sich ganz. Zu diesem gehörten neben andern der aus Basel stammende Maler Arnold Böcklin, der Zürcher Tiermaler Rudolf Koller und der Musiker Wilhelm Baumgartner, der sein Lied «An das Vaterland» vertont hat.

Immer aber blieb er schlicht und anspruchslos. Als man sich anschickte, seinen 70. Geburtstag zu feiern, entzog er sich allen öffentlichen Ehrungen und verbrachte den Tag auf dem Seelisberg am Vierwaldstättersee.

Ein Jahr später, am 15. Juli 1890, beschloß er sein reiches Leben. Ein Leichengeleite, wie es Zürich noch nie gesehen, folgte ihm zur letzten Ruhestätte, und das ganze Land betrauerte seinen großen Sohn. Sein Andenken wird nie unter uns erlöschen; denn keiner hat die Schweizerart reiner erkannt und dargestellt, keiner unserem Volke schöner gezeigt, wie man die Heimat lieben und ihr dienen soll, als er. Und wo immer Schweizer zu einer vaterländischen Feierstunde versammelt sind, singen sie sein Lied:

O mein Heimatland, o mein Vaterland,
Wie so innig, feurig lieb' ich dich!

Die Schweiz im Ersten Weltkrieg

Viele friedliche Jahrzehnte waren an der Schweiz und ihren Nachbarländern vorübergegangen. Schon gab man sich dem Glauben hin, die gesitteten Völker werden nun nie mehr mit Waffengewalt ihre Zwistigkeiten zu lösen versuchen, sondern immer mehr in Eintracht einander

helfen, das Leben der Menschen durch gute Friedenswerke zu verbessern. Es waren ja schöne Anfangsschritte in dieser Richtung getan worden. So bestand schon seit Jahren ein über weite Grenzen hinweg geltendes Gesetz, wonach die Arbeiter nicht über eine gewisse tägliche Arbeitszeit hinaus und nicht in ungesunden Räumen beschäftigt und daß Unerwachsene überhaupt nicht in Fabriken angestellt werden durften. Auch gab es internationale, d. h. viele Staaten umfassende Abmachungen über das Post-, Telegraphen- und Eisenbahnwesen, über die Niederlassung im Auslande, über die gemeinsame Ausbeutung von Wasserkräften in den Grenzflüssen und über vieles andere.

Aber im geheimen glimmte da und dort gefährlicher Haß, teils vom Deutsch-Französischen Krieg, teils von alten Eroberungsgelüsten her. Und als an einem Junisonntag 1914 das österreichische Thronfolgerpaar in der Stadt Serajewo durch zwei Serben, die ihrem Lande damit einen Dienst zu erweisen glaubten, ermordet wurde, da brach mit einem Male, wie ein unvermutetes furchtbares Gewitter dieser Haß in einem Kriege aus, der alles überbot, was die Erde an Schrecklichem schon erlebt hat, und sich allmählich sozusagen über die ganze Welt ausdehnte. Auf der einen Seite standen Deutschland, Österreich, Bulgarien und die Türkei, auf der andern Rußland, Frankreich, Belgien, England, Japan, Italien, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und viele andere mit diesen verbundene Länder.

Es war eben Bundesfeier, als der Krieg zur Gewißheit wurde. Es schien einem, trotz allen Höhenfeuern, als ob eine unvermutete Sonnenfinsternis über die Welt gekommen sei.

Die Schweiz erklärte sogleich ihre Neutralität, und um die bedrohten Grenzen zu sichern, bot der Bundesrat die ganze Armee auf, und die Bundesversammlung ernannte Ulrich Wille, einen erprobten Truppenführer, zum General. In guter Ordnung vollzog sich die Bereitstellung des Heeres, und bald atmete man ein wenig auf; denn allen Grenzen entlang stand eine Mauer von Soldaten, die bereit waren, ihr Äußerstes zum Schutze des Vaterlandes zu tun. So war die Schweiz eine Friedensinsel inmitten dieses furchtbaren Weltsturmes.

Bald hörte man bis ins hinterste Bergtal hinein den Kanonendonner der Schlachten. Wiederholt kam es auch vor, daß fremde Flugzeuge

über unserm Boden Bomben abwarfen, in der Meinung, sie seien über Feindesland. Im Jura sahen unsere Grenztruppen manchmal erbitterte Kämpfe im nahen Kriegsgebiet, brennende Dörfer und viel, viel anderes Elend.

Als auf deutscher und französischer Seite die Zahl der Kriegsgefangenen zunahm und keiner nach Hause melden konnte, wo er war und wie es ihm ging, nahm sich das Rote Kreuz in Genf ihres Schicksals an. Durch Vermittlung des Bundesrates erhielt es von den fremden Regierungen die Erlaubnis, einen Postverkehr dieser Gefangenen mit ihren Angehörigen einzurichten. Tausende von Briefen kamen so täglich in die Schweiz und wurden von hier aus nach ihrem Bestimmungsort geleitet.

Von den Kriegsschauplätzen in Frankreich waren die Greise, Frauen und Kinder der von den Deutschen besetzten Gebiete in Gefangenenlager abgeführt worden. Auch ihnen brachte das Rote Kreuz Hilfe. Sie wurden in Eisenbahnzügen durch die Schweiz in ihr Vaterland zurückgebracht. Es war ein überaus trauriger Anblick, diese von Haus und Heim Vertriebenen mit ihrer armseligen letzten Habe.

Aber eine noch unglücklichere Fracht brachten bald die Züge, durch welche die schwerverwundeten Kriegsgefangenen, die Verstümmelten und Blinden, die nie mehr diensttauglich wurden, zwischen Deutschland und Frankreich ausgewechselt werden sollten. Schweizer Ärzte und Krankenpfleger begleiteten sie von Genf nach Konstanz oder in umgekehrter Richtung. Sie wußten viel Erschreckendes zu erzählen vom Zustand dieser Unglücklichen.

Die Schweiz anerbot sich auch, kranke Kriegsgefangene gegen eine bescheidene Entschädigung in ihre Berghotels aufzunehmen. Es kamen dann in der Tat deutsche, französische und belgische Soldaten, um sich in unserem Friedenslande zu erholen.

Und als der Krieg sich von Jahr zu Jahr hinzog und in Deutschland und Österreich Schmalbart Küchenmeister wurde, da kamen auch lange Eisenbahnzüge voll ausgehungerter Kinder. Wir nahmen sie freudig auf und taten für die armen Geschöpfe, von denen viele ihren Vater oder den Bruder verloren hatten, was wir vermochten. Rasch lebten sie bei uns auf und vergaßen die Not, der sie entronnen waren.

Allein mit der Zeit wurden auch bei uns die Lebensmittel und noch viel anderes, dessen man alltäglich bedarf, immer knapper und teurer. Brot, Mehl, Reis, Zucker, Butter, Fett, Teigwaren, eine Zeitlang auch Kartoffeln wurden abgeteilt, rationiert, wie man zu sagen pflegte. Man erhielt für jede Woche nur eine zugemessene Gewichtsmenge gegen die Abgabe von Marken, die man bei einer Gemeindestelle zu beziehen hatte. Nicht einmal ein halbes Pfund Brot traf es im Tage auf jedes Familienmitglied. Auch mit den Kohlen mußte man äußerst sparsam umgehen. Zu Weihnachten wurden mancherorts die Ferien verlängert, damit man die Schulhäuser nicht zu heizen brauchte.

Aber man ergab sich willig in alle diese Einschränkungen. O wieviel glücklicher waren wir doch als die im Kriege liegenden Völker! Und an der Grenze hielten unsere Soldaten treue Wacht, auch in der strengsten Winterkälte. Längst war nicht mehr die ganze Armee zugleich im Dienste. Abwechselnd stand bald die, bald jene Division unter den Waffen.

Endlich endlich, nach langen vier Jahren der Bangnis, ging dieser grauenvolle Krieg zu Ende. Aber wir durften uns des Friedens nicht recht freuen. Wie in manchen andern Staaten drohte auch bei uns eine gefährliche Umwälzung. Es kam zu einem Landesstreik der Arbeiter. Die Eisenbahnen fuhren nicht mehr; die meisten Fabriken und andern Großbetriebe standen still. Es mußten neuerdings Truppen aufgeboten werden, diesmal um Ruhe und Ordnung im eigenen Lande zu wahren. Und eben in diesem Augenblick griff eine heimtückische Krankheit, die man Grippe nannte, erschreckend um sich und forderte viele, viele Opfer.

Es gelang, den Frieden im Lande wieder herzustellen und die Arbeit wieder in Gang zu bringen. Die Urheber der Unruhen wurden zur Verantwortung gezogen und bestraft. Aber diese unheildrohenden Tage waren eine Mahnung an das ganze Volk, die Lage der Arbeiter zu verbessern. Es ist dafür auch viel getan worden seither. Wer mit seiner Hände Arbeit in fremdem Dienst das tägliche Brot erwirbt, der soll im Schweizerlande sein sicheres Auskommen haben, damit er mit den Seinen vor Not bewahrt bleibt, seinen Kindern eine rechte Ausbildung verschaffen kann und in den Erholungsstunden sich auch etwas von den Freuden des Lebens gönnen darf. Das ist die Meinung jedes rechtdenkenden Schweizerbürgers.

Im Zweiten Weltkrieg

Nach dem Kriege haben sich die meisten Nationen der Welt zu einer großen Vereinigung, dem Völkerbund, zusammengetan. Auch die Schweiz trat ihm bei. Die Stadt Genf wurde Sitz der Völkerbundsbehörden. Diese sollten dafür sorgen, daß alle Zwistigkeiten unter einzelnen Staaten friedlich beigelegt würden. Aber die Welt kam nicht zur Ruhe. In Italien brachen Arbeiteraufstände aus, die nicht enden wollten. Deutschland litt unter seiner Niederlage und seinen Kriegsschulden und geriet immer mehr in Not und Verwirrung.

Da geschah etwas, was früher kein Mensch für möglich gehalten hätte: in beiden Staaten rissen gewalttätige Männer, die vor nichts zurückschreckten, die Macht an sich. Sie richteten im Lande eine unerhörte Tyrannei auf. Und das Volk ließ sich zum größten Teil von ihnen betören. Es rief sie als Führer aus, erwies ihnen abgöttische Ehren und folgte in sklavischer Unterwerfung jedem ihrer Worte. Die «Führer» versprachen ihm Frieden; aber sie sannen auf Krieg. Sie bauten eine furchtbare Kriegsmacht mit Tausenden von Flugzeugen und Kampfwagen und andern schrecklichen Kriegswerkzeugen auf, schlossen miteinander ein Bündnis, das sie die Achse nannten, und boten der ganzen Welt Trotz.

Die andern Mächte suchten durch Nachgiebigkeit einen neuen Krieg zu verhüten. Umsonst! Am 1. September 1939 schlug Deutschland los und entfesselte einen zweiten Weltkrieg, der den ersten an Grausamkeit noch um vieles überbot.

In der Schweiz fand damals eben in Zürich eine große Landesausstellung statt. Sie zeigte ein prächtiges Bild der friedlichen Arbeit, die in Landwirtschaft und Industrie, in Gewerbe und Handel, in den Schulen, in Wissenschaft und Kunst geleistet wird.

Wie ein eisiger Frost auf die blühende Frühlingsnatur fiel die Nachricht vom Kriegsausbruch auf die festliche Stimmung des Landes. Die Schweiz war in höchster Gefahr. Wenn Deutschland siegte, so stand zu befürchten, daß es sie ihrer Freiheit und Selbständigkeit berauben werde. Jedem rechten Schweizer aber graute davor, unter fremde Herrschaft, ja gar unter das Joch eines «Führers» zu kommen.

«Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben!»

So dachte das Schweizervolk, und es war bereit, Gut und Blut für seine Freiheit hinzugeben. Die eidgenössischen Räte riefen die ganze Armee unter die Waffen und ernannten den Waadtländer Henri Guisan zum General. Alle gefährdeten Grenzabschnitte wurden mit Truppen besetzt. Aber diesmal drohte der Krieg in einer bisher unbekannten Gestalt. Alle Mittel der Vernichtung sollten helfen, das gegnerische Volk zu überwinden. Man nannte dies den totalen Krieg. Am meisten war im Innern des Landes die Luftwaffe zu fürchten. Sie konnte ganz unvermutet erscheinen und mit ihren Bomben militärische Anlagen, wichtige Industriewerke, ja ganze Städte zerstören, und sie konnte Fallschirmtruppen absetzen, die plötzlich da oder dort einfielen. Darum traten in allen größern Ortschaften Luftschutzabteilungen in Tätigkeit. Sie sollten eingreifen, wenn Brände und andere Schäden aus der Luft verursacht würden. Auch wurden Luftschutzräume eingerichtet, wohin sich die Bevölkerung bei einem Fliegerangriff in Sicherheit begeben konnte. Später ordneten die Behörden an, daß zur Nachtzeit Dorf und Stadt verdunkelt werden mußten, damit die Flieger kein Ziel ins Auge fassen konnten. Bald auch bildeten sich aus Männern, die nicht militärdienstpflichtig waren, bewaffnete Ortswehren. Sie hatten die Aufgabe, gegen Überfälle die erste Abwehr zu leisten. Andere dienstuntaugliche Männer wurden als Hilfstruppen einberufen. Sie bauten militärisch notwendige Straßen, legten Befestigungswerke an, errichteten Sperren gegen die gefährlichen Kampfwagen, die Tanks. Auch Frauen stellten sich opferwillig in den Dienst des Vaterlandes. Sie verrichteten Schreibarbeiten und besorgten den Telephonverkehr auf den Kommandostellen; sie pflegten kranke Soldaten in den rasch eingerichteten Notspitälern; sie halfen als rechte Stauffacherinnen, wo es ihnen möglich war.

Es wurde auch dafür gesorgt, daß jede Familie, deren Ernährer im Militärdienst stand, ihr sicheres Auskommen behielt, daß die Arbeit in den Fabriken im Gang blieb und daß das Leben der Friedenszeit so ungestört als möglich fortgesetzt werden konnte. Die Schuljugend sammelte Altmetall, Altpapier und andere Abfallstoffe, die man anstelle fehlender Rohstoffe verarbeiten konnte.

Gleich nach Kriegsausbruch begann auch wieder die Rationierung von manchen Lebensmitteln, von Kleidern und Schuhen, später auch von Kohlen und Benzin. Jedem wurde sein Anteil zubemessen; er konnte ihn nur gegen Marken beziehen. Im Bäckerladen verschwand das Weißbrot. Das Getreide mußte bis auf das letzte genießbare Stäublein ausgemahlen werden. Es gab daraus kein schneeweißes Mehl, aber doch ein schmackhaftes Brot. Und jedermann war froh, daß es jeden Tag zu bekommen war. Denn der größte Teil des Getreides mußte aus dem Ausland hereingebracht werden, und das war nicht immer leicht. Um im eigenen Lande mehr Brotfrucht erzeugen zu können, wurden nun Sümpfe ausgetrocknet, Waldstücke gerodet und in fruchtbaren Ackerboden umgewandelt, und es begann ein Anbauwerk, an dem sich alle freien Hände beteiligen sollten. Auch erhielt die Bauernschaft Hilfe für die Bestellung der Felder und für das Einbringen von Heu, Getreide, Emd und Obst. Schüler der obern Schulabteilungen mußten den landwirtschaftlichen Arbeitsdienst leisten. So half man einander, daß die langen, schlimmen Kriegsjahre vorübergingen, ohne uns schwere Entbehrungen zu auferlegen.

Indessen nahm der Krieg seinen Fortgang. Im ersten Winter berührte er unsere Grenzen nicht. Dann aber, im Frühling 1940, warf Deutschland in unwiderstehlichem Ansturm Frankreich und die friedlichen Länder Belgien und Holland nieder, fiel darauf in Dänemark und Norwegen ein und besetzte alle diese Gebiete. Jetzt trat auch Italien in den Krieg ein. Nun konnten die beiden Achsenmächte einander im Osten und im Westen die Hand reichen; denn Österreich war von Deutschland unterworfen. So war die Schweiz ganz von ihnen eingeschlossen.

Da es nun unmöglich schien, die weitgespannte Grenze bei einem Angriff zu halten, entstand die größte Besorgnis im ganzen Lande. Da versammelte General Guisan die obersten Truppenführer auf dem Rütli. Da unterbreitete er ihnen und den Landesbehörden den Plan, nach dem er den Abwehrkampf inskünftig zu führen gedachte. Im Herzen der Schweiz, wo ihre Freiheit gegründet worden war, sollte sie im Falle eines Angriffs auch verteidigt werden. Das ganze Bergland wurde zu einer mächtigen Festung ausgebaut. Aus unzugänglichen Felsennestern richteten Geschütze ihre Mündungen nach allen Tälern. In unterirdischen

Gewölben häuften sich ganze Hügel von Munition und Lebensmitteln an. Neue Straßen verbanden die einzelnen Teile des weiten Festungswerkes. Es entstand eine neue, beschränkte Verteidigungsstellung, das Reduit.

Dabei hoffte man auf eine Wendung des Kriegsglücks, das bisher die Achsenmächte sehr begünstigt hatte. Noch war das Inselreich England unbesiegt. Geleitet von dem unbeugsamen Staatsmann Churchill, setzte es hartnäckig und zuversichtlich den Kampf fort. Auch war der deutsche Angriff auf Rußland ins Stocken geraten. Als nun Japan durch einen Angriff auf Besitzungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika auch dieses mächtige Land zum Eintritt in den Krieg an der Seite Englands herausforderte und nach einiger Zeit aufs beste ausgerüstete amerikanische Armeen über das Meer gebracht und auf den Kampfplätzen eingesetzt wurden, da gerieten die Heere Deutschlands und Italiens überall ins Wanken und Weichen. Ja die beiden Länder wurden selber zum Kriegsschauplatz, und nach unerhörtem Ringen mußten sie im April 1945 um Waffenstillstand nachsuchen. Sie wurden von den Siegern besetzt, und die Männer, die sie ins Verderben gestürzt hatten, nahmen ein schmähliches Ende.

Am 8. Mai läuteten im ganzen Schweizerlande die Glocken zur Feier der Waffenruhe, und in jeder Schule schilderte der Lehrer den Schülern, aus welch fürchterlicher Gefahr das Vaterland befreit war.

Ein Schreckenstag in Schaffhausen

Was wir in der Schweiz vom Zweiten Weltkrieg sahen, das waren Soldaten der kriegführenden Völker, die über die Grenze gedrängt, aus Gefangenenlagern entwichen oder aus Flugzeugen gestiegen waren, die hier hatten landen müssen. Und es waren die fremden Flugzeuge selber, die oft in ganzen Schwärmen über unser Land dahinbrausten, ohne sich um die Neutralität der Schweiz zu kümmern. Ihre Zahl wurde von Jahr zu Jahr größer. Einmal zur Nachtzeit dröhnte der Himmel mehr als eine halbe Stunde lang ununterbrochen vom Lärm der Motoren. Es war, als ginge ein nicht enden wollendes Donnerrollen durch die Wolken.

Anfangs suchten viele Leute vor den unheildräuenden Vögeln Zuflucht in den Schutzräumen. Nach und nach aber gewöhnte man sich an ihr Er-

scheinen und unterließ jede Vorsicht. Es war aber immer Gefahr dabei. Mehrmals warfen fremde Flieger, weil sie sich über Feindesland glaubten, Bomben auf unsern friedlichen Boden ab. Es kamen Menschen ums Leben; es wurden Häuser eingeäschert und andere Zerstörungen verursacht.

Ein besonders schweres, tief beklagenswertes Unglück aber brachten solche Flieger über Schaffhausen, die gute alte Schweizerstadt am Rhein mit ihrem ehrwürdigen Munot und den vielen erkergeschmückten Häusern.

Es war am 1. April 1944, einem milden sonnigen Frühlingstag. Da nahte vom Bodensee her, hoch über dem Rhein, ein Geschwader amerikanischer Flieger. Niemand ahnte etwas Schlimmes. Aus manchen Häusern traten Neugierige ins Freie, um das Schauspiel anzusehen. Da auf einmal lösten sich dunkle Körper von den Flugzeugen los und sausten in jähem Sturz herab, in die Gassen hinein, auf die Häuser, in die Umgebung hernieder. Die Führer der Abteilung hatten die Stadt, weil sie am nördlichen Rheinufer liegt, für eine deutsche gehalten und in dieser irrigen Annahme das Zeichen zum Abwurf der mitgeführten, zur Verheerung bestimmten Last gegeben. In weniger als einer Minute waren über 500 Spreng- und Brandbomben niedergegangen.

Sie hatten eine furchtbare Wirkung. Im Augenblick schlugen an zahlreichen Stellen der Stadt Flammen auf; mächtige Rauchsäulen stiegen empor und verdunkelten den klaren Frühlingshimmel durch eine dichte Wolke.

Gleich begann das Hilfs- und Rettungswerk. Mit äußerster Anstrengung wurden die Brände eingedämmt und gelöscht, die verschütteten Menschen befreit, die ersten Aufräumungsarbeiten unternommen.

Jetzt erst konnte man die ganze Schwere der Heimsuchung ermessen. 40 Menschenleben waren vernichtet, über 100 Personen verletzt, zahlreiche Gebäude zerstört, andere mehr oder weniger stark beschädigt, im ganzen 550.

Eine Zeitlang war die Stadt von jedem Verkehr abgeschnitten. Als die Verbindungen wieder hergestellt waren, trugen Telephon und Telegraph die Kunde von dem großen Unglück ins Land hinaus. Sie erregte in der ganzen Schweiz Bestürzung und Trauer. Man bezeugte der schwer geprüften Stadt treueidgenössische Teilnahme, und es wurden ihr zum Gedächtnis des leidvollen Tages mancherlei Schenkungen gemacht. Ein Schaden von 42 Millionen war entstanden. Er wurde vom Bundesrat der amerikanischen Regierung angemeldet. Sie war verpflichtet, ihn zu vergüten.

Die Verfassungsfeier 1948

Der Schweizer gedenkt gerne der großen Tage und Gestalten der alten Heldenzeit. Wie glänzt sein Auge, wenn er in einem festlichen Umzug Tell und Winkelried oder in einem Bühnenspiel ruhmreiche Begebenheiten aus jener fernen Vergangenheit dargestellt sieht!

Das Volk aber, das an einem Sommertag 1948 aus allen Landesgegenden zur Verfassungsfeier in der Bundeshauptstadt Bern zusammenströmte, wußte wohl, daß es dort nicht seine alten Lieblingsgestalten und kriegerische Schauspiele erwarten durfte. Nein, dieser Tag versprach ihm friedliche Bilder ganz aus dem letzten Jahrhundert. Sie sollten ihm vor Augen führen, wie es dem Schweizervolk ergangen ist, seit es sich 1848 eine neue Ordnung gegeben, die aus den zweiundzwanzig lose zusammenhängenden Kantonen einen festgefügten Bundesstaat gemacht hat.

Und doch war es ein prächtiger, herzerhebender Festzug, der sich, wohl eine Stunde lang, durch die Gassen der schönen Stadt bewegte.

Ehrerbietig und dankbar blickten die vielen Zuschauer auf den Zug der Bundesbehörden. Sie jubelten den Truppenabteilungen zu, die in musterhafter Mannszucht, ausgerüstet mit den besten Waffen, Zeugnis dafür ablegten, daß unser Land zu Schutz und Wehr bereit ist. Sie freuten sich an den Werken, die in den letzten hundert Jahren geschaffen worden sind, um den Wohlstand des Volkes zu fördern und Gutes zu stiften.

Da waren Gruppen, die ein Bild davon boten, wie sehr aller Verkehr erleichtert worden ist, seitdem wir im ganzen Lande einerlei Geld, Maß und Gewicht haben und die Zollschranken von den Kantonsgrenzen an die Landesgrenzen verlegt worden sind. Jedermann lächelte der sitzenden Helvetia zu, die aus einem radgroßen, blanken Fünfliber herausschaute. Sie hat Ordnung geschafft, die vielerlei Pfund und Batzen und Schilling aus dem Lande verdrängt und den Geldverkehr sehr vereinfacht.

Wieviel heute die staatliche Gemeinschaft tut, auf daß niemand darben soll, das zeigte die Gruppe, die Sinn und Segen der Schweizerischen Alters- und Hinterlassenenversicherung darstellte. Diese Versicherung ist bestimmt für alle, die im Leben an einem Platze stehen, wo keine großen Ersparnisse gemacht werden können. Jeder Geschäftsherr und jeder Arbeiter,

jeder Bauer und jeder Knecht entrichtet an ihre Kasse vorgeschriebene Beiträge, und der Staat leistet an sie große Zuschüsse. Wenn das Alter kommt oder wenn eine Familie ihren Ernährer verliert, dann fließt den Versicherten aus dieser Kasse allmonatlich ein Geldbetrag zu, der ihnen über die größten Sorgen hinweghelfen soll – nicht als Unterstützung, nein, als ein wohlverdienter nachträglicher Lohn für die früher geleistete Arbeit. Diese Versicherung ist das größte Werk, das die Schweiz je für die Wohlfahrt des Volkes geschaffen hat. Sie ist auf Anfang 1948 ins Leben getreten und bildet das schönste Denkmal dieses Erinnerungsjahres.

Der Zuschauer erhielt aber auch eine deutliche Vorstellung davon, wie die Ausgaben des Bundes im Laufe des Jahrhunderts angewachsen sind. Es wurden Blöcke vorübergetragen, die durch ihre verschiedene Größe dieses Anwachsen zeigten. Wie klein der erste, wie mächtig der letzte! 16 Millionen waren es zu Anfang; heute sind es 1400 Millionen.

Auf dem Bundesplatz sprachen die Vertreter der obersten Landesbehörden zu der schier unabsehbaren Volksmenge. Sie wiesen hin auf alles Gute, was die Verfassung von 1848 dem Schweizerlande gebracht hat, und riefen das Volk auf, getreulich mitzuhelfen, daß das Vaterland in Gottes Obhut gedeihen möge – ein freier, blühender Staat, ein tüchtiges Volk, Friede nach außen und Ruhe und Wohlergehen im Innern.

Auch in jedem Schulhaus hat man die Verfassungsfeier begangen. Die Jugend hört gern von der alten Heldenzeit. Das ist recht; denn ihr verdanken wir die Gründung der Eidgenossenschaft. Aber sie muß auch dem heutigen Vaterland ihren Sinn zuwenden. Es ist ein glückliches Land, vielleicht zurzeit das glücklichste auf der Welt. Es gewährt seinen Bürgern große Rechte. Wer sie gewissenhaft ausüben will, der muß die Geschichte dieses Vaterlandes, aber auch seinen heutigen Aufbau und seine Einrichtungen kennen. Dann erst lernt er es richtig schätzen und lieben.

Das sind die Gedanken, die der Jugend an der Verfassungsfeier ins Herz gelegt wurden. Ein freies, glückliches Vaterland gehört zu den schönsten Gütern des Lebens. Von den Alten geht es über an die Jungen. Jedem Geschlecht ist es eine heilige Pflicht, es unversehrt zu erhalten und seiner Wohlfahrt mit allen Kräften zu dienen.



Inhaltsverzeichnis

Vorwort 5
1. Die Pfahlbauer 7
2. Von den Helvetiern 14
3. Divico und Orgetorix 17
4. Helvetien unter den Römern 21
5. Christliche Glaubensboten bei den Helvetiern 26
6. Die Stammväter des heutigen Schweizervolkes 29
7. Glaubensboten aus Irland 31
8. Von der Herkunft der Urschweizer 35
9. Struthan Winkelried 37
10. Von den Anfängen der Stadt Luzern 38
11. Karl der Große 39
12. Karl der Große und die Schlange 41
13. Ein Königreich und ein Herzogtum und schwere Zeiten 42
14. Die Sage von der Gründung des Fraumünsters in Zürich 44
15. Der heilige Meinrad und seine Raben 46
16. Das Kloster St. Gallen in seiner Blütezeit 48
17. In der Klosterschule 50
18. Notker der Stammler 51
19. Die Klausnerin Wiborada 52
20. Die gute Königin Berta 55
21. Die Habsburg 56
22. Der Landläufer von Glarus 57
23. Die Gründung der Stadt Bern 60
24. Die Herren von Vaz und die Walser in Rätien 62
25. Von den Ritterzeiten 64
26. Graf Rudolf von Habsburg 66
27. Der leutselige Kaiser Rudolf 71
28. Die Waldstätte und das Haus Habsburg / Der ewige Bund von 1291 . 74
29. Die Sagen von der Gründung der Eidgenossenschaft 77
30. Kaiser Albrechts Tod 88
31. Der Überfall der Schwyzer auf das Kloster Einsiedeln 91
32. Ein Freund in der Not 93
33. Die Schlacht am Morgarten 94
34. Die Großmut der Solothurner 97
35. Wie Luzern in den Schweizerbund kam 99
36. Die Schlacht bei Laupen 102
37. Ein guter Schmied 106

38. Die braven Nidwaldner 106
39. Rudolf Brun und die Mordnacht zu Zürich 107
40. Wie Glarus und Zug eidgenössisch wurden 110
41. Das Erdbeben von Basel 112
42. Die Gugler 113
43. Der Anschlag auf Solothurn 115
44. Bei Sempach, der kleinen Stadt 117
45. Der treue Schultheiß 120
46. Die edle Gattin 121
47. Die Schlacht bei Näfels 121
48. Der Wein als Stadtwächter 123
49. Der Vogt von Schwendi und der Appenzellerjunge 125
50. Vom Appenzeller Freiheitskrieg 127
51. Vom Walliservolk und von der Mazze 129
52. Des deutschen Kaisers Sigismund Empfang in Bern 131
53. Wie der Aargau eidgenössisch wurde 133
54. Das Banner von Zug bei Arbedo 135
55. Johannes Chaldar 136
56. Die drei Bünde in Rätien 138
57. Das Erdbeben von Zug 139
58. Vom alten Zürichkrieg 140
59. Der Sturm auf Zürich 142
60. Die Bluttat von Greifensee 143
61. Die Mordnacht von Brugg 144
62. St. Jakob an der Birs 145
63. Ein Kriegszug wegen eines Plapparts 149
64. Die Belagerung von Winterthur 150
65. Wie es zum Burgunderkriege kam 151
66. Die Beute von Grandson 154
67. Die Schlacht bei Murten 157
68. Der tapfere Neuenburger 160
69. Das Ende Karls des Kühnen 160
70. Das törichte Leben 162
71. Das verhängnisvolle Schlachtfeld 163
72. Bruder Klaus 164
73. Hans Waldmann 167
74. Eidgenössische Freudentage 170
75. Ein hochherziger Regent 172
76. Vom Schwabenkrieg 173
77. Der tapfere Glarner 174

78. Die getreuen Hauptleute 175
79. Die unglücklichen Kinder 177
80. Das herzhafte Thurgauermägdlein 178
81. Zwei edelmütige Hauptleute 180
82. Der Tag von Dornach 181
83. Basels Aufnahme in den Schweizerbund 183
84. Die Mailänderzüge und Marignano 184
85. Der Kardinal Matthäus Schiner 187
86. Die Glaubensspaltung und Ulrich Zwingli 190
87. Die Kappeler Milchsuppe 192
88. Zwinglis Tod 193
89. Paracelsus, der Hexenmeister 194
90. Niklaus Wengi 196
91. Der Dulder im Schloß Chillon 197
92. Wie Geist und Wissen geehrt wurden 198
93. Eine Helferin der Kranken 199
94. Eine gute Herrin 200
95. Ein guter Sohn 201
96. Das Straßburger Schießen und der Hirsebrei 202
97. Schweizer gegen Schweizer 204
98. Die Escalade zu Genf 206
99. Hartmann zu Hartmannis 207
100. Von Hungersnot und bösen Krankheiten 209
101. Der blutige Palmsonntag im Prätigau 211
102. Der edle Fürst 212
103. Der Bauernkrieg und der Bauernkönig 213
104. Von wackeren Schweizersöldnern 217
105. Die Glarner Schiefertafeln 218
106. Der edle Unterwaldner 220
107. Die ehrlichen Schweizer 221
108. Der Uhrmacher von Le Locle 222
109. Major Davel 224
110. Samuel Henzi 226
111. Die beiden Nachbaren 227
112. Kleinjogg, der Musterbauer 228
113. Albrecht von Haller 229
114. Das Mußewerk eines alten Soldaten 231
115. Der Untergang der Schweizergarde in Paris 232
116. Die Trikolore im Schweizerland 235
117. Der Heldenkampf der Schwyzer 238

118. Der letzte Widerstand 239
119. Aus den Nidwaldner Schreckenstagen 240
120. Weiteres aus der Franzosenzeit 243
121. Der Landvogt von Greifensee 247
122. Vater Pestalozzi (1746–1827) 252
123. Von Johann Kaspar Lavater (1741–1801) 257
124. Der Geschichtsschreiber Johannes Müller (1752–1809) 258
125. Johann Martin Usteri (1763–1827) 261
126. Emanuel Fellenberg (1771–1844) 263
127. Der Bergsturz von Goldau 266
128. Erlebnisse eines Schweizer Offiziers auf dem Rückzug aus Rußland . . 268
129. Die lange Tagsatzung 272
130. Der Gletschersturz im Bagnestal 273
131. Konrad Escher von der Linth 275
132. Die Hungersnot von 1816/17 278
133. Schweizer in der Fremde 280
134. Das erste Dampfschiff in der Schweiz 284
135. Der Sankt-Niklaus-Tag von 1830 in Aarau 285
136. Der Freiämterputsch von 1841 288
137. Die erste Eisenbahn in der Schweiz 289
138. Vom Sonderbund 290
139. Die neue Schweiz 292
140. Jeremias Gotthelf (1797–1854) 295
141. Wie Neuenburg gut eidgenössisch wurde 298
142. Das Unglück im Hauensteintunnel 300
143. Der Brand von Glarus 303
144. Das Rote Kreuz 305
145. Die Bourbaki-Armee in der Schweiz 306
146. Der Bergsturz von Elm 308
147. Vom Gotthardgebirge 310
148. Der unheimliche See 313
149. Wahrzeichen der neuen Schweiz 314
150. Gottfried Keller (1819–1890) 318
151. Die Schweiz im Ersten Weltkrieg 321
152. Im Zweiten Weltkrieg 325
153. Ein Schreckenstag in Schaffhausen 328
154. Die Verfassungsfeier 1948 330

